

Monika Teuscher-Schramm

... und immer wieder

Neuanfang

Deutsch-deutsche Erinnerungen
1939 bis 1963





Monika Teuscher-Schramm

Geboren am 30. Dezember 1939 in Dresden. Im Februar 1945 ausgebombt, überlebt im Bunker im Zentrum Dresdens.

Ab 1946 acht Jahre Grundschule, Oberschule und Studium verhindert durch gesellschaftspolitische Beschränkungen. Drei Jahre Lehre als Hotel- und Gaststätten-Kauffrau in der HO-Gaststättenbetriebe/Verwaltung.

1958 Flucht nach West-Deutschland. Von 1958–1960 Tätigkeit als Hotelsekretärin im Kurhotel Schloss Lerbach bei Bergisch-Gladbach.

1960/61 England-Jahr im Raum London mit Sprachschul-Abschluss.

1961–1963 verschiedene Tätigkeiten im Hotel-/Gastronomiebereich in Deutschland.

Im November 1963 für einen Sprachaufenthalt in die West-Schweiz.

Danach Heirat und seitdem wohnhaft im Raum Zürich, jetzt in Wolterau im Kanton Schwyz.



Dank

Ich danke meinem Mann Alfred Teuscher posthum für sein stets gezeigtes Interesse an meiner Geschichte, sein Verständnis und seine Geduld bei dem Entwurf dieses Buches.

Mein grosser Dank geht an meine Freundin Gisela Dirac, die mich zur Überarbeitung des Themas ermutigt, beraten und unterstützt hat.

Widmung

Gewidmet meinem im April 2010 verstorbenen Fredy.



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Copyright: Druckerei & Verlag Hille

Monika Teuscher-Schramm
... und immer wieder Neuanfang
Deutsch-deutsche Erinnerungen 1939-1963

Layout und Satz: Birgit Thieme

Titelfoto: Blick in die Münzgasse 1945

ISBN 978-3-939025-39-9

Gedruckt auf Munken Print Cream 15 von Artic Paper
FSC®-zertifiziert

Gesamtherstellung: Druckerei & Verlag Hille, Dresden
Printed in Germany

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung sowie der Übernahme für Print-, Hör-, TV- oder anderer Publikationen oder Veröffentlichungen auch einzelner Teile.
Kein Teil darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne Genehmigung der Verfasserin reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader

Inhalt

Dank	3
Widmung	5
Inhalt	7
Prolog	9
Dresden	11
1. Lebenswille	11
2. Ankündigung	15
3. Inferno	17
4. Die Münzgasse	23
5. Neubeginn	25
6. Auszug und Rückkehr	27
7. Leben auf der Buchenstrasse	30
8. Die Russen sind da	34
9. Die folgenden Jahre	41
10. Not und Improvisation.....	44
11. Umfeld und Nachbarschaft.....	51
12. Tante Rosa.....	57
13. Beginn der Schulzeit – geliebt undgehasst	61
14. Nachbars Bücher-Fundus	64
15. Beginn Tagebuch.....	68
16. Notwendige Auszeiten.....	70
17. Schulalltag/Impressionen	74
18. Weitere Jugendfreundinnen.....	81
19. Kino, Filme, Emotionen	83
20. Konfirmation und Ferien Zuhause.....	87
21. Letzte Schultage und grosse Ferien – glückliche Fügung	92
22. Beginn Lehrjahre = «Herrenjahre»?.....	99
23. Beginn im kleinen Aussenbetrieb.....	106
24. Fortsetzung im «grossen» Innenbetrieb.....	114
25. Kompensation Freizeit.....	122
26. Entscheidung, Planung, Flucht	133
West-Deutschland	147
27. Neuanfang im Westen	147
28. (Märchen-) Schloss Lerbach.....	152
29. Leben und Arbeiten im Schloss.....	155
England	171
30. St. Albans – Erste Eindrücke und Eingewöhnung.....	171
31. London – Umzug in die Hauptstadt.....	175
32. Und wieder ein Neubeginn in Deutschland.....	177
33. Wie ging es weiter	178

PROLOG

«...Die meisten Menschen vergessen ihre Kindheit wie einen Schirm, den sie irgendwo in der Vergangenheit stehen lassen...»
(Erich Kästner).

Die Frage ist, ob sie ihre Kindheit bewusst oder unbewusst vergessen, ob sie den «Schirm» irgendwann einmal abholen oder für immer stehen lassen.

Während die einen sich gerne und urteilsfrei an ihre Kindheit erinnern und sie bereitwillig offen legen, lassen andere sie in den Tiefen ihrer Psyche schlummern, weil sie ihnen einfach als unwichtig erscheint oder sie nicht in der Lage sind, besonders negative Erlebnisse verarbeiten zu können. Sie verdrängen die Erinnerung aus Selbstschutz.

Die ausgeblendeten Erinnerungen nisten sich jedoch im Hinterstübchen ein und warten auf einen auslösenden Abruf. Das kann ein Geruch, ein Bild, ein Geräusch, eine ähnliche Situation sein. Sie überfallen uns plötzlich und ohne Vorwarnung – als in bruchstückhaften Sequenzen erscheinende Sinneswahrnehmungen.

«... Grösster Besitz ist die Erinnerung...»
(nach C. Meyer-Clason).

Dann erkennen wir, dass die Erinnerungen immer da waren, dass sie unser lün und unsere Entscheidungen immer beeinflusst haben. Sie sind ein Teil von uns und prägen unbewusst unsere Persönlichkeit. So sind Kindheit, Entwicklung, Zufälle, äussere Einflüsse und Gegebenheiten, und nicht zuletzt Glück,

die Schmieden der unterschiedlichsten Lebensläufe. Für die Gestaltung der Lebensläufe ist jedoch jeder einzelne von uns selbst verantwortlich, je nach individueller Bewältigung in positiver oder negativer Ausrichtung. Insofern ist jeder «seines Glückes Schmied».

Ich selbst habe meine lange verdrängten Erinnerungen zu meinem grossen Erstaunen detailgetreu wiedererkannt. Ich habe meinen «vergessenen Schirm» gefunden. Besonders das Trauma der furchtbaren Bombardierung meiner Heimatstadt Dresden, die ich als Sechsjährige miterlebte und bei der wir alles ausser unserem Leben verloren sowie die schlimme Zeit der Nachkriegsjahre, war aufzuarbeiten.

«...Die ersten vierzig Jahre unseres Lebens liefern den Text, die folgenden dreissig Jahre den Kommentar dazu... »
(Arthur Schopenhauer).

Wie ein roter Faden zieht sich das Wort «Neuanfang» durch mein Leben. Etliche Male habe ich beherzt und radikal alle Brücken abgebrochen und in einer fremden Umgebung ein neues Leben begonnen: Nach der Bombardierung Dresdens war unser Zuhause über Nacht verschwunden.

Bei meiner Flucht in den Westen Deutschlands hatte ich nicht die geringste Ahnung, wie es weitergehen und wie ich meinen Lebensunterhalt verdienen könnte. Nach meinem Englandjahr hatte ich keine Arbeit und kein Zuhause mehr in Westdeutschland. Dann kam der Umzug nach Süddeutschland, und schliess-

lich landete ich in der Schweiz, wo ich endlich zur Ruhe kam.

«...Es kann dem Kühnsten und Neuesten, auf das wir uns einlassen, nur förderlich sein, wahren wir dem Vergangenen in einer Ecke unseres Herzens die Anhänglichkeit... »

(Klaus Mann).

Am dramatischsten und einschneidendsten war meine Flucht aus der DDR. Ich liess alles und alle zurück und hatte keinerlei Gewissheit, ob ich meine lieben Zurückgelassenen je im Leben Wiedersehen würde. Ich wollte einfach nur weg aus der Enge und der Bevormundung des Staates. Diese Hürde war die grösste, schwierigste, weil ich sie völlig auf mich gestellt und unter grosser Gefahr nahm. Ich blieb zwar im gleichen Land – Deutschland – doch trennten meine Lieben und mich danach Welten.

Republikflucht wurde damals hart bestraft. Der «antifaschistische Schutzwall» zum Schutz gegen den Westen war in Wahrheit eine Gefängnismauer, die

spernte ihre Bürger hinter einem «Eisernen Vorhang» ein und hinderte sie daran, dieses unfreie Land jemals verlassen zu können. Heute, nach der Wiedervereinigung Deutschlands, ist das für junge Menschen kaum noch vorstellbar.

Wäre ich auf der Flucht erwischt worden, hätte mein Leben eine ganz andere Wendung genommen. Aber ich hatte Glück! Wie so oft in meinem Leben. Ich lernte die richtigen Leute kennen und erhielt immer wieder Hilfe, auch wenn mich zwischendurch hin und wieder Angst oder gar Verzweiflung packten. Letztendlich konnte ich in einem Beruf arbeiten, der mir zusagte und neue Länder und Kontinente kennen lernen.

Und immer wurde ich getrieben von dem Wunsch nach einem würdevollen Leben mit mehr Freiheit und mehr Wissen, eingedenk meiner Herkunft – und meiner Erinnerungen... !

«... WIR SIND DIE SUMME ALLER AUGENBLICKE UNSERS LEBENS...»
(Thomas Wolfe).

Anmerkungen zu den Tagebuch-Einfügungen:

Die jeweils im Kontext in *Kursiv-Schrift* eingefügten Tagebuch-Passagen sind in Ausdrucksweise, Schreib- und Wortwendungen, Erklärungen, Abkürzungen und Grammatik-/Orthografiefehlern *original* wiedergegeben.

Für massgebliche längere Schilderungen werden die Sätze gekürzt (nur zum Thema) wiedergegeben, davor und danach Unwesentliches oder Überflüssiges durch Leerschläge (...) kenntlich gemacht.

DRESDEN

Die Nacht vom 13. zum 14. Februar 1945 und die Tage und Nächte unmittelbar danach werden mir immer in Erinnerung bleiben. Sie sollten mein ganzes, weiteres Leben verändern. Ich hatte wenigstens noch eins, was für Tausende unglückliche Menschen nicht mehr der Fall war. Am Abend hatte ich noch mit meiner Puppe gespielt und meine Mutter einiges in der Wohnung verrichtet. Danach freuten wir uns auf einen friedlichen Feierabend. Es sollte nicht mehr dazu kommen... Einige Stunden später hatte ich kein Zuhause mehr, keine Puppe, einfach gar nichts – ausser meinem Leben und meiner Mutter. Traumatisiert schafften wir es irgendwann, irgendwie aus der brennenden Stadt – über Tote, Trümmer, zerstörte Quartiere. Aber wo soll man hin, wenn man plötzlich kein Heim mehr hat und auch die Nachbarn und Freunde nicht mehr? Waren sie überhaupt noch am Leben? Die grösste Ungewissheit – unsere Angehörigen... Wie war es ihnen ergangen? Waren sie, ihr Zuhause, verschont worden? Erlebnisse, die nicht mehr wegzudenken sind! Ebenso Erlebnisse, die nach Erzählungen meiner Mutter sowie meinen eigenen frühen Erinnerungen natürlich noch weiter zurückreichen – traurige, lustige, oder einfach nur alltägliche...

1. Lebenswille

Ich wurde am 30. Dezember 1939 in Dresden geboren. Ich hatte noch zwei Halb-Geschwister, einen Bruder und eine Schwester. Beide waren einige Jahre älter als ich und lebten bei befreundeten

Familien auf dem Land im Norden Dresdens. Während der damals angespannten Verhältnisse waren sie dort gut und sicher untergebracht. Als Nesthäkchen blieb ich bei meiner Mutter in der Stadt. Zu jener Zeit wohnten wir im Zentrum der malerischen Altstadt, einen Steinwurf entfernt von der berühmten Frauenkirche. Mein Vater hatte eine eigene Familie und glänzte deshalb eher durch Ab- denn Anwesenheit. Nach heutigem Sprachgebrauch war meine Mutter also alleinerziehend. In gewisser Weise war sie eine modern eingestellte Frau, im Denken und Handeln somit ihrer Zeit voraus. Dieser Vorwand entthob meinen Erzeuger seiner eigentlichen Verpflichtung, ihr Alimente zu zahlen; vermutlich (vorerst) in beider Einverständnis. Für diese ihr eigene Selbstständigkeit arbeitete sie als Stenotypistin in der bekannten Dresdner «Waldschlösschen Brauerei». Auf Grund ihres guten Verdienstes war sie deshalb in der Lage sowie auch willens und souverän genug, allein für uns zu sorgen. Mit den damals üblichen langen Arbeitszeiten konnte sie mich verständlicherweise nicht zu Hause behalten. So kam ich 1940, nach meinem ersten vollen Lebensjahr, in ein wochenbetreutes Kinderheim. Jeweils am Wochenende holte sie mich dann nach Hause.

Diese Heime wurden in jenen Jahren neben Kinderkrippen und Kindergärten kriegsbedingt zunehmend notwendig und demzufolge überall eingerichtet, um so die alleinstehenden und zumeist berufstätigen Frauen mit ihren Kleinkindern zu entlasten. Entsprechend gross waren dann auch die darin angeordnete

ten Säle, in denen Bettchen an Bettchen standen. Die kleinen Baby-Bündel wurden von einer Vielzahl Kinderschwestern rationell, jedoch allgemein recht gut versorgt.

Im ersten Kriegsjahr, 1940, grassierte in ganz Deutschland ein grosses Säuglingssterben. Infolge Austrocknung durch eine sich rasant ausbreitende Virus-Krankheit starben viele Kleinkinder wie die Fliegen. Sie machte natürlich auch nicht vor den Mauern dieser Kinderheim halt.

Als in «meiner» Wochenkrippe der Ausbruch der Epidemie nicht mehr verheimlicht werden konnte, wurde eine allgemeine Besuchssperre für die Angehörigen verhängt. Gleichzeitig wurden die Wochenendaufenthalte der Kinder zu Hause untersagt.

Nach anfänglicher Einhaltung der Verordnung, dem dann aber zögerlichen und danach sogar auffallend nachlässigen Verhalten der Heimverantwortlichen, ignorierte meine Mutter diese Bestimmungen. In grosser Sorge versuchte sie nun, mich aus dem Heim herauszuholen. Aufgeregt und in höchster Eile verschaffte sie sich heimlich unerlaubt Zutritt in den riesigen Schlafsaal, ohne dabei auch nur von einer Aufsichtsperson oder sonst jemandem aufgehalten zu werden.

Die Schilderung ihrer Erinnerung verdeutlicht die damalige fatale Einstellung der Verantwortlichen gegenüber den aktuell herrschenden, schlimmen Zuständen – nämlich der Aufgabe jeglichen noch vorhandenen Lebens. Gespens-tisch dabei der Anblick des fast leeren Schlafsaales, der auffallend vielen leeren Kinderbetten, dem leisen Wimmern der noch wenigen, gleichfalls dem Tod

geweihten und augenscheinlich ihrem Schicksal überlassenen Säuglinge. Weit und breit waren keine Pflegerinnen oder Kinderschwestern auszumachen.

Völlig ausser sich fand mich meine Mutter in meinem Bettchen – unter den noch Lebenden! Jedoch sichtlich vernachlässigt in einem bedenklichen Zustand, röchelnd und mit vom Durst aufgequollenen, geplatzten Lippen. Sie erfasste sofort die Situation, hetzte in grösster Eile durch den Saal und raffte, soviel sie nur fassen konnte, von den überall stehen gelassenen kleinen Fläschchen zusammen. Ohne lange mit sich über deren Inhalt zu hadern, flösste sie mir daraus die Reste tropfenweise auf die Lippen. Gierig hätte ich von dem Zeugs eingesogen und geschluckt, nicht genug davon bekommen können, um den alles verzehrenden Durst zu löschen. Es war Medizin – eine in der Tat hier lebensrettende Flüssigkeit!

Aufgeschreckt durch den entstandenen Lärm stand plötzlich eine der letzten noch im Haus verbliebenen Schwestern in der Tür. Auf die fast hysterische Anklage meiner Mutter hinsichtlich des Unglaublichen, was sie hier vorfand, antwortete diese nur mit der barschen Frage «wie sie hier hereinkomme und was sie überhaupt hier zu suchen habe?!»

Ihre zusätzliche, ohne jede Regung vorgebrachte zynische Bemerkung brachte meine Mutter vollends aus der Fassung, «dass das Kind sowieso sterben würde, insofern jede ihrer weiteren Bemühungen zwecklos sei, und sie zudem sofort den Raum zu verlassen habe». Damit verhehlte sie meiner entsetzten Mutter nicht die angebliche Aussichtslosigkeit jedes weiteren Tuns wie auch ihre eigene offenkundige Resignation. Man über-

liess die Säuglinge zuletzt einfach sich selbst und somit dem Unabänderlichen. Dies vermutlich, ohne dass Mütter, Eltern oder Angehörige davon erfuhren oder sie überhaupt noch lebend zu sehen bekamen.

Nicht so meine Mutter, die nur noch konsequenter darauf reagierte! Ihr beherztes Vorgehen und danach meine «Entführung» aus diesem todbringenden Kinderheim, retteten mir letztendlich das Leben.

Es sollte jedoch in meinem noch jungen Leben mit den Widrigkeiten noch nicht zu Ende sein. Kurze Zeit nach dem glücklichen Entrinnen aus diesem Heim hatte ich mit einer weiteren tückischen Krankheit zu kämpfen. So landete ich mit einer Lungenspitzen-Tuberkulose in einer Höhenklinik ausserhalb Dresdens. Dort lag ich dann als gleich einem Kokon dick vermummtes Bündel, aus dem nur noch die Nase herauslugte, ein volles Jahr auf einer mehr oder weniger offenen Terrasse, auf dass durch das Atmen der frischen Luft meine kranke Lunge wieder gesund werden sollte. Was sie auch wurde. Damit bekam ich nun endlich auch mehr Freude am Dasein (wobei mir Jahre danach eine erlittene Rauchvergiftung, eine zutage tretende Herzschwäche sowie eine Erkrankung der Schilddrüse in der Folge etliche gesundheitliche Beschwerden verursachten, was dieses Bild doch wiederum etwas relativierte).

Inzwischen waren etwa drei Jahre vergangen. Meine Mutter ging immer noch ihrer Arbeit im Büro nach. So kam ich, wieder dem Leben draussen zugewandt, zurück in unser Heim in der Münzgasse (in der Nr. 9, heute etwa unterhalb des Hotels «Hilton»). Um zu unserer in der

vierten Etage unter dem Dach juchhe gelegenen Wohnung zu gelangen, mussten wir nicht wenige, durch viele Generationen ausgetretene Treppen hinaufsteigen. Sie bestand aus zwei Räumen – einer Wohnküche und einem Schlafzimmer, von denen je ein Fenster aus einer breiten Lukarne Richtung Gasse ging. Der Ausbau, nach heutigen Massstäben eine Art Atelierwohnung, genügte für «eine und eine halbe» Person vollauf. Zudem war sie durch ihre Kleinheit sehr gemütlich. Meine Mutter hatte sie auch fein eingerichtet – mit eleganten Möbeln aus weissem Schleiflack, auf die sie sehr stolz war und an die sie sich später oft mit Wehmut erinnerte.

Tagsüber ging ich nun in einen Kindergarten auf der Reitbahnstrasse, in den sie mich morgens brachte und abends wieder abholte. Es war für mich eine wohlthuende Erfahrung, dort unter Kindern meines Alters zu sein. Diese Jahre in unserem kleinen privaten Leben, dem schönen Zuhause und der wunderbaren Umgebung der Münzgasse waren eine relativ friedliche Zeit. Es ist nichts zu berichten, was diese Harmonie durch ungute Geschehnisse oder Zwischenfälle irgendwie getrübt hätte; von dem näher rückenden Kriegsgeschehen einmal abgesehen.

Als Nachzügler hatte ich überhaupt ein inniges Verhältnis zu meiner Mutter (vornehmlich während der Kindheit...). So denke ich heute noch gern an ihre für mich so lustigen Kosenamen: Mätzel – sächsisch für eine kleine Laus. War meine Mutter gut aufgelegt oder ich besonders brav, so hörte ich auf Muzel – «übersetzt» ein kleiner Flusen. Entgegen sonst gehegter Aversionen gegen alles Lausige und Unordentliche gefielen sie mir wegen ihrer Niedlichkeit beide.

Mein Vater besuchte uns in diesen Jahren regelmässig. Er besass eine grössere Gärtnerei. Es herrschte Krieg und Lebensmittel waren bereits rationiert. So brachte er stets irgendwelche Naturalien mit, meistens waren es grosse Tüten voll Walnüsse. Da er mit seinem Betrieb als Nahrungsmittelproduzent galt, wurde er vom Dienst an der Front freigestellt. Wie er mir viele Jahre später erzählte, musste er jedoch in den letzten Kriegsmontaten ebenfalls in einer Dresdner Rüstungsfirma arbeiten. Weil er «helle» genug war, wurde er dort mit der Fertigung eines komplizierten technischen Teiles betraut. Damit entschuldigte er im Nachhinein dieses zweifelhafte Privileg. Aus jener Zeit erinnere ich mich auch noch gut, dass er sehr viel fotografierte: in unserer Wohnung, wo er mich oft für Porträtaufnahmen ins rechte Licht rückte oder eben setzte, bevorzugt aber auch Sujets wie unsere Münzgasse, den Zwinger oder die Sofienkirche. Einige dieser Aufnahmen sind noch erhalten und heute authentische Zeugnisse unserer nahen Umgebung.

An einem unverhofften «Schauspiel», das ebenfalls in unserem Heim stattfand, sollte ich einen ganz besonderen Spass haben. Trotz meines damals noch frühkindlichen Alters ist mir das Spektakel wegen seiner Situationskomik und Heiterkeit unvergesslich geblieben. Sie ist meine am weitesten zurückreichende Erinnerung überhaupt, die ich gleich einem Filmablauf immer noch vor Augen habe.

Es muss im kalten Winter 1942/43 gewesen sein. Um es wärmer zu haben, hatte mich meine Mutter eines schönen Tages ins Bett verfrachtet, in dem ich munter mit meiner Puppe spielte. Mutter hatte ih-

ren Haushaltstag und beabsichtigte, den Boden des Schlafzimmers nass aufzuwischen. Damit sie durch mein Herumkrabbeln und -tappeln nicht gestört wurde, war das für sie wie für mich natürlich die einfachste wie auch beste Lösung.

Gut vorbereitet, begann sie also mit ihrer Putzerei. Statt nun für ihr Vorhaben einen Schrubber zu benutzen und es damit leichter zu haben, rutschte sie, auf einem Lappen kniend, auf dem Boden herum, wobei sie in jeden Winkel und unter die Betten kroch, um ja auch dort alles gründlich reinigen zu können. Den gut gefüllten Wassereimer zog sie dabei stets neben sich her. Eine etwas komplizierte Methode, die ihr zudem bei dem häufigen Wasserholen auch einige Mühe bereitete. Dafür hatte sie die Angelegenheit, sich jeweils beim Aufstehen auf den Rand des Eimers zu stützen, um besser hochzukommen. In diesem Falle jedoch verweigerte der Eimer diesen zusätzlichen Dienst. Er gab nach. Kippte um. Und – Wasser marsch! Die von meiner Mutter so mühevoll aufgenommene Schmutzbrühe ergoss sich über den gesamten Boden des Schlafzimmers. Unter unserem Dach breitete sich eine mittlere Überschwemmung aus.

Der wütende Aufschrei meiner Mutter brachte mich nach dem ersten Erschrecken darüber zum Lachen, war die unerwartete Vorstellung in diesem Moment für mich doch weit lustiger als Puppe und Teddy zusammen! Ihr Lamento nach dieser Bescherung, dazu ihr grimmes Gesicht ob dieses Malheurs reizten mich, noch heftiger zu lachen. Das brachte sie nur noch mehr in Rage, was ich wiederum mit noch weit heftigerem Gelächter quittierte. Dabei kugelte es mich derart vor Lachen, dass ich wie ein Gummiball im Bett herumwirbelte und

gar gegen die Wand prallte. Mit einiger Nachsicht schmunzelnd und sichtlich abgeregt, schilderte meine Mutter später die Geschichte dann aus ihrer «Perspektive».

Eine, in einer etwas kindlichen Betrachtungsweise vielleicht überhöhte, kleine Begebenheit. Durch die verbale Gegenseitigkeit sollte sie mir jedoch eindrücklich im Gedächtnis bleiben, seltsam anrührend und zugleich verbunden mit einer eigenartigen, innerlich spürbaren Zurückversetzung in diese damalige räumliche Atmosphäre.

2. Ankündigung

Im Laufe des Jahres 1944 wurden die Berichte über den Stand der Kriegshandlungen zunehmend beunruhigender. Im Westen wie im Osten rückten die Fronten näher, wodurch die Versorgung der deutschen Bevölkerung kritischer wurde.

Nach der Aufnahme massiver Bombardierungen auf deutsche Städte und Industriegebiete seitens der Alliierten und den dadurch erzielten erheblichen Zerstörungen, wurde die Not im Lande noch grösser. Zusätzliche Belastungen für die bis dahin einigermaßen verschont gebliebenen Gebiete ergaben sich durch die anschwellenden Flüchtlingsströme. So war gerade Dresden von zahlreichen durchziehenden Flüchtlingstrecks aus den deutschen Ostgebieten besonders stark betroffen.

Obwohl die Lebensverhältnisse damit auch für die Dresdner schwieriger wurden, wähten sie sich doch in relativer Sicherheit. Die Tatsache, dass ihre Stadt bisher von jeglichen Kriegshandlungen verschont blieb, führten sie auf ihre geo-

grafische Lage sowie die vermeintliche militärische wie industrielle Bedeutungslosigkeit zurück. Vor allem aber auf ihre besondere Stellung als weltweit bedeutende Metropole der Kunst und Kultur, der gegenüber auch der Feind seinen Respekt zeigte. So liess die Schönheit der Stadt mit ihren eindrücklichen Barockbauten und den unzähligen Kunstschätzen in ihren Mauern die Bevölkerung in dem trügerischen Glauben, ein solches Juwel würde nicht angegriffen oder gar zerstört werden (in weiser Voraussicht hatten die Verantwortlichen dennoch viele dieser Kostbarkeiten rechtzeitig ausgelagert). So dachten die Dresdner also nicht ernsthaft daran, dass es jemals zu einer Bombardierung kommen würde. Zu dieser Annahme verleitete sie zusätzlich die Tatsache, dass in ihrem friedlichen Elbtal hin und wieder auftauchende feindliche Flugzeuge stets wieder abdrehten, ohne dabei irgendeinen Schaden anzurichten. Das bestärkte ihre Zuversicht.

Gegen Ende des Jahres kamen diese Bomber jedoch in immer kürzeren Abständen. Flogen sie vorerst noch in grösserer Distanz über die Stadt hinweg, vermutlich um deren strategische Lage auszuspähen, kamen sie danach vereinzelt oder in Verbänden auch im nahen Tiefflug. Zur Warnung der Bevölkerung wurde deren Anflug vorher durch an- und abschwelliges Sirenengeheul angekündigt.

Ich erinnere mich noch sehr gut an ein Erlebnis mit diesen herandonnernden Fliegern. Ich hielt mich mit meiner Mutter unten am Elbufer auf, als der alles durchdringende Fliegeralarm einsetzte. Da wir inzwischen um deren Geschwindigkeit wie auch des unterschiedlichen

Tieffluges wussten, wurden wir schleunigst aufgefordert, uns in aller Eile in Sicherheit zu bringen oder irgendwo in Deckung zu gehen. Also liefen wir so schnell wir nur konnten, zurück bis zur Unterführung unter der Brühlschen Terrasse. Weiter schafften wir es nicht. Hastig wies mich meine Mutter an, unter eines der dort abgestellten Autos zu kriechen. Ich war noch klein genug und so ging das einigermassen, indem ich mich platt machte und so bäuchlings darunter quetschen konnte. Sie selbst kauerte sich mit eingezogenem Kopf in eine Lücke dazwischen. Die Autos waren von ihren Besitzern vermutlich aus demselben Grund dort abgestellt worden.

Wenn der Spuk vorbei war und man sich wieder herauswagen konnte, sofern die Flieger nicht gerade in mehreren Staffeln kamen, hatte man schon einen gehörigen Schrecken und entsprechendes Zittern in den Gliedern. Dabei hinterliess das ohrenbetäubende Dröhnen den bedrohlichen Eindruck, sie wären sogar unter der Brücke, und so direkt über unseren Köpfen, hindurch gedonnert. Der gewaltige Luftdruck, den sie bei jedem dieser Durchzüge auslösten, verursachte die ersten Schäden in der Stadt. Diese Warnflüge wurden bekanntlich zur Einschüchterung und damit hauptsächlich zur Demoralisierung der Zivilbevölkerung durchgeführt.

In Dresden, wie wir nun aus leidvoller Erfahrung wissen, sollten sie die Vorhut für noch weit Schlimmeres sein.

Über den 13. und 14. Februar 1945, die Tage des Infernos, das die Stadt in ein Trümmerfeld verwandeln sollte, sind die

Fakten hinreichend bekannt. Sie wurden durch zahlreich überliefertes Film- und Bildmaterial sowie in weiteren differenzierten Abhandlungen* genauestens rekonstruiert und dokumentiert; ebenso in Berichten von damaligen Offiziellen oder Beteiligten in der Ausübung ihres Berufes, später auch durch die Öffnung von Archiven.

Zudem verarbeiteten überlebende Dresdner Bürger, damalige Besucher sowie Überlebende der Tausende in der Stadt weilenden Flüchtlinge aus den Ostgebieten, die zu Augenzeugen und damit zu Zeitzeugen dieser Tragödie wurden, ihre traumatischen Erlebnisse in detailliert geschilderten, sehr persönlichen Berichten. Auch wir, meine Mutter und ich, waren unmittelbar Betroffene, wohnten wir ja im Zentrum der Stadt. So erstaunt es nicht, dass ich zu den damaligen schrecklichen Geschehnissen meine eigenen unauslöschlichen Erinnerungen habe.

Der Tag begann trotz der verfügbaren kriegsbedingten Einschränkungen mit einer wie immer normalen Geschäftigkeit. Die Dresdner, in vermeintlicher Sicherheit, gingen wie gewohnt ihrer Arbeit oder dem Alltag nach. Die verordnete Verdunklung liess abendliche Vergnügungen jedoch nicht mehr zu – Theater und Oper sowie die Museen waren geschlossen worden. Um die Dresdner bei Laune zu halten, führte einzig der Zirkus Sarasani noch bis zuletzt sein Programm durch. Tagsüber jedoch herrschte in der Innenstadt immer noch emsiges Treiben. So gingen die Dresdner in die zahlrei-

*Anm.: David Irving «Der Untergang Dresdens»

chen Kinos. Sie besuchten die nach wie vor immer noch feinen Kaufhäuser, Konditoreien und Restaurants auf der prächtigen Prager Strasse oder dem Altmarkt. Und da es zudem Faschingsdienstag war, wurde das tagsüber auf den Strassen lebhafteste Bild durch die kostümierten Kinder noch etwas bunter.

Ein Tanz auf dem Vulkan...

3. Inferno

An diesem 13. Februar hatte mich meine Mutter wie jeden Abend nach Büroschluss im Kindergarten abgeholt. Zu diesem Zeitpunkt hatte sie sich bei meiner Tante im Dresdner Industriegelände bereits einen Stapel Pappe besorgt. Der Grund dafür waren die erwähnten ersten Schäden in den Altstadt-Häusern durch den enormen Luftdruck der Tiefflieger. So waren, da exponiert direkt unter dem Dach, auch bei uns sämtliche Fensterscheiben zu Bruch gegangen. Um die Februarkälte abzuhalten, weiteren Schäden vorzubeugen und gleichzeitig der verordneten Verdunklung nachzukommen, wollte meine Mutter nun an diesem Abend mit den Kartonagen notdürftig die zerborstenen Fenster abdichten. Nach dem Abendessen und den üblichen Verrichtungen setzte sie mich deshalb ins Bett und begann mit ihrem Vorhaben. Naturgemäss ging es ihr nicht so gut von der Hand, und so brauchte sie länger, um damit voran zu kommen.

Mitten in ihrer Arbeit begannen die allabendlichen Alarmsirenen zu heulen, durchdringend und Mark und Bein erschütternd. Da diese in Intervallen mehrere Male wiederholt wurden, machte meine Mutter mit den Reparaturarbeiten noch vehementer weiter. Sie wollte vor

den anrückenden Fliegern unbedingt damit fertig werden.

Für die Zivilbevölkerung jeweils für eine Strassen- oder Häusereinheit zuständige Milizen hatten die Aufgabe, bei Fliegeralarmen die Bewohner in die dafür nächstliegenden Luftschutzräume zu rufen. Meistens waren es für die Front nicht mehr einsetzbare ältere Männer. Demzufolge ertönte auch in unserem Treppenhaus das Signal für die Hausbewohner, sofort den Luftschutzkeller aufzusuchen. Meine Mutter jedoch überhörte diese Aufforderung. Stattdessen hämmerte sie aufgeregt weiter an den Fenstern herum, um doch noch alle notdürftig abdichten zu können. Darüber ignorierte sie einen neuerlichen, diesmal dringenderen Aufruf des Luftschutzverantwortlichen sowie einen weiteren, zuletzt mit der unmissverständlichen Warnung, dass der Keller geschlossen würde.

Die Dringlichkeit der Aufforderung beruhte auf Meldungen über den Kurs grosser feindlicher Bomberverbände in Richtung des Dresdner Stadtgebietes. Es sei mit Bombenabwürfen zu rechnen. Dazu folgte die Androhung, «...wer dem nicht nachkomme und sich noch auf der Strasse befinde, würde von der Polizei verhaftet...»!

Der nun bedrohlich anschwellende Fliegeralarm verdeutlichte die nahende Gefahr. Als Vorboten schwirrten zudem bereits kleine Flugzeuge wie Insekten über die Dächer der Innenstadt. Erst jetzt wurde meine Mutter in ihrem hektischen Ibin gewahr, in was für einer Gefahr wir uns befanden und dass es höchste Zeit war, uns noch in Sicherheit zu bringen, nachdem sie damit viel zu lange gewartet hatte. Ich war am 30. Dezember fünf Jahre alt geworden. Zu diesem Geburts-

tag war ich mit einem feinen roten Samtmäntelchen und dazu passendem Hütchen, einem so genannten Schutenhut (charakteristisches Kinderhütchen mit aufgestellter breiter Krempe) beschenkt worden. In grösster Eile zog mir meine Mutter diese Kleider an, sich selbst warf sie nur einen Mantel über und griff sich einzig ihre Handtasche mit den persönlichen Papieren. Das war's! Zu mehr reichte es nicht. Sonstiges, wie auch meine geliebte neue Puppe, musste Zurückbleiben. Derart minimal ausstaffiert stürzten wir danach buchstäblich die vier Stockwerke hinunter, um doch noch den rettenden Keller unseres Hauses zu erreichen. Der aber war, wie vorausgewarnt, bereits geschlossen. Wir wurden nicht mehr hineingelassen!

In Panik stolperten wir die Stufen hinauf ins Freie und rannten über die Gasse hinauf zum Neumarkt. In dem nächstgelegenen grossen Eckgebäude (mir ist nicht bekannt, ob es ein Hotel war) befand sich ein öffentlicher Luftschutzkeller. Mit uns hasteten noch zahlreiche Menschen über den Platz, verzweifelt auf der Suche nach einem schützenden Unterschlupf. Dort angekommen, waren die Zugänge ebenfalls bereits verschlossen und damit ein Einlass auch hier nicht mehr möglich.

Meine Mutter, nun in grösster Angst, hetzte weiter, mich mehr hinter sich herschleifend, als dass ich laufen konnte. «Im Zickzack wie die Hasen seien wir über den Neumarkt gelaufen», erinnerte sie sich später oft dieser endlos langen Minuten. Hatte sie zuerst im Sinn, in der Frauenkirche Schutz zu suchen, hastete sie jedoch weiter Richtung Albertinum (Museum für Skulpturen und Moderne Malerei), im Wissen, dass es in diesem mächtigen Gebäude einen Luft-

schutz-Bunker gab. Und, buchstäblich in der letzten Sekunde, bevor sich auch dort die grosse drucksichere Tür schliessen sollte, wurden wir noch hinein gelassen! Als die letzten «Glücklichen» in diesem furchtbaren Danach...

Meine arme Mutter, die zeitlebens mit einem Herzfehler belastet war, brauchte danach lange, bis sie wieder zu Atem kam und sich von dieser Anstrengung, in der wir sprichwörtlich um unser Leben rannten, erholt hatte.

Der Luftschutzraum, dessen niedriger Eingang neben der Seitentür zum Albertinum (unterhalb der Brühlschen Terrasse) lag, wurde von einem massiven Tor gesichert. Einige Stufen führten in einen nicht sehr grossen Gewölbekeller hinunter.

Noch heute habe ich die Bilder vor Augen, als wir nach dem Schliessen der schweren Türe in den düsteren Raum gestiegen waren. In diffuses Licht getaucht sassen oder lagen da als eine graue Masse Menschen, z.T. in Decken gehüllt auf Bänken oder Pritschen, die meisten aber auf dem Boden. Etwa 80 bis 100 Personen, dabei viele Alte, einige Jüngere, die meisten davon Frauen, und etliche Kinder. Offensichtlich hatten sie alle nur wenige Habseligkeiten dabei, rechneten sie doch mit einem nur kurzen Aufenthalt in diesem Gemäuer, in dem sie unvermittelt hatten Schutz suchen müssen. Mehrheitlich waren es Leute aus der näheren Umgebung, darunter aber auch einige versprengte Zufallspassanten. Vermutlich befanden sich letztere gerade auf dem Heimweg von der Arbeit oder von ihren abendlichen Vergnügungen, als sie hier vom Fliegeralarm überrascht wurden.

Uns wurde ein freigemachtes Plätzchen in der äussersten Ecke auf dem Boden

zugewiesen, dazu erhielten wir eine Decke zum Schutz gegen die kalten Wände. Trotz der trüben Notbeleuchtung hatte ich von meinem Sitz aus eine relativ gute Sicht über das Geschehen. Meine Mutter erzählte später oft, dass ich während der ganzen Zeit ein stilles, mit neugierigen Augen alles beobachtendes Kind gewesen sei. Die ungewöhnlichen Eindrücke einer fast gespenstisch anmutenden Szenerie – ich muss sie mir bei dieser intensiven Betrachtung derart eingepägt haben, dass sie mir bis heute genauso deutlich in Erinnerung geblieben sind.

In der Furcht vor dem Ungewissen verharrten die Leute allesamt in einem bedrückenden Schweigen, das gelegentlich nur von einem Flüstern, dem Weinen eines Kindes oder einem leisen Wimmern unterbrochen wurde. Vereinzelt stand zwischendurch jemand auf und stieg vorsichtig über die aneinander gereihten Körper, um sich ein wenig Bewegung zu verschaffen oder einem Bedürfnis nachzugehen. Ansonsten lag über der vielköpfigen Menge eine eigentümlich gespannte Ruhe. Es schien, als ob in dieser Situation niemand auch nur unangemessen laut sein noch irgendwie sonst auffallen wollte. Vielleicht liess sie auch einfach die spürbar unterschwellige Angst verstummen. Obwohl ihre Stadt bisher verschont geblieben war, hatten die Menschen auf Grund der Warnungen doch zum ersten Mal die schlimme Voraussetzung, dass es diesmal anders sein könnte.

Was wirklich folgen sollte – keiner von ihnen hätte sich das je vorstellen können...

Kaum, dass wir untergekommen waren, vernahm man bereits das unüberhörbar

dunkle Dröhnen sich nähernder Bomberverbände. Ängstlich horchten die Leute auf das unheimliche Geräusch der Flugzeugmotoren, registrierten die ersten Bombenabwürfe und deren unvermittelten Einschläge, begleitet jeweils von einem dumpfen Krachen. Die heftigen Erschütterungen liessen sogar hinter den dicken Mauern gleich einer sich fortsetzenden Wellenbewegung den Boden vibrieren. Nun wussten die Dresdner, dass sie einer realen Bedrohung ausgesetzt waren. Auf ihre Stadt fielen die ersten Bomben, durch die ihr weltberühmtes Zentrum in sich zusammenfiel, verbrannte, verrauchte..., nicht zuletzt unser Heim wie das vieler anderer. Und mit ihm so viele Opfer, die darin umkommen sollten.

Die Uhr zeigte 22 Uhr 03.

Wie erwähnt ist die Strategie der Alliierten hinsichtlich der Bombardierung Dresdens ebenfalls bereits umfassend dokumentiert worden. Gleichwohl sollen hier zum besseren Verständnis noch einige Erklärungen angefügt werden, da sie im Zusammenhang mit den geschilderten Erlebnissen eine gewisse Rolle spielen.

Ziel des ersten Bombergeschwaders mit seinen detonierenden Luftminen und Sprengbomben war es, explosionsartig zuerst die kompakten Dächer der Altstadt zu zertrümmern. Mittels anschließender Brandbomben sprangen die im Inneren der getroffenen Häuser entfachten Brände rasend schnell über die engen Strassenzeilen, um sich danach über die gesamte Innenstadt in einem flächendeckenden Grossbrand zu vereinigen.

Nachdem diese Bombergeschwader ihre zerstörerische Last abgeworfen hatten, kehrten sie Dresden den Rücken und flo-

gen zurück. Viele Einwohner, im Glauben, damit das Schlimmste überstanden zu haben, eilten hinaus auf die Strassen, um ihre mehr oder weniger versehrten Heimstätten oder deren Umgebung aufzusuchen. Ein verhängnisvolles Unterfangen, das zur tödlichen Falle werden sollte! Auf Grund ausbleibender Warnungen vor dem erneut um 01.30 Uhr anfliegenden zweiten Bombergeschwader fielen viele dieser Ahnungslosen diesen noch heftigeren Angriffswellen zum Opfer. Der furchtbare Sog des Feuersturms, die Kellerfallen, die Kohlenmonoxydgase und Rauchvergiftungen sollten danach vielen der Unglücklichen Tod und Verderben bringen. Zudem muss hier nochmals erwähnt werden, dass sich in der Stadt grosse Trecks von Flüchtlingen auf ihrem Weg Richtung Westen aufhielten, die in dieser ausweglosen Situation ebenfalls zu zahl- wie namenlosen Opfern dieser Angriffe wurden.

Wieder waren es Unmengen von durch Zeitzünder ausgelösten Spreng- und Brandbomben, die eine weitere Ausdehnung des Feuers herbeiführten. Die vorerst überall noch einzeln lodernden Brände schlossen sich zu einem einzigen, grossen Flammenmeer zusammen, zu einem in der gesamten Innenstadt wütenden, unvorstellbar verheerenden Feuersturm.

Das aber war noch nicht das Ende des strategischen Vernichtungsplans. Amerikanische Bomber sollten das Werk danach gänzlich vollenden – Dresden dem Erdboden gleichzumachen! So folgte innerhalb von nur wenigen Stunden der dritte grosse Angriff. Von einem Geschwader der schwersten Bomber, den Fliegenden Festungen, wurden um die Mittagszeit des folgenden Tages, dem 14. Februar, wiederum Hunderte Ton-

nen ihrer tödlichen Fracht, dabei das alles vernichtende Phosphor, auf die unglückliche Stadt und ihre Bewohner abgeworfen. Diese erneute Armada aus der Luft sollte ihr damit endgültig den Rest geben.

Sollte! Die Frauenkirche, in der ich übrigens zu Beginn der 40er-Jahre getauft worden war (der genaue Zeitpunkt ist mir leider nicht bekannt), blieb gleich einer Trutzburg inmitten des um sie herum hinterlassenen Ruinenfeldes nämlich zunächst stehen. Zwei Tage später, am Morgen des 15. Februar, brach sie jedoch ebenfalls in sich zusammen. Die gestaute Hitze im Inneren liess den Sandstein mürbe werden, worauf die schwere Kuppel mit Getöse in den Kirchenraum stürzte. Damit war das Vorhaben hinsichtlich der flächendeckenden Zerstörung Dresdens endgültig aufgegangen. Sämtliche im Zentrum der Stadt konzentrierten Kunst- und Kulturdenkmäler waren dabei vernichtet worden – eine während Jahrhunderten in einzigartiger Symbiose harmonisch mit der Altstadt gewachsene, wertvolle Bausubstanz.

Die Bilanz der Vernichtungsstrategie: Am 13. Februar wurden auf Dresden 650'000! Brandbomben abgeworfen. Davon waren 15% Blindgänger. Weitere 783 Tonnen von den amerikanischen B 17-Bombern. Der Feuerschein war über 320 km sichtbar. Der Zerstörungsradius hatte die gewaltige Fläche von über 20! Quadratkilometern. Die Luftangriffe erfolgten innerhalb von 14 Stunden.

Nach endlosen Stunden der Ungewissheit erfuhren wir durch die Melder vom Einsturz der Frauenkirche, von den schlimmen Zerstörungen, von den durch die Brände ausgeglühten Mauern und

dem über allem stehenden, beissenden Rauch. Die Luftschutzverantwortlichen gaben deshalb Order, zu unserer Sicherheit vorerst weiterhin in den schützenden Mauern zu verbleiben. So harrten wir, soweit ich mich erinnere, während drei Tagen und Nächten im relativ sicheren Gewölbekeller des Albertinums aus. Ausgenommen meine Mutter, die an einem dieser Tage einen nicht ungefährlichen Ausflug unternehmen sollte. Nicht allein. Und nicht ganz freiwillig. Ins Waldschlösschen, ihrer Arbeitsstelle. Genauer, in das Lager der Brauerei. Dies in der Hoffnung, dort für unsere Keller-Notgemeinschaft irgendwie irgendwelche Getränke besorgen zu können!

Wie es zu diesem Unterfangen kam, ob nach einem offiziell ergangenen Aufruf oder einer individuellen Anfrage und dem von ihr darauf erfolgten Anerbieten, ist mir nicht bekannt. Das rarer werdende Trinkwasser jedenfalls machte diesen Höllentrip notwendig, nachdem von ausserhalb keinerlei Hilfe noch Nachschub mehr zu erwarten war. So ergab es sich, dass sich an einem der folgenden Tage zwei Milizen zusammen mit meiner Mutter in einem Kübelwagen den Weg durch die Trümmerlandschaft der z.T. immer noch brennenden, rauchgeschwängerten Stadt bahnten. Wegen ihrer Herz- und Atemprobleme vertrug meine Mutter keine Gasmasken, so dass sie sich mit vor den Mund gebundenen nassen Tüchern behalf, um damit einigermaßen die giftigen Rauchgase und Schwaden abzuhalten.

Um an die verheissene Quelle zu gelangen, sahen sie sich wegen der Verwüstungen und Hindernisse gezwungen, grosse Umwege durch die unversehrt gebliebenen Stadtteile zu machen. Und schafften es! Mitgenommen, aber soweit heil,

kehrten sie am Abend mit ihrer kostbaren Ladung zu unserem Domizil zurück. Ich erinnere mich noch recht gut, wie alles an meiner Mutter stark nach Rauch roch – ihre Kleider, die Haare, sogar ihre Haut. Lange ging es ihr danach nicht gut. Sie hatte trotz ihrer Vorsicht doch einiges an diesen Giftgasen eingeatmet. So hustete sie nun viel, zudem sprach sie sehr wenig. Und oft sass sie einfach nur regungslos da, tief in Gedanken versunken. Sie war allgemein sehr niedergeschlagen, denn sie hatte auf dieser Schreckensfahrt die enormen Zerstörungen sehen müssen...

Die Anzahl der Kästen Bier und wie deren Inhalt von den Verantwortlichen danach verteilt wurde, ist wohlweislich nicht bekannt. Wohl aber, dass meine Mutter für uns beide drei Flaschen Bier, zwei dunkle und eine helle, behalten durfte. Sie sprach später oft davon, sollte diese Flüssigkeit für uns doch noch von einiger Wichtigkeit sein.

Mit dem während dieser Zeit so lebensnotwendigen Sauerstoff wie überhaupt der Luftzufuhr klappte es in unserem Gewölbe-Luftschutzkeller besser als mit dem Notvorrat an Flüssigkeit.

Die dafür ausreichende Versorgung verdankten wir dem weitläufigen Belüftungssystem des Albertinums, dessen Einrichtung einen triftigen Grund hatte: die sich einige Etagen tiefer unter den Fundamenten des Gebäudes befindliche Befehlszentrale des örtlichen Luftschutzkommandos. In unserer unmittelbaren Nachbarschaft! Bereits zu einem früheren Zeitpunkt war sie speziell für diese Funktion, «versiegelt» in bombensicheren Beton-Mauern als eigentlicher Bunker eingerichtet worden. Entsprechend war dieser komplett mit allen verfügba-

ren technischen Einrichtungen ausgestattet, wie es für eine offizielle Meldezentrale über einen längeren Zeitraum notwendig war.

So ist es durchaus denkbar, dass die Bierlieferung ihren Weg auch nach dort gefunden hat...

Als endlich nach Tagen die Gefahr weitgehend vorüber war, wurde von den Miliz-Verantwortlichen das Eisentor wieder geöffnet. Unter Mühen... uns erwartete Schreckliches! Davor lagen, übereinander gestapelt zu kleinen unkenntlichen Körpern verformt, die Unglücklichen, die es nach uns nicht mehr hinter die rettende Türe geschafft hatten und erst beiseite geräumt werden mussten. Derselbe furchtbare Anblick bot sich uns vor der Ruine des Eckgebäudes, welches meine Mutter zuerst angesteuert hatte. Dort lagen bis zur Unkenntlichkeit verkohlte Menschenleiber, die noch nicht geborgen werden konnten. Bilder des Grauens!!

Vorsorglich hatte meine Mutter uns feuchte Tücher vor Mund und Nase gebunden (mit dem aufgesparten Bier!), um uns vor dem entsetzlichen Verwesungsgeruch und dem in der Luft hängenden Gemisch aus Rauch und Trümmerstaub zu schützen. Auslöser dafür war die über dem gesamten Ruinenfeld immer noch unverändert schwebende grosse Hitze, hervorgerufen durch die zahlreichen in den Kellern noch längst nicht ausgeglühten Kohlenvorräte. Zwangsläufig ergab die über der Stadt stehende, sich zusätzlich mit diesen unsäglichen «Anreicherungen» vereinigende Rauchglocke ein furchtbar penetrantes Luftgemisch. Das erschwerte damit die ohnehin mühsame Atmung noch mehr, so dass es angesichts dessen doch

einiger Überwindung bedurfte, unsere Rettunginsel zu verlassen.

Noch heute bezeichne ich mich als zuverlässigen Brandmelder. Feuer und Rauch sollten in meinem Geruchsspeicher sinngemäss «unauslöschlich» bleiben. Auch heulende Alarmsirenen können mich heute noch in Angst und Schrecken versetzen. Später machte uns eine bei diesem schlimmen Exodus trotz aller Vorsicht erlittene Rauchvergiftung ebenfalls noch sehr zu schaffen.

Über die Brühlsche Terrasse erreichten wir den nun so unsagbar trostlosen «Malerwinkel», den einst so berühmten Blick in die Münzgasse hinauf zur Frauenkirche, der jetzt nur noch Zerstörung zeigte. Wohin man schaute – Trümmer, ausgebrannte Mauern, russgeschwärzte Fassaden, die als dunkle Gerippe gespenstisch in den Himmel ragten (ein von meinem Vater in jenen Tagen aufgenommenes Foto zeigt exakt diese Ansicht in seiner ganzen Tröstlosigkeit). Die «Strategie» war aufgegangen. Die den Sprengbomben folgenden Brandbomben hatten von oben nach unten das zerstörerische Werk vollendet. Die Dächer waren eingestürzt und die Häuser danach von innen ausgebrannt. Unser Haus, unsere Habe, nichts war geblieben.

Wenngleich ich den Verlust wie überhaupt die Dimension der gigantischen Vernichtung damals noch nicht zu erfassen vermochte, so fühlte ich doch das grosse Leid, das damit über uns, unser Leben, unsere so alt vertraute Umgebung hereingebrochen war.

Ich sehe meine Mutter noch heute weinen...

Vielleicht kann man ihr vorwerfen, dass sie am 13. Februar den Alarm und die dringenden Aufrufe, den Keller in unse-

rem Haus aufzusuchen, ignoriert hatte. Dies in Anbetracht der Gefahr, in die sie uns damit eigentlich gebracht, ja vielleicht sogar verantwortungslos gehandelt hatte. Hier jedoch sollte ihr Verhalten unsere Rettung bedeuten. Wir sind im wahrsten Sinne des Wortes davongekommen! Dank der Säumigkeit meiner Mutter sollten wir bis zum Luftschutzbunker des Albertinums hetzen müssen (zu erwähnen ist, dass dieses uns im Keller schützende Gebäude im oberen Teil ebenfalls bereits brannte!). Wir hatten zwar alles verloren, dafür aber unser Leben gerettet. Unsere Nachbarn in der Münzgasse waren in der Bombennacht alle umgekommen. Ausser der Familie J.... (darüber später).

Bis heute sehe ich dieses Überleben in meiner Rückerinnerung als eine Vorsehung an – eine vorgegebene Bestimmung, eine wundersame Fügung oder einen Wink des Himmels, wie sie im Leben ja vorkommen. Oder war es einfach nur Glück, gar Zufall – Zeit, Ort, Umstände vorausgesetzt? Wie auch immer, es sollte so sein. Und unser Leben sollte eine neue Wendung nehmen.

Nun hiess es – sprichwörtlich – «auf zu neuen Ufern...»

4. Die Münzgasse

An dieser Stelle einige Erklärungen zu dem bisherigen Handlungsort, der Münzgasse.

Viele Kultur-Touristen reisen heutzutage in Scharen nach Dresden, um die Sehenswürdigkeiten und Schätze der Stadt zu besichtigen. Dabei erhält die kleine Gasse weniger ihres Namens wegen, sondern ihrer Funktion als Verbindung

innerhalb der viel besuchten Altstadt eine bestimmte Wichtigkeit.

Diese eher unbekanntere Berühmtheit verdankt sie der unmittelbaren Nachbarschaft zur wieder erstandenen Frauenkirche. Von dieser und dem sie umgebenden Neumarkt im Herzen der Stadt führt sie nämlich in wenigen Schritten direkt hinunter an den Fluss resp. hinauf zur ehemaligen Stadtbefestigung, dem Balkon Dresdens.

Bereits zu DDR-Zeiten war sie dieser günstigen Lage wegen wieder aufgebaut worden. Nach der Wende avancierte sie mangels im weiteren Umkreis ausreichender Versorgungsmöglichkeiten gar zum nahen gastronomischen Zentrum. Die nun zahlreicher werdenden Touristen mussten ja entsprechend versorgt werden. Damit wurde sie gleichzeitig zu einer ausgiebig frequentierten Mini-Touristenmeile, im Volksmund bekannt als «Fressgasse». Auf beiden Seiten reiht sich nun Restaurant an Trinkstube an Spezialitäten-Lokal an Andenken-Laden mit den dazu unvermeidlichen Boulevard-Podesten. Bei dieser Aneinanderreihung wurde natürlich keine noch so kleine Lücke freigelassen.

Durch die gegebene altstädtische Enge und die zusätzliche Einengung wurde die Gasse infolge des unaufhörlichen Durchschleusens der Besucherströme zunehmend zum sprichwörtlichen Nadelöhr, zu einem regelrechten Durchlauf-erhitzer.

Ein schon älterer Dresdner Einwohner, dem diese Aufmachung der neuen Münzgasse so gar nicht gefallen wollte, bezeichnete sie dementsprechend abschätzig, als ein «Dräsdner Disneyland». Womit er sicher nicht so Unrecht hat.

Aber das stört die vielen neugierigen, vor allem an der Kultur interessierten Besucher der Stadt wenig. So zwängen und mühen sie sich in diesem kleinen Gässchen durch ein Gedränge von weiteren Menschenmassen, um zu dem hoch über der Elbe gelegenen Flanier-Gemäuer, der erwähnten Brühlschen Terrasse zu gelangen, oder durch deren Unterführung an die ebenfalls vielfach angesteuerten Schiffsanlegestellen der altherwürdigen «Elbe-Dampfschiffahrts-Gesellschaft», der heutigen «Dresdner Weissen Flotte». Natürlich geschieht das auch in umgekehrter Richtung: Den Gassenengpass hinauf, vorteilshalber dann rechtsseitig, um die Entgegenkommenden nicht zu behindern, die die Frauenkirche und das Drumherum bereits bewundert haben.

Kaum einer dieser vielen Kulturbeflis-senen Dresden-Reisenden aber wird bei seiner individuellen Bewältigung eines Durchkommens durch diese Gasse wohl je einen Gedanken an die Münzgasse jener Tage vor 1945 aufwenden. Wie hat sie vor der Zerstörung oder noch früher ausgesehen? Was für Menschen wohnten da? Wie lebten sie?

Der Kontrast der heute so lebhaften Münzgasse zu deren Vorleben könnte wahrlich nicht grösser sein. Die «Neue» – derart aufgebrezelt mit den teuren Appartements, Büros und Praxen hinter ihren lichten Mauern, den bunten Lokali-täten und lärmenden Menschenmassen – gegenüber den ehemals morbid-modrigen, aus dem Mittelalter heraus gewachsenen alten Strukturen mit der ihnen eigenen Kleinheit, ihren grauen Häuserzeilen, den obenauf pittoresken Dächern, und nicht zuletzt dem darin sicher be-scheideneren wie auch gemächlicheren Leben und Treiben seiner Bewohner.

Zu Beginn des vorigen Jahrhunderts waren diese engen Gassen ein eigentli-ches Arme-Leute-Viertel. Die ohne jegli-chen Komfort einfachen, und in den ty-pischen schmalen Altstadt Häusern eben auch kleinen Wohnungen, waren ent-sprechend billig und wurden deshalb zumeist von Arbeiterfamilien bewohnt. Der zentralen Lage wegen zogen später auch Angestellte und Gewerbetreibende zu, so dass in diesem Ensemble bis zur Zerstörung 1945 eine heterogene, klein-bürgerliche Bevölkerung lebte.

Hinzu kam, dass mit der Zeit ebenfalls viele Künstler von diesem Quartier und seinem pittoresken Gefüge angezogen wurden. So haben danach Maler und Fo-tografen den imposanten Durchblick auf die Frauenkirche vom deshalb sog. Ma-lerwinkel auf der Brühlschen Terrasse in unzähligen Bildern festgehalten. Da-mit wurde die eigentlich unscheinbare Münzgasse als beliebtes Vordergrund-Sujet entsprechend aufgewertet und welt-weit bekannt gemacht.

In jenem geschichtsträchtigen Gemäuer hatten nun also auch meine Mutter und ich gewohnt, haben wir dessen histori-sche Mauern noch von innen gesehen, waren wir Teil des auf wenige Quadrat-meter beschränkten Mikro-Kosmos. Wir haben in dieser Gasse, in diesem Haus eine harmonische, leider zu kurze Zeit leben dürfen und dabei aber auch beäng-stigend schreckliche Tage durchmachen müssen.

Auf alten (Färb-) Ansichten mit dem Blick über die Dächer der Altstadt, z.B. vom Turm der Frauenkirche, ist das et-was niedrigere Haus mit dem auffallend roten Dach, der breiten Lukarne, sehr gut auszumachen.

5. Neubeginn

Nach dem Bombenangriff mussten wir irgendwie trotz unserer beschränkten Möglichkeit zum gegenüberliegenden Ufer, auf die andere Seite des Flusses gelangen.

Meine Mutter wollte von diesem schrecklichen, für uns so ausweg- wie aussichtslosen Szenario nur noch weg. So mussten wir versuchen, auf irgendeinem Weg aus diesem Trümmer- und Ruinenfeld heraus zu kommen.

Die meisten unserer Verwandten, meine Grossmutter sowie Tanten (Schwestern meiner Mutter) mit ihren Familien, wohnten alle in der Neustadt. Zwar hatte es nach den Berichten der Luftschutzmilizen im Norden der Stadt anscheinend weniger Zerstörungen gegeben, jedoch wussten wir nichts über die Situation im Einzelnen. Und so machte sich meine Mutter natürlich ebenso grosse Sorgen um ihre Angehörigen. Zudem hoffte sie, irgendwo für uns eine Unterkunft zu finden, wo wir für die nächste Zeit bleiben konnten.

Nachdem während der Bombardierungen sämtliche Elbübergänge im Stadtkern zerstört worden waren, mussten wir notgedrungen eine lange Strecke auf der Altstädter Elbseite zurücklegen. Die nächste noch intakt gebliebene Brücke war das sog. «Blaue Wunder», eine nach dem Prinzip des Ingenieurs Eiffel erbaute Eisenkonstruktion. Noch nach Jahren war es meiner Mutter wie auch mir nicht möglich, über diesen schrecklichen Exodus entlang der Elbe zu sprechen, der das bisher Gesehene und Erlebte noch übertraf: unzählige Tote auch hier. Nach den ersten Bombenabwürfen hatten sich

viele Dresdner, darunter ebenso zahlreiche Flüchtlinge, mit ihrem Hab und Gut in der vermeintlichen Hoffnung, hier eher unbeschadet aus der Stadt zu kommen, ans Ufer des Flusses begeben. Und waren als bewegliche Ziele gerade hier aufs Korn genommen worden.

Auf Grund der vielen Trümmer auf den Strassen des ebenfalls stark betroffenen Stadtteils Johannstadt und der dadurch für mich zu grossen Hindernisse, mussten wir entlang des von Leibern und Hausrat übersäten Elbuferweges laufen. Auf der im Stadtteil Blasewitz unversehrten Uferstrasse erreichten wir endlich den ersehnten Brückenübergang, mit dem wir hofften, all das Elend und die entsetzlichen Bilder hinter uns lassen zu können. Wie dieses Villenviertel war das gegenüber auf der Neustädter Seite liegende Loschwitz ebenfalls vollkommen intakt geblieben. Welch ein abrupter Kontrast zu den enormen Zerstörungen im Zentrum!

Von hier nun führte unser Leidensweg wieder stadteinwärts Richtung Waldschlösschen und danach weiter durch die nicht enden wollende alte Heerstrasse bis zur Königsbrücker Strasse. Hier stellten wir zu unserer grossen Erleichterung fest, dass in der äusseren Neustadt, ausgenommen einzelner Bomben-Einschläge, soweit doch alles stehen geblieben war.

Nach diesem langen strapaziösen Marsch kamen wir endlich bei unseren Verwandten auf der Förstereistrasse an. Erschöpft, jedoch froh, sie unversehrt vorzufinden. Und natürlich war die Freude auch auf ihrer Seite, dass wir dem Inferno lebend entkommen waren.

Man kann sich vorstellen, dass wir uns nach der geschilderten Tortur in einem entsprechend erbarmungswürdigen Zustand befanden und sie uns demnach fast nicht wieder erkannten. «Grauslicher als Vogelscheuchen hätten wir ausgesehen – völlig verdreht, abgerissen, zerzaust, russ-, staub- und blutverschmiert. Einfach zum Gotterbarmen!» Derart entsetzt definierten die lieben Leute unser Aussehen. Ein sicher nicht unrealistischer Vergleich, zugleich jedoch Ausdruck grosser Erleichterung, dass es Gottlob *nur dieser* Zustand war...

So war als erstes eine gründliche Überholung dringend nötig, um mit einem gesäuberten Erscheinungsbild wenigstens äusserlich das Erlebte abzustreifen. Zudem meinte meine resolute Tante, dass mein einst so schönes rotes Hütchen jetzt eher einer unbestimmbaren Tarnkappe gleiche und ein «Rotkäppchen» nun wirklich nicht so aussehen dürfe; so gesehen der klägliche Rest also ebenfalls in den grossen Wäschezuber gehöre. Was ich durchaus verstand. Die Reinigung war mehr als nötig, wies doch alles an uns nur noch undefinierbare Formen und Farben auf. So wurde durch die kompetente Behandlung seitens meiner Tante aus der schmutzigen Kappe wieder ein leuchtendes «Rotkäppchen», an dem ich später noch lange meine Freude hatte.

Beim beschwerlichen Übersteigen der Trümmer hatte ich mir zudem böse das linke Knie aufgeschlagen. Meine Mutter hatte die heftig blutende Wunde mit dem Rest des Bieres einigermassen zu desinfizieren versucht und danach mit einem der ursprünglich um Mund und Nase gebundenen Tücher notdürftig verbunden. So verarztete mein (Sanitär-) Onkel das

inzwischen entzündete, dazu stark angeschwollene Knie. Hiervon ist mir ein sichtbares Andenken geblieben: seitdem prangt an dieser Stelle ein kleiner eigenartig blauer Fleck.

Einige Tage blieben wir dann bei Onkel und Tante. Dank deren Fürsorge konnten wir uns in der schönen und genügend grossen Wohnung ausruhen und meine Mutter sich vor allem von den erlittenen Strapazen erholen. Neu ausstaffiert hatte sie danach wieder ein würdigeres Aussehen, genug Energie und frischen Mut, sodass wir uns nun auf den Weg zu meiner Grossmutter «auf dem Hecht» machen konnten.

Das Hecht-Viertel verdankt seinen Namen der gleichnamigen Strasse in der sog. Äusseren Neustadt. Dank der niedrigen Mieten wohnten hier vorwiegend Arbeiterfamilien und Handwerker. In den Unruhejahren zwischen den Weltkriegen wurde das Quartier danach als «Roter Hecht» stadtbekannt.

Gegenüber der hier lebenden und oft sehr armen Arbeiterschaft war der jüdische Kaufmann und Industrielle Johann-Meyer schon sehr früh für seine soziale Einstellung bekannt. So erstellte er in den Jahren um 1860 im damals noch unbebauten Dresdner Norden einige Häuserzeilen mit speziell familienfreundlichen kleinen Reihenhäuschen – die nach ihm benannte «Johann-Meyer-Siedlung».

Die ansehnlichen Häuschen waren für diese Zeit recht komfortabel konzipiert. Im Gegensatz zu den südlich daran angrenzenden tristen Mietshäusern mit ihren düsteren Hinterhöfen sollten die meist sehr kinderreichen Familien hier günstig und zudem menschenwürdig wohnen können. So hatte ein Haus jeweils zwei geräumige Wohnungen und

je eine Dachkammer. Dazu gehörten ebenfalls ein daran anschliessender Hof sowie zwei dahinter liegende Gärten.

Somit hatte jede Familie ihren eigenen Pflanz- und Freizeitplatz. Als Besonderheit waren bereits Innenwasserklosetts eingebaut worden, was damals ein absolutes Novum darstellte.

Die Siedlung wurde in der Nachwendezeit liebevoll restauriert und steht heute unter Denkmalschutz.

In einer dieser Wohnungen wohnte nun meine Grossmutter zusammen mit meiner Tante Rosa, einer weiteren Schwester meiner Mutter. Wir waren überglücklich, auch hier unsere Lieben unversehrt vorzufinden. Glücklicherweise waren diese Häuschen verschont geblieben. Die unmittelbar daran anschliessenden Häuserreihen hatte es dagegen getroffen. Sie waren wie auch die Gebäude hinter den Gärten total zerstört worden. Wiederum eine Fügung, die unser weiteres Leben bestimmen sollte.

Grossmutter und Tante hatten einige der durch die zerbombten Häuser obdachlos gewordenen Nachbarn aufgenommen. Demzufolge machten Enge und Platzmangel ein entsprechend improvisiertes Zusammenrücken notwendig. Zudem bereiteten verschiedene abhanden gegangene Möbelstücke, die jetzt in der Wohnung fehlten, zusätzliche Probleme. In Erwartung der erwähnten angekündigten Bombardierungen war vorher wichtiger Hausrat auf die gegenüberliegende Wäschewiese ausgelagert worden, damit bei möglichen Treffern wenigstens nicht alles verloren gehen sollte. Die Wiese war ebenfalls Teil der Siedlung und stand somit allen Anwohnern offen. Damit leider den auch hier unvermeidlichen Langfingern! Sogar un-

ter diesen Umständen verstanden es dieselben missverständlich als Einladung, sich klammheimlich zu bedienen.

Angesichts der allgemeinen Not und der erwähnten zusätzlichen Belastungen sowie auch der Kälte in der Dachkammer (auf Grund einer darin fehlenden Heizung), sah sich meine Mutter veranlasst, nur für kurze Zeit bei den Verwandten zu bleiben. So fasste sie den Entschluss, weiter aufs Land zu ziehen – zu unseren Bekannten, wo auch meine Geschwister lebten.

6. Auszug und Rückkehr

Vom Neustädter Bahnhof fuhren wir mit dem Zug Richtung Königsbrück, einer kleinen Garnisonsstadt im Norden Dresdens. An einen Platz in einem der überfüllten Wagen war gar nicht zu denken, hingen die Menschen doch sogar wie die Trauben an den Türen. So waren wir froh, auf der Plattform einen, wenn auch zugigen, so doch immerhin sicheren Stehplatz ergattert zu haben. Während der Bombenangriffe war diese Eisenbahnlinie intakt geblieben. Trotzdem war auf halber Strecke bereits Endstation. Der Zug fuhr nicht mehr weiter. Ob schon bei Ottendorf-Okrilla oder erst in Königsbrück ist mir nicht mehr in Erinnerung. Dagegen ist mir umso deutlicher der anschliessende, lange Fussmarsch eindrücklich im Gedächtnis geblieben. Und vor Augen!

Wie damals überall auf den Landstrassen waren auch hier lange Flüchtlingstrecks unterwegs, die mit ihren Pferdegespannen auf dem Weg nach Norden oder Westen waren. Nach dem Verlassen des Zuges sahen wir uns also gezwungen

zu laufen, weit zu laufen... Irgendwann wollten und konnten meine Beine nicht mehr weiter. Wieder half uns der Zufall. Freundliche Leute eines ebenfalls in unsere Richtung ziehenden Trecks erbarmten sich meiner. Sie luden mich auf einen ihrer voll beladenen Bauernwagen. Rittlings sass ich danach auf einem frei geräumten kleinen Plätzchen, von dem aus ich meine Mutter im Blickfeld hatte, die weiter hinterher lief. Nach dem langen Fussmarsch und mit ihren Herzproblemen konnte sie jedoch auf Dauer mit dem Tempo der zügig vorwärts ziehenden Kolonne nicht mehr Schritt halten. So wurde der Abstand zwischen ihr und dem Treck immer grösser, bis ich sie in der Ferne nur noch vage ausmachen konnte. Durch ihr verzweifertes Rufen und mein Weinen aufmerksam gemacht, wurde ich endlich von dem Wagen heruntergehoben. Und ich hatte meine Mutter wieder! Völlig entkräftet musste sie sich erst eine Zeit lang ausruhen, um wieder zu Atem zu kommen, bevor wir das letzte Stück unseres Weges fortsetzen konnten.

Oft, wenn ich von vermissten oder verloren gegangenen Kindern während der Kriegswirren höre und von den Umständen, die vielfach dazu führten, kommt mir dieses Erlebnis in den Sinn. In jener Zeit haben durch Chaos, Zufall, auch Krankheit oder eben aussergewöhnliche Situationen so viele von ihnen ihre eigentliche Herkunft verloren, womit sich notgedrungen auch ihre Biografie einschneidend-entscheidend veränderte. Auf Grund dieser so gekappten und nun fehlenden Wurzeln, damit ihrer ja ursprünglichen Identität, sollte ihr weiteres Leben eine völlig andere Richtung nehmen und somit eine ebenso gänzlich neue Bestimmung erhalten.

Endlich hatten wir diesen Gewaltmarsch überstanden und es geschafft. Wir waren an unserem Ziel angelangt, einem abgelegenen kleinen Dorf hinter Königsbrück. Nach all dem Elend erschien es uns wie das Paradies. Und wieder waren wir glücklich, alle in guter Verfassung vorzufinden und von den lieben Leuten herzlich aufgenommen zu werden.

Kurz danach wurde meine Mutter krank und musste für längere Zeit das Bett hüten. Von den Anstrengungen der letzten Tage war sie sehr geschwächt, hatte auch keinerlei Widerstandskraft mehr und erlitt in der Folge einen völligen Zusammenbruch. Zudem hatte sie sich auf dem Marsch eine schwere Erkältung zugezogen, die sie zusätzlich auszehrte. Dank der aufopfernden Pflege und guten Versorgung seitens der Hausfrau aber genas sie nach relativ kurzer Zeit, sodass sie nach einigen weiteren Tagen dann doch wieder auf die Beine kam. Trotzdem war an einen Aufbruch vorerst nicht zu denken, zumal die letzten Bomben sogar noch in den ersten Märzwochen auf die Dresdner Neustadt fielen.

Während dieses erzwungenen, für uns jedoch nicht unangenehmen Aufenthaltes, vertrieb ich mir die Zeit hinter dem Haus beim Plantschen am vorbeisprudelnden Bach, beim Spielen mit den Haustieren oder zuweilen auch drinnen mit Buntstiften und viel Papier, um damit kindlich-fantasievolle Eigenkreationen zu zeichnen. So waren aus den eigentlich vorgesehenen zehn Tagen Aufenthalt fast vier Wochen geworden, die wir in diesem gastlichen Haus verbrachten. Nach Tagen der Entbehrungen konnten wir uns hier erholen, frische Luft tanken und vor allem auch wieder richtig satt essen.

Dann, in der letzten Märzwoche, erhielten wir von meiner Tante Martha die Nachricht, dass für uns eine Wohnung gefunden sei und wir umgehend nach Dresden kommen sollten. Zu Packen war für uns Habenichtse ja nicht viel und so machten wir uns, versehen mit reichlich Proviant und nach herzlicher Verabschiedung, sofort auf die Rückreise. Sie sollte zum Glück bedeutend leichter werden. Ein Fuhrwerk brachte uns zum nächsten funktionierenden Bahnhof, bei dem wir sicher sein konnten, dass dort ein Zug Richtung Dresden durchkam, der dann sogar planmässig eintraf und auch hielt. Wir erhielten sogar Plätze in der Holzklasse. Was für eine Verbesserung! Ohne irgendwelche Hindernisse trafen wir, ehe wir's uns versahen, im Bahnhof Dresden-Neustadt ein. Meine Tante erwartete uns bereits. Und zu unserer Überraschung ging's in die Buchenstrasse. Nahe meiner Grossmutter!

In der dort freigewordenen Wohnung wohnte vorher eine Familie Kuntzsch. Die Tragik dieser Familie sollte unser neues Heim begründen. Vier Gefallenen-Meldungen von der Front hatten der zurückgebliebenen Frau und Mutter buchstäblich das Herz gebrochen. Sie hatte innerhalb kurzer Zeit ihren Mann und die drei Söhne verloren! Ich kann mich noch dunkel an sie erinnern, als meine Mutter sie während unseres vorherigen Aufenthaltes begrüsst hatte. Eine sympathische, sehr gepflegte, jedoch von Gram bereits sichtlich gezeichnete Frau. Danach musste sie wohl eine weitere dieser Todesnachrichten erhalten haben und war kurz darauf verstorben. Wie die meisten Familien wohnten die Kuntzsches ebenfalls seit vielen Jahren in der Siedlung. Obwohl sie der Stadt

Dresden gehörten, blieben die begehrten (Miet-) Wohnungen über Jahrzehnte im «Besitz» der Erstmiet-Familien, d.h. sie wurden von den Eltern über Generationen hinweg stets an die Kinder und Kindeskinde «weitergegeben». So konnte man ihre Gepflogen- und Gewohnheiten, damit eben auch die Lebensweisen und Lebensläufe der Leute.

Wir waren heilfroh, diese nun verwaisete Wohnung zu bekommen, vor allem in Anbetracht der nach den Bombardierungen allgemeinen Wohnungsnot und der damit einher gehenden Armut Tausender obdachloser Dresdner. In der prekären Situation, in der wir uns ja selbst befanden, konnte man weder heikel noch wählerisch sein. Die Wohnung war noch komplett eingerichtet. Praktisch fehlte es an nichts. Und da man die Leute als eine propere Familie gekannt hatte, war die gesamte Hinterlassenschaft entsprechend gepflegt und in gutem Zustand.

Das Wohnzimmer war mit dunklen, schweren Möbeln eingerichtet. Über dem Sofa hing das unvermeidliche Gute-Stube-Bild – eine düstere Waldlandschaft samt dem röhrenden Hirsch. Dazu gab es überall kleine Nippes, wie sie sich im Laufe eines Lebens ansammeln. Von der Küche führte ein kleiner Durchgang zur praktischen Innentoilette. Für uns war es fortan das «Gängel». Küche und Wohnstube hatten vom Lieppenhausflur je einen separaten Eingang. Da sich das Schlafzimmer an die Wohnstube anschloss, waren somit beide Räume von der Küche abgetrennt und nur über den Flur zugänglich. Es war eine geräumige und wirklich schöne Wohnung. Die nötige persönliche Leibwäsche sowie Kleider für meine Mutter steuerten danach unsere Verwandten bei. Für mich fielen abgelegte Kleider von Kusinen oder

Töchtern von Jugendfreundinnen meiner Mutter ab: «...Tante Erna war da. Hat mir einen Rock und eine Bluse gebracht. Habe mich sehr gefreut. Brauche so notwendig Sachen...» (15.7.1953). So hatten wir glücklicherweise wieder ein Zuhause und waren damit mehr als gut versorgt.

Dass wir überhaupt die Bewilligung als nächste Mieter dieser Wohnung erhielten, hatten wir der Spontaneität unserer Verwandten zu verdanken. Sie waren auf die Nachricht vom Ableben der Nachbarin sofort bei den Stadtbehörden vorstellig geworden. Da meine Mutter für die Wohnraumzuweisung die nötigen Kriterien erfüllte – ausgebombt, allein stehend, drei Kinder, ihre Herzkrankheit – erteilten sie ihr den berechtigten Vorzug. Jedoch ergab es sich danach, dass meine Geschwister auf dem Land bleiben wollten. Sie lebten nun schon einige Zeit bei den Pflegefamilien und somit in der ihnen bereits vertrauten Umgebung. Mittlerweile gingen sie auch zur Schule und hatten dort ihre Kameraden und Freunde. Es ging ihnen also gut, und so blieben sie unter aller Beteiligten Einverständnis dem Landleben erhalten. Später erlernten beide auch einen Beruf in der nahen grösseren Ortschaft.

So wohnten demnach nur meine Mutter und ich wie vorher in einträchtiger Zweisamkeit in dieser Wohnung. Da sie später oft sehr krank wurde, war das für uns alle eine unvorhersehbare akzeptable Lösung. Ausgleichend dafür wurden gegenseitige Besuche zur Regel, die jeweils manche Freuden und Abwechslungen brachten.

So starteten wir mit einem zwar gebrauchten, aber immerhin gut ausgestatteten Hausstand in einen neuen Ab-

schnitt unseres Lebens. In unserer Not, und gegenüber den vielen Leidensgenossen in der gleichen Ausgangssituation, war dies wahrlich mehr als nichts. Hinzu kam die wunderbare Tatsache, dass wir damit sogar in unmittelbarer Nachbarschaft meiner Grossmutter und meiner Tante Rosa wohnten: wir nun in der Hausnummer 25 – und sie neben uns in der 27!

Damit begann im Frühjahr 1945 unser zweites Leben auf dem Dresdner «Hecht».

7. Leben auf der Buchenstrasse

Wir hatten uns in der Siedlung rasch eingelebt und fühlten uns in der neuen Wohnung zunehmend heimisch.

Das untere Ende der Buchenstrasse, dieser Wurmfortsatz bestehend aus den kleinen geschilderten Reihenhäuschen, bildete mit ihren Bewohnern, wie früher die kurze Münzgasse, eine in sich geschlossene homogene Gemeinschaft. Bei der doch recht dauerhaften nachbarlichen Nähe blieb es natürlich nicht aus, dass man an Freud und Leid, Streit und Versöhnung eines jeden Einzelnen rege Anteil nahm, wobei man – mehr oder weniger unter- wie übereinander – natürlich ebenso neugierig-mitteilsam war. Man pflegte in diesen von uns liebevoll genannten Johann Meyer-Häuseln den Zusammenhalt, wie überhaupt eine allgemein gut funktionierende Haus- bzw. Siedlungsgemeinschaft. Und sie wurde, im Gegensatz zur verhältnismässig introvertierten Münzgasse, zur Freude aller auch draussen auf der Strasse gelebt. Den 8. Mai 1945 z.B. zelebrierten wir als einen solchen Tag, der wie wohl überall nach den dunklen und angstvollen Ta-

gen, Wochen und Jahren natürlich als ebenso individuelle Befreiung dementsprechend begrüsst wurde. Man feierte zusammen das Ende des Krieges. Es wurde gesungen und getanzt, man hatte Spass und war ausgelassen wie schon lange nicht mehr. Und da es in der Siedlung viele Kinder und Halbwüchsige gab (in einzelnen Familien lebten z.T. drei Generationen unter einem Dach), waren es hauptsächlich gesellige Spiele – Kreisspiele oder Gemeinschaftsspiele – wie man sie früher kannte. So vergnügten sich Erwachsene und Kinder, Jung und Alt, Gross und Klein, gemeinsam auf unserem Strassen-Festplatz. Und jeder machte mit. Wer nicht wollte oder konnte, schaute eben nur zu. Dann sass man vor den Türen oder hing mit auf Kissens verschränkten Armen in den Fenstern und hatte auch so sein Vergnügen an diesem bunten Treiben. Man spürte förmlich, wie die Menschen – gleich einem Ventil, das geöffnet wurde – wieder aufatmeten, wie sie ihre Freude an diesen kindlich-fröhlichen Geselligkeiten hatten und wie sich angesichts dieses Neuanfangs nach den bedrückenden Jahren der bedingten Isolierung wieder eine lebendige Nachbarschaft formierte. Wie gern denke ich heute daran zurück!

Nun begann aber auch der tägliche Kampf um das existentiell Nötigste für den zunehmend härter werdenden Alltag.

Nach der Lähmung und der Orientierungslosigkeit sowie dem Fehlen jeglicher Infrastruktur in der darnieder liegenden Stadt, sorgte kurz nach dem Einmarsch der Roten Armee deren für zivile Belange eingerichtete Militärverwaltung für eine erste funktionierende Ordnung. Sie setzten für die notwen-

digen Aufräumarbeiten – die Instandsetzung der unterbrochenen wichtigen Transportwege sowie der Wasserversorgung – zum Arbeitseinsatz aufgebotene Deutsche ein. Die Militärverwaltung war danach ebenso für die Beendigung der von ihren Armeeingehörigen an der Zivilbevölkerung verübten Übergriffe verantwortlich – darüber später.

Um im Zuge dieser Massnahmen ausserdem eine Grundversorgung für die Notleidende Dresdner Bevölkerung zu gewährleisten, liessen sie ebenfalls grosse Ladungen an Kartoffeln in die Stadt bringen. Von der zentralen Anlieferungsstelle am Neustädter Bahnhof wurde dann die Kleinverteilung in die Stadt organisiert. Mit dem Leiterwagen meiner Grossmutter karren auch meine Mutter und ich zwei volle Säcke von unserem «Kramer-Laden» nach Hause, die dann umgehend eingekellert wurden.

Aber es sollte nicht leichter werden. Das Waldschlösschen hatte die Produktion vorerst einstellen müssen und meine Mutter damit kein Einkommen mehr. Demzufolge verging der Sommer 1945 natürlich mit dem Organisieren und Heranschaffen von weiteren notwendigen Nahrungsmitteln sowie Heizmaterial; begann doch mit Hunger und den bekannt strengen Wintern nun eine Zeit der Not, wie wir sie vorher so nicht gekannt hatten.

In dieser Hinsicht stellte der Garten für meine Mutter eine ungewohnt neue Herausforderung dar, die sie jedoch zu unserem grossen Nutzen hervorragend meisterte. Sie hatte nicht nur den sprichwörtlich grünen Daumen, sondern sogar zwei komplett «grüne Hände»! In diesen Jahren pflanzte und zog sie auf dem wahrlich fruchtbaren Boden nämlich alle

möglichen Sorten an Gemüse und Obst heran, sodass wir in jener Zeit immerhin mit wichtigen Naturalien versorgt waren: Kopfsalat, Kohl, Wirsing, Kohlrabi, Radieschen und Rettiche, Lauch, Zwiebeln, dazu verschiedenste Kräuter und sogar Kartoffeln sowie Rhabarber und Erdbeeren, um nur einige zu nennen. Von der Familie Kuntzsch standen zudem noch weisse und rote Johannisbeersträucher, Stachelbeersträucher und ein wunderbarer grosser Apfelbaum. Sogar eine kleine Wiese um den Baum sowie Blumen und Rosenrabatten fanden noch ihren Platz in dem eigentlich handtuchschmalen, und doch so ergiebigen Gärtchen. Insofern fehlte es uns also nicht an wichtigen Vitaminen. Grosser Mangel herrschte dagegen an den Grundnahrungsmitteln Brot, Zucker, Fleisch usw., die sich die darbende Stadtbevölkerung notgedrungen auf die verschiedenste Art und Weise organisieren musste.

Ich erinnere mich an eine Episode unmittelbar nach Kriegsende, als es hiess, das Proviantamt der deutschen Wehrmacht würde gestürmt. Im Norden Dresdens lagen wie ein Gürtel um die Neustadt viele Kasernen. Die Wehrmacht verliess nun diese Gebäude oder hatte sie bereits verlassen, bevor sie von den anrückenden Soldaten der Roten Armee besetzt wurden. In dieser kurzen Zeit des Vakuums verbreitete sich die Nachricht in der Stadt in Windeseile.

Die Einwohner nutzten natürlich sofort diese einmalige Gelegenheit, sich mit der Hinterlassenschaft der abziehenden Deutschen in deren sichtlich noch gut bestückten Proviantlagern einzudecken.

Da wir nur etwa zehn Minuten davon entfernt wohnten, rannten wir, was die Beine hergaben, den Buchenberg hinauf

und stürmten ebenfalls mit. Die Leute kamen in Scharen mit Leiterwagen, Säcken, Kisten und Kästen, um soviel sie nur konnten wegzuschleppen.

Wir gaben uns mangels so schnell nicht aufzutreibender Transportmittel nur mit dem gerade Tragbaren – einigen Konserven Dosen und Schachteln des harten, dunklen Kommisbrottes sowie Keksen – zufrieden. Mehr ging nicht. Erwähnenswert dabei ist, dass meine Mutter in dem Getümmel groteskerweise auch eine Felljacke ergatterte, die sie trotz der bereits fröhlicheren Temperaturen sogleich überzog. Mitten in dieser Jahreszeit an eine Felljacke zu denken, ist doch mehr als Voraussicht angesichts des furchtbaren Winters, der uns erwartete (sie sollte sie danach noch während Jahren regelrecht abtragen). Ausserdem hatte ich, beabsichtigt oder nicht, noch ein Paar Militärgamaschen mitgehen lassen. Sie sollten später ebenfalls noch ihre guten Dienste leisten, indem sie gegen die immensen Schneemengen die Stiefel (die wir ja nicht hatten) ersetzten. Erfindung und Improvisation waren in jener Zeit in der Tat lebensnotwendig und halfen uns, so manche Entbehrungen und Nöte zu überstehen oder wenigstens erträglicher zu machen.

Ein während dieser Zeit schlimmes Erlebnis soll hier in diesem Zusammenhang nicht unerwähnt bleiben. Von unserem Heim aus führte der Weg zu besagtem Nordplatz jeweils unter einer Eisenbahnbrücke der alten Heerstrasse hindurch. An einem dieser so aufregenden Tage trafen wir auf dem Rückweg von den dort liegenden Kasernen unterhalb dieser Brücke auf eine Ansammlung von Menschen, die alle gebannt nach oben zum Bahndamm starteten. In

eben diesem Moment sahen wir zu unserem Entsetzen einen Bahnarbeiter einen vom Rumpf abgetrennten Kopf in die Höhe halten, um ihn der unten gaffenden Menge zu präsentieren. Eine absolut makabre Vorstellung, wie man sich denken kann; bei der man sich schauernd an das düstere Mittelalter erinnert fühlen konnte, wäre hier nicht – anstelle eines damals sicher johlenden Mobs – im Wissen um die Tragik ein allseits erschrockener Aufschrei der Untenstehenden erfolgt. Danach setzte heftiges Gemurmel ein, wussten doch einige zu berichten, dass es sich um einen Kriegsheimkehrer handelte. Der Soldat hatte sich unter einen Zug geworfen. Das scheinbare Glück, in diesem Krieg überlebt und es darüber hinaus geschafft zu haben, heil in die Heimatstadt zurück zu kehren – sollte gerade hier ein Ende finden. Vermutlich war alles ausgelöscht worden – Heim, Familie, Identität. So wurde dieser sicher hoffnungsvolle, am Ende jedoch so unglückliche Mensch in der Heimat noch ein Opfer dieses so unseligen, längst beendeten Krieges.

Ich erinnere mich, dass der Selbstmörder einen dunklen, wirr vom Kopf abstehenden Haarschopf hatte – eine für mich unglaublich erschreckende und zutiefst traumatische Szene.

Es sollte danach über eine längere Zeit noch viele derartige Fälle geben, hörte man doch immer wieder von solchen Verzweiflungstaten. Viele der oft physisch wie psychisch an Leib und Seele zerstörten Heimkehrer verkrafteten die letztendlichen Tragödien nicht mehr, und suchten so diesen finalen Ausweg.

Zurück zu unseren eigenen Überlebensstrategien. Dabei spielten auch die Schwarzmärkte eine nicht unbedeuten-

de Rolle. Der Dresdner «Tauschmarkt» befand sich um den Neustädter Bahnhof sowie am angrenzenden, bereits erwähnten Dammweg. Not macht bekanntlich nicht nur erfinderisch, sondern auch vorurteilsfrei. Und so gingen wir natürlich ebenfalls dorthin, um uns mit dem Nötigsten einzudecken, was andernorts nicht mehr aufzutreiben war.

Die eigenartig-spannende Atmosphäre dieses Marktes mit seinen verschwörerischen «Ham'se, wolln'se, gähm'se...» (haben Sie, wollen Sie, geben Sie...), die dabei oft überfallartigen Polizei-Razzien, das Auseinanderstieben der Händler, Feilscher und Geschäftemacher, um unmittelbar danach wieder am anderen Ende aufzutauchen, war eine für mich faszinierende – und wiederum bleibende – Erfahrung. Der Not gehorchend gehörte eben auch hier das Mitmachen zum Überleben.

Im Herbst wurde die Suche nach Brennmaterial wichtig. Mit dem Leiterwägelchen meiner Grossmutter, dazu Eimern und Säcken ausgerüstet zogen wir an die nicht weit von uns entfernte Bahnlinie. Jeweils an einer nicht zu schwierigen Stelle, an der man gut das Bord hinaufsteigen konnte, sammelte dann meine Mutter den Schienen entlang die von den Güterwagen heruntergefallenen Briketts auf, während ich beim Wagen blieb und auf das kostbare Gut aufpasste. Später wechselten wir uns dabei auch ab. Die Waggons wurden oft so voll geladen, dass sich dieses Kohlauflesen an den offenen Strecken trotz der Gefahr unbedingt lohnte.

Auch ging man in die nahe gelegenen Wälder, um Holz, Beeren und Pilze zu sammeln, solange man das noch konnte. Später wurde das für die Zivilbevöl-

kerung durch die nahen Kasernen doch recht unsicher und viele Wälder dann auch zu militärischen Sperrgebieten erklärt.

Wie überall aus den zerbombten Städten Deutschlands fuhren die Dresdner natürlich ebenfalls aufs Land, um sich bei den Bauern die dringend notwendigen Naturalien zu beschaffen. Dafür tauschten die Städter ihren z.T. recht wertvollen Hausrat als Währung dafür ein. Dass sie dabei von den Landleuten oft genug zu ihren Ungunsten übervorteilt wurden, ist eine bekannte Tatsache, sei aber der aussergewöhnlichen Situation geschuldet. Die sprichwörtliche Bauernschläue wurde jedenfalls zu deren einträglichem Geschäft. Wir hatten leider nichts dergleichen anzubieten. So verdingten wir uns selbst mittels unserer Arbeitskraft, z.B. bei der Nachernte der wenigen, nach der eigentlichen Ernte auf den Feldern liegenden gebliebenen Ähren. Noch heute fühle ich, wie ekelhaft stachlig ein abgeerntetes Getreidefeld sein kann! Beim Ährenlesen, in brütender Hitze und in Ermangelung von Schuhen mit blossen Füßen, habe ich diese Erfahrung machen müssen, um für die so mühsam aufgelesenen Körner ein wenig Brot zu erhalten.

Da sich in jenen schweren Tagen alle in der gleichen Situation befanden, versuchte eben auch jeder, irgendwie durchzukommen, um zu überleben. So waren meine Mutter und ich auf der Suche nach unseren täglichen Notrationen oft unterwegs.

Das ständig notwendig gewordene Hamstern, Organisieren, Tauschen, Herumhören, was und wo es etwas Neues oder Nötiges gab, brachte es mit sich, dass ich mit der Zeit dadurch ziemlich gewitzt und sehr selbstständig wurde, im Sächsischen «fischelant oder figelant» (vom

französischen Wort «vigilant» = wachsam, schlau). Damit erweiterte mein häufiges alleiniges Herumstromern in unserem Viertel oder der näheren Umgebung auch meinen diesbezüglichen «Horizont» und Wirkungskreis. So brachte z.B. mein erstes eigenmächtiges und mutiges Handeln eine unerwartete Fuhre an Briketts ein. Später ergatterte ich ein zwar etwas hartes, für uns jedoch wunderbares Brot, für das im Tausch ein Teddybär erhalten musste...!

Eine klamme, kalte Wohnung erwärmt sich bekanntlich nicht ohne das nötige Heizmaterial, noch macht ein noch so schönes Spielzeug einen hungrigen Magen satt. So stellte sich mir trotz meines damals noch jugendlichen Alters gar nicht erst die Frage, ob «Mut oder Kälte, Brot oder Bärchen...» Es gab keine Hemmungen oder gar Eitelkeiten, wenn es darum ging, wirklich Notwendiges für uns aufzutreiben zu können. Auf welcher wundersamen Weise auch immer...

8. Die Russen sind da

Mein Erfolg hatte eine Vorgeschichte. Wie erwähnt befand sich im Norden Dresdens ein grosses, zusammenhängendes Kasernenareal. Dieser weiträumige Komplex erstreckte sich von der ehemaligen Heerstrasse (zu DDR-Zeiten Dr. Kurt Fischer-Allee, heute Stauffenberg-Allee) über den Nordplatz (oder Dr. Kurt Fischer-Platz) bis weit oberhalb des Hecht-Viertels sowie über die äussere Königsbrücker Strasse bis hinauf zum Industriegelände. Die zahlreichen Gebäude waren inzwischen samt und sonders von der siegreichen Roten Armee in Beschlag genommen und so also erneut besetzt worden.

Am nordwestlich gelegenen Ende dieses Kasernengürtels schloss sich an einem lang gezogenen Hanggelände der sog. Hecht-Park an. Vermutlich wurde er in früheren Jahren als Puffer zum damals dort unterhalb entstehenden Wohnquartier angelegt. Für uns Kinder war dieser Park natürlich sommers wie winters ein idealer Spielplatz, lag er doch unweit unserer Strasse.

Angesichts der allgemeinen Ängste vor der berüchtigten russischen Soldateska waren wir Kinder von den Erwachsenen angewiesen worden, uns auf diesem Gelände nicht zu weit hinauf zu wagen. Obwohl wir Kleineren zwar nicht recht verstanden, was diese «schlimmen Vorkommnisse» besagten – wenn es uns überhaupt interessierte – so nahmen wir diese Warnungen doch ernst und befolgten sie auch. So hiess es also, Distanz zu den neuen Uniformträgern zu halten. Hier nun ist es angebracht, dazu eine nicht unwesentliche Anmerkung vorzuschicken. Die russischen Soldaten waren Kindern gegenüber unerwartet und vorbehaltlos freundlich, ja sogar sehr herzlich. Aber eben nur gegenüber Kindern... In Anbetracht der schlimmen Erfahrungen durch den ihnen aufgezwungenen Krieg und der infolgedessen befürchteten Ressentiments war das eine in der Tat bemerkenswerte Nachsicht. Ob sie aus naturgegebener Mentalität oder gesundem Menschenverstand so handelten, sei dahingestellt. Es war einfach so. Und gerade diese Erfahrung sollte ich bald selbst machen und nie vergessen.

Der Zufall wollte es, dass ich im Winter 1945/1946 in die Nähe eben dieser uns am nächsten gelegenen Kaserne kommen

sollte – beim Kohlenauflesen hinter einem russischen Material-Konvoi!

Eines Tages, ich war wieder auf einem meiner Streifzüge, kam mir vom Nordplatz herkommend, eine Lastwagen-Kolonnie entgegen, deren Wagen alle derart voll mit Briketts beladen waren, dass sich die oben aufgetürmten Haufen ganz von selbst abluden. Auf dem Pflaster der Heerstrasse hinterliessen sie eine entsprechend schwarze Spur, die aufgelesen werden wollte. Von mir... ! Dieses Signal funkte unmissverständlich. Wie der Blitz hetzte ich nach Hause, um mit einem schnell herbeigeholten Sack den unverhofften Segen einzusammeln, zumindest den noch verbliebenen Rest. Denn leider war ich nicht mehr allein, waren doch inzwischen andere mit der gleichen Idee zur Stelle. Zu meinem Glück getraute sich jedoch aus den erwähnten Gründen niemand bis zur hinteren Heerstrasse! So sollte mein Spurt nicht vergebens gewesen sein, da ich nämlich den dort ebenfalls liegenden Kohlenresten weiterhin folgte, die dann auch nur noch von mir aufgelesen wurden.

Indem ich angestrengt dieser wichtigen «Bückerarbeit» nachging, landete ich unweigerlich bei den beschriebenen Kasernengebäuden oberhalb unseres Parks. Vor dessen Eingangstor standen einige russische Soldaten, die rauchten und lärmend plauderten. Als sie mich sahen, riefen sie mir etwas zu, winkten und lachten. Schliesslich riefen sie mich heran und redeten gestikulierend auf mich ein. Natürlich verstand ich so gut wie nichts. Zudem verhehlte ich nicht meine Angst, ihnen so unvermittelt gegenüber zu stehen. Aber sie waren freundlich zu mir, sodass ich anstatt davon zu laufen, stehen blieb, Vertrauen zu ihnen fasste

und neugierig wurde! Dabei musste ich einen bemerkenswerten Anblick geboten haben. Den Kohlensack im Schlepptau, dazu mein verschwitztes, schwarz verschmiertes Gesicht und nicht zuletzt mein ärmliches Äusseres haben sicher einen Mitleidsbonus ausgelöst.

Jedenfalls verflieg meine aufgekommene Angst im Nu angesichts dieser so unvermutet herzlichen Begrüssung. Und seither hatte ich keinen Grund mehr, diese netten jungen Kerle nicht zu mögen oder sie zukünftig zu meiden. Vergnügt schleifte ich nach diesem Erlebnis mit Leichtigkeit meinen gut gefüllten Kohlensack durch den Park hinab nach Hause. Ich freute mich auf das nächste Wiedersehen mit meinen neuen Freunden.

So verlief meine erste persönliche Begegnung mit den so «barbarischen» russischen Soldaten auf diese ganz besondere Weise, die mir natürlich unvergesslich geblieben ist.

Auf unserer Strasse, wie auch meinen Freundinnen, erzählte ich nichts von dieser Begegnung – ausser meiner Mutter natürlich. Sie hätten es nicht verstanden. Zudem überwog dabei ein wenig auch der Egoismus. Die Gesellschaft der grossen Jungs war für mich nämlich etwas abstrakt Neues, kannte ich sie bisher ja nur vom Hören-Sagen. So bedeutete es für sie selbst eine ebenso willkommene, lustige Abwechslung. Und da wollte ich deren Aufmerksamkeit natürlich auch weiterhin für mich allein in Anspruch nehmen – Freundschaft hin oder her.

Danach stieg ich, nun ohne jegliche Scheu, dann direkt durch den Hechtpark hinauf, um mir bei den jungen Soldaten hin und wieder die Zeit zu vertreiben. Zu bestimmten Zeiten standen sie je-

weils vor einem der grossen Eingangstore, rauchten dort ihre Majorcas, die starken russischen Militärgigaretten, und genossen so ihre kurze tägliche Auszeit vom Kasernenleben. Mit der Zeit lernte ich sie dabei näher kennen, erfuhr ihre Namen – Wolodja, Alexej, Sergej, Oleg, Aljoscha, Wladimir, Sascha, Grigorij usw.. Und ich lernte ebenso rasch auch einige Brocken ihrer Sprache – narodna (Heimat), utro (morgen), kuritsch (rauchen), ljubitch (lieben), das unvermeidliche mir (Frieden oder auch Welt), xleb (ganz wichtig: Brot), das Bitte und Danke (boschalsta und spasiba) sowie natürlich die Begrüssungen Guten Tag (strast wutje) oder Auf Wiedersehen (do swidanja). Nebenbei erhoffte ich insgeheim, vielleicht etwas Brot oder sonst irgendetwas Essbares zu erhalten. Und erhielt es auch! Mitunter steckten sie mir sogar weiteren, für sie entbehrlichen Proviant aus ihren Militärrationen zu, was ich nur zu gern annahm. Nach ihrem mit viel Not und Leid gepflasterten Feldzug handelten sie mit einer fast widersprüchlichen Gutmütigkeit. Angesichts meiner eigenen Freude, freuten sie sich darüber selbst wie die Kinder. Eine für mich wunderbare, unauslöschliche Erfahrung!

Die folgende kleine Episode, der ein leider «tragisches Malheur» vorausging, passt in das gleiche Bild. Jedenfalls sollte sie mir nicht minder eindrücklich in Erinnerung bleiben.

Ebenfalls während dieser Zeit, etwa im Frühjahr 1946, hatte ich wieder eine (diesmal jedoch gebrauchte) Puppe geschenkt bekommen, die ich heiss liebte. Nach dem Verlust «der Ersten» in der Münzgasse hatte ich es mir zur Gewohnheit gemacht, die neue – wenn immer

möglich – mitzunehmen. Deshalb durfte sie nun eines schönen Tages mit von der Partie sein, als ich mich ein weiteres Mal zu meinen russischen Freunden aufmachte.

Wie üblich lehnten die Soldaten lässig vor der Kaserneneinfahrt oder lagerten auf dem schmalen Grünstreifen davor. Je einer von ihnen sass dann stets auch auf den rechts und links vor dem Tor stehenden zwei Granitblöcken. Einzelne hatten sich sogar ihrer Stiefel entledigt, um ihre blossen Füsse der frischen Luft und Sonne entgegenzustrecken. Fasziniert sah ich dabei zu, wie sie gekonnt ihre Fusslappen wieder darum drapierten. Sie waren besonders wirksam gegen Blasenbildung in den derben Militärstiefeln. Dazu qualmten sie alle was das Zeug hielt, sodass ihr gesamter Dunstkreis von dem starken Majorika-Tabak eingenebelt und die Luft geschwängert war. Diese Militärzigaretten bestanden aus einem langen Filter, der zusammengedrückt wurde, sowie dem kurzen, eigentlichen Tabakteil. In ihrer Konsistenz glichen sie den französischen Legionärszigaretten wie z.B. den Gitanes.

Nach der wie immer freundschaftlichen Begrüssung, die jeweils auch mit lustigen kleinen Spässchen verbunden war, stellte ich einem der auf dem Sockel sitzenden Soldaten meine «Anita» vor, auf dass er sie gebührend bewundern sollte. Wenn ich mich recht erinnere, hiess er Aljoscha. Er freute sich offensichtlich darüber und gab seiner Bewunderung entsprechend Ausdruck. Danach hob er mich auf seine Knie und betrachtete weiter eingehend meine Puppe. Dabei musste er wohl zu der folgenden fatalen Eingebung gekommen sein!

Was nun geschah, hatte ich wirklich nicht bedacht. Es überstieg einfach mein

kindliches Vorstellungsvermögen. Der Russki, ebenfalls das schwarze Kraut rauchend, nahm einen tiefen Zug aus seinem Glimmstängel. Statt nun aber den zurückgehaltenen Qualm, wenn schon nicht auf die sonst übliche Weise, so doch wenigstens aus den Ohren oder sonst wo hinaus zu pusten, spitzte er seine Lippen, um danach die volle Ladung aus seinem Innersten heraus genau in das schöne, leicht geöffnete Mündchen meiner Anita zu zielen! Anscheinend hatten es ihm dabei besonders die zwei daraus hervorlugenden, hübschen kleinen Zähnchen angetan.

Aber oh weh! Bei diesem starken Tobak wären nicht nur die Züge jeden Menschenkindes entgleist (wie es danach bei mir ohnehin der Fall war). Der Kopf Anitas verfrug das verständlicherweise noch weniger oder richtiger – überhaupt nicht! Er war aus Celluloid und damit natürlich aus einem für derartige Mäzchen absolut ungeeigneten Material! Ihr wurde buchstäblich schwarz, zwar nicht vor Augen, dafür um Mund und Nase, die gleichzeitig begannen sich zu verziehen, um dann völlig ineinander zu verschmelzen. Aljoscha, selbst erschrocken über die Bescherung, die er da angerichtet hatte, fing an zu lachen. Um mich zu besänftigen, lachte er noch lauter, worauf ich wiederum nur noch heftiger schrie. Seine Kameraden, die das Schauspiel zuerst ebenfalls recht lustig fanden, redeten nun jedoch heftig in ihrer Sprache auf ihn ein. Schuldbewusst hörte er umgehend auf zu lachen. Vermutlich hatte er in seiner Arglosigkeit nicht bedacht, dass er es bei diesem für ihn bedenkenlosen Spass mit einer Puppe eben auch mit einem dazugehörigen Kind zu tun hatte. Untröstlich über diesen neuerlichen Verlust, denn augen-

scheinlich war nun auch «die Zweite» hin, lief ich danach heulend durch den Park nach Hause, mit dem verschmurtelten Kopf und einem armseligen Puppenkörper dran. Meine Mutter hatte danach alle Mühe, mich zu beruhigen, schaffte es dann aber doch, nachdem sie mir versicherte, es würde sich schon eine gütliche Lösung finden.

Nach Aljoschas an meiner Puppe begangener Untat hatte ich für einige Zeit kein Verlangen mehr, dort hinauf zu gehen. Schliesslich war dieses Ungemach nicht so schnell zu verschmerzen. Eines Tages jedoch, die Zeit heilt bekanntlich Wunden, zudem obsiegt auch die Neugier, überwand ich mich und ging wieder zu den Kasernen. Und – Überraschung! Der Übeltäter erwartete mich – vermutlich schon seit Tagen! Arglos-harmlos begrüsst er mich zuerst gewohnt herzlich, um danach einen hinter seinem Rücken versteckt gehaltenen, schwarzweissen Teddybär hervor zu holen! Weiss der Kuckuck, wo er ihn aufgetrieben hatte. Zudem muss er ihn täglich immer wieder dabei gehabt haben. Das hatte ich nun wirklich nicht erwartet. Entsprechend reagierte ich zuerst völlig verdattert. Dann fiel ich Aljoscha vor lauter Freude um den Hals, wobei er selbst noch weit mehr seinen Spass an seiner so gut angekommenen Wiedergutmachung hatte.

Anlässlich dieser Umarmung ist mir ebenfalls eine ganz eigene Wahrnehmung vage in Erinnerung geblieben: ein an Aljoscha unbestimmbarer, nicht unangenehmer herber Duft. Er ging von dem lüch seiner Uniform wie ebenso seiner (Haut-)Ausdünstung aus, wie er in seiner spezifischen Militär-, Tabak-, Leder-, Munitionsöl-, Wodka- usw. -Mixturen eben charakteristisch für das Soldatenleben sein mochte (vielleicht sogar

einer Kreation eines heutigen, teuren Männerparfüms gleichend).

Den Teddy behielt ich dann etwa bis zum Frühjahr 1947. Dann nämlich trennte ich mich schweren Herzens von ihm, im erwähnten Eintausch gegen Brot. Bei einer russischen Offiziersfamilie! Diese Familien wohnten hauptsächlich in der Siedlung am Ende der Hechtstrasse. So kam ich also zu meinem erwähnten ersten, selbstständig erworbenen Brot. Interessant dabei ist, dass der «russische» (Mini-) Bär damit seiner Nationalität erhalten blieb resp. über den kleinen deutschen Umweg wieder dahin zurückkehrte.

Das Kommissbrot übrigens war ein dunkles, lange haltbares, hartes Kastenbrot und hatte einen recht eigenen, jedoch nicht unangenehmen Geschmack. Als für uns oftmals so hilfreiches, zusätzliches Nahrungsmittel bleibt es in guter Erinnerung.

Diese Aufenthalte vor dem «Tor vor der Kaserne» währten nur etwa bis zum Herbst 1946. Danach wurden seitens der russischen Militärverwaltung in diesem Areal etliche strukturelle Veränderungen vorgenommen. So räumte die Rote Armee einen Teil dieser Gebäude, um sie der Dresdner Stadtverwaltung zur zivilen Nutzung zu überlassen. Auf Grund der nach wie vor grossen Wohnungsnot wurden sie dann vorwiegend Flüchtlingsfamilien aus den deutschen Ostgebieten als Wohnraum zur Verfügung gestellt.

Im Zuge dieser Räumungen wurden auch meine inzwischen lieb gewordenen Gönner in eine der vielen weiteren Kasernen des Dresdner Nordens verlegt. Zudem bekamen die russischen Soldaten zu dieser Zeit allgemein (aus den nachfolgend beschriebenen Gründen)

strengere Regeln verordnet. Nach deren Umsetzung wurden sie ausserdem vermehrt hinter die Kasernenmauern verbannt, womit sie praktisch nicht mehr so häufig im öffentlichen Strassenbild zu sehen waren.

Aufgrund dessen gehörten diese völkerverbindenden Freundschaftsbesuche somit nun endgültig der Vergangenheit an.

In Ergänzung dazu dürfen hier die von Angehörigen der Roten Armee gegenüber der deutschen Zivilbevölkerung begangenen, bekannt schlimmen Exzesse jedoch nicht unerwähnt bleiben. Diese in der Tat beängstigende Zeit hielt bis etwa 1947 an.

Es waren hauptsächlich von den unteren Rängen der Soldateska begangene, regelrechte Gewaltorgien, mit denen sie die Bevölkerung während Monaten in Angst und Schrecken versetzten. Gewalttätige Übergriffe, Vergewaltigungen, Überfälle, Plünderungen und nächtliches Marodieren in den städtischen Wohnquartieren waren an der Tagesordnung, desgleichen auch auf dem Land. So blieb davon auch meine Mutter nicht verschont. Auf einer ihrer Fahrten zu unseren Leuten aufs Land wurde sie in einem Waldstück von einem hinter einem Baum lauern den Soldaten überfallen und vergewaltigt. Verstört und verängstigt sowie einer danach längeren Krankheit wagte sie deshalb eine Zeit lang nicht mehr, diese Tour allein zu unternehmen. Allgemein war jedoch bekannt, dass sich die Russen in Anwesenheit von Kindern stets zurückhielten. In Anbetracht dessen wurde ich danach quasi ihre Beschützerin, indem wir das Wagnis jeweils gemeinsam unternahmen. Meine Mutter hat lange nicht über diese Vergewaltigung sprechen können. Erst viele Jahre später erfuhr ich aus ei-

nem ihrer Gespräche gegenüber Dritten davon. Auch wenn wir zu zweit waren, so spürte ich doch trotz meines Alters mit jedem Mal ihre Erleichterung, wenn wir das zu durchquerende, lange Waldstück endlich hinter uns gelassen und die offene Landstrasse erreicht hatten.

Eines weiteren, hellen, heiteren Tages bei uns zu Hause: Ich ging mit der Giesskanne auf die Wäschewiese, um unsere zum Bleichen ausgelegten Laken zu netzen. Plötzlich bemerkte ich, wie sich im hinteren Teil der Wiese gerade ein Russe mit Gewalt eine junge Frau aus unserer Nachbarschaft gefügig machen wollte. Erschrocken über ihr Schreien, lief ich umgehend auf die Strasse und rief aus Leibeskräften alles zusammen, worauf die Nachbarn auch sofort zu Hilfe eilten. Der Soldat sprang – vermutlich auf dem Weg, wie er gekommen war – über den unmittelbar dahinter angrenzenden Zaun und war verschwunden.

Angst und Schrecken verbreiteten nach Einbruch der Dunkelheit vor allem betrunkene Soldaten, die lallend, lärmend und polternd den Weg auch bis in unsere Strasse fanden. An Schlaf war nicht zu denken, wenn sie auf ihrer Suche nach Frauen reihum gegen die vorsorglich doppelt gesicherten Haustüren trommelten, gar heftig daran rüttelten. Hatten sie dabei keinen Erfolg und gerieten darüber entsprechend in Rage, traten sie schon mal mit ihren derben Militärstiefeln derart heftig dagegen, dass die eigentlich stabilen Eichenholz-Türen unten teilweise sogar splitterten. Es waren schon wirklich bedrohliche Situationen, wenn diese so beunruhigenden Soldateska-Trupps sich ihren Ausgang genehmigten.

Diese Freigänge verstanden sie vielleicht als Kompensation, gar als ihr eigentliches Beuterecht. Und sicherlich war es für die z.T. jungen Kerle ein ebenso notwendiges, wenn auch übles Ventil. Deshalb wurden diese Vergehen seitens ihrer Vorgesetzten während der ersten Zeit in gewisser Weise auch mit einiger Nachsicht toleriert.

Im gleichen Zusammenhang beobachtete ich eines Tages ebenfalls eine Szene mit zwei russischen Soldaten. Je auf einem Fahrrad sitzend, dabei fest in die Pedalen tretend, zogen sie zwei mit einem Seil um den Hals festgebundene Deutsche mittleren Alters hinter sich her. Nahezu am Ende ihrer Kräfte, stolperten und fielen diese oft zu Boden, rappelten sich unter den wütenden Zurufen der Soldaten wieder auf und wurden danach weitergeschleift. Zwei vermeintliche oder tatsächliche Täter, vielleicht auch nur Mitläufer, an denen die Sieger persönliche Rache übten? Oder vollzogen sie ihre eigene, rein individuelle Selbstjustiz, statuierten gar ein Exempel? Oder – ganz anders – wollten sie sich einfach einen Rang oder militärisches Lob damit verdienen? Ob so oder so – es war für mich ein erschreckendes Mitansehen.

Ebenso ergab es sich während meiner zahlreichen Streifzüge in der Umgebung, dass ich weitere üble Dinge gesehen und miterlebt habe, die ich für mein Leben danach verdrängt und ausgeschaltet habe und die auch hier nicht weiter kommentiert werden sollen.

Nachdem sich die Beschwerden der Bevölkerung bei den russischen Militärverwaltungen via den deutschen Behörden sowie im Einzelnen auch bei den russischen Kommandanturen häuften und zunehmend dringlicher wurden, besser-

te sich allmählich die Situation. Die z.T. gewalttätigen Übergriffe gingen danach merklich zurück. Die Soldaten wurden nun strenger kaserniert. Zudem erhielten sie Ausgang nur noch in der Gruppe, in der sie dann immer auch unter der Aufsicht eines Offiziers waren.

Infolgedessen sahen und hörten wir die Russen nun meistens nur noch aus der Distanz, z.B. wenn sie mit ihren Panzerkolonnen unter unbeschreiblichem Lärm den Buchenberg herunter rasselten, um danach weiter die Hechtstrasse hinauf zu ihren im Norden gelegenen Manöverplätzen zu gelangen. Oder sie sassen auf den grossen Militärlastwagen, wobei sie dann oft ihre schwermütigen russischen Lieder sangen. Es war ein eigentümlich schöner Gesang, in dem ein Chor jeweils in eine vorherige, meistens getragene Solostimme einfiel.

In den folgenden Jahren traten sie dann vornehmlich nur noch im Rahmen selektiver Abordnungen anlässlich offizieller Feierlichkeiten oder innerhalb ihrer Tanzgruppen bei öffentlichen Veranstaltungen auf; verschiedentlich auch auf Festen gemeinsam mit der deutschen Bevölkerung. So waren sie jetzt im deutschen Alltag recht unauffällig – dafür jedoch weiterhin massiv innerhalb der Truppe – als Besatzungsmacht.

Es ist eine, leider mit (un-)schöner Regelmässigkeit stets wiederkehrende Erkenntnis, dass – wie auch immer begründete – Auseinandersetzungen, Zerwürfnisse, Provokationen, Machtansprüche oder eben auch Rachegeleüste und weitere derartige «Argumente» in menschlichen Tragödien enden. Man würde es so nie für möglich halten, dass sich eigentlich kultivierte Zivilisationen in völliger Umkehrung ihres an sich hu-

inanan Verhaltenskodexes auf Grund äusserer Einflüsse derart konträr in das Gegenteil verkehren können.

9. Die folgenden Jahre

In der äusseren Neustadt hatten die alliierten Bombergeschwader auf ihrer Suche nach vorgegebenen Objekten eine relativ schmale Schneise der Zerstörung geschlagen. Ausgehend vom Kasernen-Hauptgebäude der Wehrmacht oberhalb des Alaunplatzes, das sie als einzige Kaserne(i) dem Erdboden gleichmachten, fanden sie ein weiteres, vermutlich ebenfalls angepeiltes, Gebäude: die Fabrik unmittelbar hinter unserem Garten. Sie erhielt dementsprechend einen sicher gezielten Volltreffer. Auf diesem Wege wurden in der nahen Umgebung gleich noch etliche, einzeln stehende Villen, ebenso die St. Pauli Kirche und die nahe Volksschule, sowie einige Häuserzeilen mit abgeräumt. Vor dem daran anschliessenden, ausgedehnten Schreiber gartengelände drehten sie dann ab. Die waren den Aufwand nicht wert. Auch an den unübersehbaren grossen Kasernenarealen zeigten sie offensichtlich keinerlei Interesse, blieben diese ja, wie erwähnt, eigenartigerweise allesamt verschont.

Wir Kinder sahen danach die Trümmer um unsere kleine Strasse als ein besonders ergiebiges Erkundungsrevier an; ein sicherlich ungeeigneter, dafür aber auf die eine oder andere Weise doch interessanter Tummelplatz, wie, z.B. das besagte Fabrikgelände hinter unserer Häuserzeile.

In dem lang gezogenen Gebäude war während des Krieges offenbar Munition hergestellt worden. Insofern war es

nach der Zerstörung für uns ebenso geheimnisvoll wie vorher. Dementsprechend regte es jetzt unsere Neugier an. Wir wollten es erkunden! Gespannt stiegen wir also im Sommer 1945 in die Ruine des Hauptgebäudes, ein nicht ganz ungefährliches Unterfangen in dem instabilen Ruinengemäuer. Wie schnell stürzten wir jedoch wieder ins Freie, nachdem wir in der unheimlichen, modrig stinkenden Höhle urplötzlich von unzähligen kleinen Bewohnern überfallen wurden – so als hätten sie nur auf uns gewartet: von Flöhen! Von oben bis unten hatten sie sich flink in unseren Haaren und Kleidern eingenistet. Alles Ausschütteln nutzte nichts. Da half es nur noch, sich bis auf die Haut auszuziehen, und danach viel Wasser und Seife, um die beissenden Biester wieder loszuwerden.

Da waren wir in den Trümmerbergen der Johann-Meyer Strasse schon besser dran. Dort fanden wir noch etliches an Brauchbarem wie Hausrat und häusliche Gegenstände. Erstaunlicherweise fanden wir eines Tages sogar eine Anzahl fast noch unversehrter Teller. Sie lagen da, als seien sie einfach nur nachlässig aufgefächert worden, so wie sie vorher von einer Hausfrau in einem Küchenschrank gestapelt worden waren.

Nachdem die jungen Leute in unserer Gegend wieder Lust zum Heiraten verspürten, hatten wir Kinder mit unserem Aktionismus dabei natürlich ebenfalls unseren Heidenspass. Tatkräftig halfen wir nämlich mit, den potenziellen Heiratskandidaten einen ordentlich krachenden Polterabend zu bereiten. Sie sollten ja gebührend von ihrem Junggesellenleben verabschiedet werden. So suchten und fanden wir das dazu nöti-

ge Poltermaterial aus den tatsächlich dafür recht ergiebigen Schuttbergen. Einmal sogar schlepten wir mit vereinten Kräften eine komplette Kloschüssel herbei und veranstalteten damit einen solch höllischen Krach, dass man um das gesamte Treppenhaus fürchten musste. Die Frage, ob dieses zweckentfremdete, ungewöhnliche Teil sich als dafür geeignet erwies, stellte sich gar nicht erst. Zu unserer Freude hatte sich die Mühe dank der erhofften und damit auch erzeugten Wirkung auf alle Fälle gelohnt.

Die Trümmer des gesamten Areals wurden dann etwa um 1946/1947 durch die Räumungstrupps der Stadt in auffallend kurzer Zeit beseitigt. Einen Teil des gewonnenen Landes erhielten wir für die Verlängerung unserer Gärten zugeschlagen; während auf dem daran anschließenden, grösseren Gelände später ein schöner Kindergarten entstand.

Auf der ebenfalls zerstörten oberen Hechtstrasse waren zu dieser Zeit Trümmer und Schutt von den Gehsteigen noch nicht beseitigt worden. Als Fussweg hatte man deshalb in der Mitte der Strasse nur gerade eine Gasse frei geräumt. Manches Mal bin ich in der Dämmerung eiligst, mit einiger Furcht ängstlich links und rechts die düsteren Mauerreste fixierend, durch diese unbeleuchtete, dunkle Trümmerstrasse gelaufen. Meine Mutter und ich tranken gern das dunkle, süsse Malzbier. Es war alkoholfrei und zudem sehr nahrhaft (erstaunlich war, dass es das überhaupt gab). Während der kalten Jahreszeit machte sie damit häufig eine Warmbiersuppe, eine in Ostpreussen bekannte Spezialität. Weil ich im Gegensatz zu meiner Mutter ziemlich flink war, ging ich im Herbst oder Winter oft selbst einen Liter dieses köstlichen

Schwarzbieres holen. Dafür musste ich jeweils hinunter in die «Wachtelschänke», eine gemütliche Kneipe, die sich im unteren, unzerstört gebliebenen Teil der Hechtstrasse befand – übrigens im selben Haus, in dessen Hinterhof die beiden Onkel von Erich Kästner zu Beginn des Jahrhunderts ein Fuhrgeschäft betrieben. Ich erinnere mich noch recht lebhaft daran, wie sich die angeheiterten, jedoch nicht unfreundlichen Zecher jeweils über meinen Soldaten-Henkeln lustig machten, in dem ich – in Ermangelung eines geeigneten Kruges – das Bier zu holen pflegte. Nachdem ich den Billardspielern eine Weile zugeschaut hatte, ging's vorsichtig mit dem darin schwappenden Gebräu wieder nach Hause.

Daheim wurde ich dann mit einer wunderbaren dicken Suppe für die zweimal fünf Minuten ausgestandener Furcht dankend belohnt. Einige Jahre später wurden dann auch diese düsteren Ruinen für neu entstehende Wohnbauten beseitigt:

«...Auf der Hechtstr. Fangen jetzt die Bauarbeiter an. Die Trümmer werden weggeräumt und Häuser kommen hin. Auf der Johann-Meier-Str. ein Kinderheim. Mit Schwung und Elan geht's voran...» (18.11.1954).

Aus heutiger Sicht kann ich wirklich sagen, dass wir uns damals, trotz des grossen Mangels an Nahrungsmitteln, relativ nahrhaft ernährt haben. Neben den selbstgezogenen frischen Naturalien aus unserem Garten und dem hin und wieder ergatterten gehaltvollen Schwarzbrot, gab es, wie erwähnt, genügend Kartoffeln und ebenso Teigwaren. Zudem assen wir viel Quark, den meine Mutter oft mit Leinöl anrührte, ebenso Molke und Käse – meistens Emmentaler, Tilsiter und die scharfen Harzer Roller, sofern es diese natürlich gab. Eine Zeit lang brachte sie

auch grosse Flaschen an Lebertran sowie Malz- und Kalzium-Extrakte nach Hause – «Biomalz», wenn ich mich recht erinnere. Meistens erhielt sie diese in jenen Tagen doch ziemlich ungewöhnlichen Stärkungsmittel auf Grund meiner früheren Tbc-Erkrankung, ihrer eigenen Herzkrankheit wie auch unserer erlittenen Rauchvergiftungen auf Berechtigungsscheinen, die ihr eigens von den Gesundheitsbehörden dafür ausgestellt wurden; zum anderen sogar auf dem Schwarzmarkt. Literweise habe ich das Zeug getrunken. Und tatsächlich sogar gern! Noch heute bin ich davon überzeugt, dass ich diesen stärkenden Aufbaupräparaten – und damit indirekt meiner Mutter – meine bis heute doch recht intakten Kauwerkzeuge und immer noch stabilen Knochen verdanke. Zu was eine solch flüssige Spezialnahrung in Ermangelung der gemeinhin üblichen... doch alles gut ist; erwiesenermassen also auch noch nach vielen Jahren.

Dagegen standen aber auch die fast ungeniessbaren «Lebensmittel» dieser entbehrensreichen Notzeiten: die erfrorenen, widerlich-süsslichen Kartoffeln, das undefinierbare, weil mit allem Unmöglichen gestreckte Brot, das entsprechend ekelhaft schmeckte, die ebenso einfallsreich «verwurstete» sog. Wurst, das minderwertige, meist nur aus Knorpeln bestehende ranzig-fettige Fleisch sowie nicht zuletzt das kärgliche, zudem halb verfaulte Gemüse aus den armselig-leeren Läden. Der Not entsprechend musste demnach ein leerer Magen fast zur Gewohnheit und damit der Hunger zum ständigen Begleiter werden.

Eine Geschichte mag das verdeutlichen, die mir diese entbehrensreichen Jahre gelegentlich wieder in Erinnerung

ruft. Eines Tages hatte meine Mutter auf Schwarzmarktwegen eine ganz besondere Delikatesse erstanden, die wir schon nicht mehr zu kennen glaubten: ein wunderbares Stück gekochten Schinken! Bei dessen Anblick reaktivierten sich unweigerlich die Magensaft, sodass einem danach gehörig das Wasser im Mund zusammen lief. Meine verständnisvolle Mutter, im Glauben, mir damit etwas Gutes zu tun, liess mich in meinem Heiss-hunger genug davon essen. Das war des Guten jedoch leider zu viel und sollte mir, wie man sich denken kann, absolut nicht bekommen. Mein Magen war einer solchen Köstlichkeit schlicht entwöhnt. Dementsprechend rebellierte er und in der Folge natürlich der ganze Organismus. Kurz – ich gab diese ungewohnt üppige Mahlzeit auf demselben Wege wieder her – ich musste mich fürchterlich erbrechen. So verfehlte der vorher so appetitliche Schweineschinken ganz und gar seinen eigentlichen Zweck, in diesen mageren Tagen etwas aussergewöhnlich Feines zu sein. Seither habe ich keinen gekochten Schinken mehr gemocht, noch überhaupt nur riechen können. Vorausgesetzt, ich wäre nahe dem Hungertod gewesen, hätte ich ihn dann wohl zweifellos, aber nur mit Todesverachtung verzehren können. Mit der Zeit aber kehrte der Appetit dann doch wieder zurück, und die ungute Erinnerung war Vergangenheit.

An was sich das Unterbewusstsein hinsichtlich der einmal aufgenommenen Sinneseindrücke doch so alles erinnern kann, und das über Jahrzehnte, ist schon erstaunlich!

Nicht zu vergessen dagegen – Fisch! Den gab es zur Genüge, von dem wir, alternativ, viel und gern gegessen haben.

Er wurde regelmässig von der Küste angeliefert und war deshalb auch während der Notzeiten meistens erhältlich. So avancierte z.B. der gemeine Hering mit Pellkartoffeln fast zum eigentlichen Fleischersatz.

Immer noch belustigt darüber, erzählte meine Mutter später oft die folgende Geschichte: Ich muss im Alter von vier oder fünf Jahren gewesen sein, als sie eines Tages mit mir in eines der «Nordsee-Restaurants» ging, um dort ein Fischgericht zu essen. Ob es an diesem Tag keine grössere Auswahl an Fisch gab oder es gerade dieser sein sollte – jedenfalls sassen wir vor unseren Tellern, mit je einem gebackenen Plattfisch (Flunder oder Scholle, so genau weiss ich das nicht mehr). Plattfisch! An einer solch ausgemachten Gräte mit etwas Essbarem dran tat ich mich jedenfalls herzlich gültlich! Und das sorgfältig genug, sonst hätte es meine Mutter mit Sicherheit nicht zugelassen.

Am Nebentisch entsetzten sich jedoch zwei Damen derart darüber, dass sie ihr lauthals Vorwürfe über ihre angebliche Sorglosigkeit machten, mich seelenruhig dieses Monstrum von Fisch essen zu lassen! «Wie sie dem Kind einen solchen Fisch zu essen geben könne?» ereiferten sie sich. Die schlagfertige Entgegnung meiner Mutter: «Eher haben Sie beide eine Gräte im Halse als dieses Kind». Sie kannten eben meine Mutter nicht – und auch mich nicht! Sie war und dachte in solch praktischen Dingen einfach unkompliziert, wie sie im Allgemeinen überhaupt recht unkonventionell war, zumal es die Zeiten meist gar nicht anders zuliessen. Deshalb lernte ich schon sehr früh, selbstständig und eigenverantwortlich zu sein, zu handeln und eben auch zu essen. So habe ich dann

die Gräten – zu unser aller Beruhigung – tunlichst auf dem Teller zurückgelassen. Bis heute esse ich gern Fisch. Und er ist mir immer gut bekommen.

Im Juli 1946 starb im Alter von 81 Jahren meine Grossmutter. Sie hatte offene Beine und durch den Brand eine Infektion bekommen. Bemerkenswert hierzu ist, dass im September desselben Jahres ihr drei Jahre älterer Bruder Richard Rosiger ebenfalls verstarb. Er lebte schon seit Langem in Amerika und beide hatten Zeit ihres Lebens stets einen regen brieflichen Kontakt gehalten. So wohnte meine Tante Rosa nun allein in der Wohnung.

10. Not und Improvisation

Im September 1946 begann in meinem Leben ein aufregendes neues Kapitel: meine Schulzeit.

Auch in der mageren Nachkriegszeit war am ersten Schultag eine Zuckertüte obligatorisch. Zwar war meine etwas klein geraten und zudem nur mit schwarzen Keksen gefüllt, aber immerhin – ich hatte eine. Das war für meine Mutter bei den damaligen Möglichkeiten und mühsamen Beschaffungsverhältnissen sicher keine leichte Aufgabe. Da das für unser Quartier zuständige Schulgebäude in Trümmern lag, wurden wir das erste Jahr der in einem anderen Stadtteil liegenden «Pestalozzi-Schule» zugewiesen. Um dorthin zu gelangen, mussten wir einen ziemlich weiten Weg durch das ausgedehnte Schrebergartengelände laufen. Wir, das waren neben mir die Nachbarkinder aus unserem Haus sowie einige weitere Kameradinnen aus der Umgebung.

Im Parterre unseres Hauses wohnte Frau Willner, eine Witwe mit drei Kindern. Ihr Mann galt als im Krieg vermisst. Seine bereits verstorbene Mutter war wie die meisten älteren Leute der Siedlung ebenfalls eine langjährige Mieterin der Wohnung gewesen.

Eine dieser Töchter nun war im gleichen Alter wie ich. So teilten wir zusammen die ersten Jahre unserer Schulzeit, gingen in dieselbe Klasse und waren insofern in steter gegenseitiger Gesellschaft – ob zu Hause, in der Schule oder eben auch auf dem gemeinsamen Schulweg. Sie wurde von allen Gitti gerufen, mit vollem Namen hiess sie Brigitte. Ulla, ebenfalls abgekürzt für Ursula, war ihre um zwei Jahre jüngere Schwester. Sie beide also waren über viele Jahre meine Spielgefährtinnen und Freundinnen.

Ich ging gern in die Schule, wenn auch der weite Schulweg zunehmend zu einem regelrechten Horrortrip wurde. Es kamen die bekannten kalten Winter 1945/1946 mit strengem Frost und viel Schnee. Das Schlimme dabei war, dass ich kein festes Schuhwerk hatte. Nie habe ich meine notdürftig improvisierte Winterausrüstung vergessen. Sie bestand aus einem Paar Sandalen aus Bagelitt (wenn ich den Namen dieses eigenartigen, neuen Kunststoffmaterials noch recht in Erinnerung habe). Sie waren in einer krankhaft-gelblichen Farbe, zudem sehr klobig – einfach schrecklich unansehnliche Dinger. Wer uns die vermacht hatte, war wohl selbst froh, sie los zu sein, denn freiwillig trug so was niemand! Ich habe sie getragen – in Ermangelung von anderem, geschweige denn besserem Schuhwerk. Die Füsse in diesen Ungetümen – umwickelt mit Lappen gegen die Kälte und den tiefen

Schnee, darüber die erbeuteten Gamaschen aus der geplünderten Kaserne – derart arktisch ausgerüstet bin ich in die Schule gegangen. Um nur ja keinen Tag zu versäumen, nahm ich die Lächerlichkeit dieses grotesken Aufzuges in Kauf und war dabei souverän genug, um jedwede Häme geflissentlich zu überhören. Zudem ging es in jener Zeit allen mehr oder weniger gleich miserabel, sodass es da keine allzu auffallenden Unterschiede gab. Mir war einzig die Schule wichtig, und so haben mir diese Umstände im Nachhinein nicht geschadet, sondern waren im Gegenteil nur von Nutzen.

Zu Hause war es klimamässig ebenfalls nicht gerade gemütlich, denn die klirrende Kälte machte auch vor unseren vier Wänden nicht halt. Die schon altersschwachen Fensterrahmen waren undicht, und so konnte sie trotz des Abdichtens durch alle Ritzen eindringen. Sie setzte sich natürlich ebenso in den Wänden fest, die deshalb oft eiskalt waren. Meine Mutter heizte und feuerte, was das Zeug hielt, um doch etwas Wärme in das Gemäuer und die Räume zu bringen. Ein eiserner Ofen in der Küche sowie ein Kachelofen in der Wohnstube waren die beiden einzigen Heizquellen. Beide standen dort in den hintersten Ecken, sodass die dahinter beheizten – na ja, angewärmten – Wände das dazwischen liegende, unbeheizte Schlafzimmer einigermaßen mit temperierten. Um diese gefrässigen Öfen zu füttern, war meine Mutter ständig um Heizmaterial besorgt. So entwickelte sie eine regelrechte Manie, überall nach irgendetwas Brennbarem zu suchen. Jedes Stückchen Holz, das sie nur finden konnte, wurde aufgelesen, jedes Teil Pappe oder Karton mitgenommen oder im Hechtpark

Kleinholz eingesammelt. Sogar aus den Trümmern schleppte sie zersplitterte Bretter oder Balken sowie Teile von zerborstenen Möbeln nach Hause, die sie dann im Keller mit der Axt heizungsgerecht zerkleinerte. Nichts war vor ihr sicher, was nicht im Ofenschlund landen und verfeuert werden konnte, um damit nur ein wenig Wärme zu erzeugen – auch noch nach Jahren: «...*Mutti holt immer Holz, wo es nur möglich ist. Sie ist auf dem Deckel, meine Mutti! Draussen heult jetzt der Sturm und es regnet... Gute Nacht!...*» (29.10.1954). So war es dann am Abend gemütlich und prasselwarm, wenn sie kochte und es dabei tüchtig brodelte. Dampfend wie in einem Waschhaus verteilte sich dabei natürlich ein entsprechend dichter Brasen in der kleinen Küche. Wollte man zum Dampfablassen nicht ständig das Fenster aufreissen (Abzüge gab es ja noch nicht) setzte sich die Feuchtigkeit gezwungenermassen eben im Inneren ab. Dies mit der leidigen Folge, dass der Frost über Nacht ganze Arbeit leistete. Jeweils am nächsten Morgen glitzerte und glänzte es derart prächtig an den Wänden, dass einem nur schon beim Anblick dieser eisigen Herrlichkeit das grosse Kältezittern überkam, wenn man in diese innerhalb weniger Stunden zur Kühlkammer mutierten Küche – und eben auch unseren Waschraum – musste.

Später liess meine Mutter einen Durchgang zwischen Küche und Schlafzimmer in die Wand brechen. Dadurch wurde es bedeutend wärmer und zugleich auch einfacher für uns. Die Wohnung war innen nun durchgehend und somit in sich abgeschlossen, wie es ja eigentlich üblich ist. Damit war das Laufen über den offenen Flur und das kalte Treppenhaus endlich Vergangenheit.

Kurze Zeit nach dem unglücklichen Ende meiner Puppe Anita hatte meine Mutter ihr Versprechen gehalten und die angekündigte Lösung gefunden. Sie kam eines Tages mit einer «Neuen» nach Hause, die sie wer weiss wo aufgetrieben hatte. Diese hatte einen schönen Porzellankopf. So war hinsichtlich eines neuerlichen Rauch- oder Brandschadens also nichts zu befürchten. Allerdings war sie mit einem kleinen Schönheitsfehler behaftet: einem kleinen Riss über der linken Wange, was aber meiner Freude absolut keinen Abbruch tat. Ich erwähne diese Nebensächlichkeit eigentlich nur im Zusammenhang mit der Schilderung über die damals kalten Winter. Meiner Mutter fiel nämlich auf, wie sie später einmal bemerkte, dass ich für das Puppenkind tatsächlich immer nur warme Sachen, Winterkleider eben, anfertigte. Es sollte einfach nie jemals so frieren müssen, wie ich selbst in jenen kalten Wintertagen gefroren habe. Für mich war das – unbewusst – derart selbstverständlich, dass mir etwas anderes, nämlich ihm ebenso leichtere Kleidchen auf den Leib zu schneiden, gar nie in den Sinn kam. Damit hätte ich, imaginär, Puppe «Nummer 3» diesmal sogar selbst einem weiteren ungewöhnlichen Leben ausgesetzt. Was sich meine so wehrlosen Puppenwesen doch so alles hatten gefallen lassen müssen...

Aber wir Kinder konnten den schneereichen Wintern natürlich auch Gutes abgewinnen, hatten wir ja unser Vergnügen beim Rodeln: im bereits erwähnten Hechtpark beim gefährlichen um die Bäume Herumkurven «...*Bin mit Gitti und Ulla in den Park rodeln gegangen. Heute geht es besser, es hat mehr geschneit. Bin auch mit der kleinen Ingrid*

von Adolfs (*Gittis Verwandte*) Schlitten gefahren. Sie tat mir leid. Dürftige Kleidung. Sie fror. Habe sie einfach mitgenommen und wieder hochgeschafft...» (4.1.1954), per Bauchklitscher-Anschub auf unserer abschüssigen Buchenstrasse und gern auch auf den breiten Hängen des Alaunplatzes. Das war immerhin Entschädigung genug für die Unbill der strengen Winter. Und die gingen irgendwann auch wieder vorüber.

Im Frühjahr 1947 wollte meine Mutter wieder eine Arbeit annehmen, denn wir brauchten dringend Geld. Da sie eine Vollzeitstelle nicht mehr schaffte, suchte sie eine Büro-Halbtagsstelle, was jedoch sehr schwierig war, da stundenweise Büroarbeiten damals nicht üblich waren. Ausserdem hatte sie nicht mehr das dazu nötige Aussehen – ihre Eleganz, die Eloquenz, und das gewandte Auftreten früherer Tage – sie war einfach nicht mehr die alte. Das viele Leid, die Entbehrungen und unsere nun permanente Armut hatten an ihr unweigerlich innere wie äussere Spuren hinterlassen. Zudem begann sie häufiger zu kränkeln, ihre Kräfte liessen nach, und zu alledem kam ihr krankes Herz, das ihr zunehmend zu schaffen machte. Oft bekam sie dann auf der Strasse keine Luft mehr, sodass sie in ihrer Panik sogar buchstäblich in die Knie ging – zusammensackte, bis sie, heftig um Luft ringend, wieder zu Atem kam. Manches Mal hat mich das zu Tode erschreckt. Am ganzen Leib zitternd half ich ihr danach jeweils mühsam wieder auf die Beine.

In diesem Zusammenhang erinnere ich mich an ein weiteres, denkwürdiges Erlebnis, bei dem meine Mutter unvermittelt ihre innere, seelische Verfassung offenbarte. Eines Tages machten wir einen

Fussmarsch in die Altstadt, unsere alte Wohngegend. Nach der Überquerung der inzwischen provisorisch wieder instand gesetzten Augustusbrücke standen wir nun auf dem Theaterplatz und sahen rundherum die gespenstischen Ruinen, die deprimierenden Überreste der ehemals so herrlichen, barocken Prachtbauten. Wie eingangs beschrieben, lagen sie unweit der Münzgasse, allesamt im anvisierten Zentrum der Bombardierungen. Obwohl die wichtigsten Strassen und Plätze von den Trümmern inzwischen frei geräumt worden waren und die geschäftigen Dresdner sie zunehmend wieder belebten, auf den meisten Strecken auch wieder Strassenbahnen verkehrten, verdeutlichten dazu kontrastierend gerade diese Zeichen wieder erwachenden Lebens die immense Dimension des Zerstörungswerks.

Schmerz und Trauer setzten meiner Mutter angesichts der so schrecklichen Kulisse – der zerstörten Stadt und dem nach wie vor sichtbaren Elend, nicht zuletzt der damit aufkommenden Erinnerung an den Februar 1945 – derart zu, dass sie anfang zu weinen, laut zu weinen. Aufgewühlt und von Weinkrämpfen geschüttelt, verfluchte sie in einem heftigen Wutausbruch schreiend «diese Schweine, diese Schweine!» Völlig verstört und verängstigt beobachtete ich diesen plötzlichen Ausbruch, der an Hysterie grenzte. Ich glaubte tatsächlich, meine Mutter würde verrückt. Aber zu meiner Erleichterung beruhigte sie sich doch nach einiger Zeit wieder und fand zum Glück zu ihrer alten Normalität zurück.

Es war ganz offensichtlich, dass sie das eigentliche Ausmass der Zerstörung erst in diesem Augenblick richtig begriff. Am

Tag unseres Auszuges aus dem zerbombten Zentrum war sie gar nicht in der Lage gewesen, das vollkommene Desaster wirklich bewusst zu erfassen. Wir liefen und versuchten einfach nur, das alles irgendwie hinter uns zu lassen.

Wen sie damit meinte, wer genau ihrer Auffassung nach «...die Schweine...» waren, vermag ich noch heute nicht zu sagen. Die Verlierer? Die Sieger? Beginner – als eigentliche Verursacher die einen; Beender – und damit sinnlos grausame Vollender – die Alliierten?

Diese aus ihrem Innersten herausgeschrieene Anklage, damals für mich so erschreckend wie unbegreiflich, zugleich derart beklemmend fühlbar – heute verstehe ich, was in ihr vorgegangen sein muss. Und aus tiefster Überzeugung bin ich der Meinung, die Bombardierung war, ist und bleibt ein Verbrechen, so wie der Beginn des Krieges an sich ein Verbrechen war!

Ähnliches wiederholte sich einige Jahre später. Meine Mutter konnte es nie verwinden, was da vernichtet worden war; wie wohl die meisten alten Dresdner es ihr Leben lang nicht vergessen können.

Meine Mutter hat dann doch eine Stelle gefunden – in den Fundamenten der Ruine eines ehemaligen Restaurants oder eben, was davon noch stehen geblieben war, im Provisorium des alten «Gambrius» am Postplatz. Die unteren, noch relativ intakten Räumlichkeiten hatte man wieder soweit hergerichtet, dass sie für einen minimalen Gaststättenbetrieb funktionstüchtig waren. Dort nun war sie für Aufgaben in der Küche angestellt worden. Beruflich sicher ein für meine Mutter neues, zudem ungewohntes Terrain. Aber angesichts des Mangels an geeigneten Arbeitsstellen wäre die einzige

Alternative gewesen, als Trümmerfrau auf dem Bau zu arbeiten. In diesen Tagen taten das Tausende von Frauen, was meine Mutter körperlich wie gesundheitlich jedoch gar nicht geschafft hätte. Da sie aber eine gute Hausfrau war, insofern mit dieser Arbeit keine Probleme hatte, verrichtete sie diese gern und auch zu aller Zufriedenheit. Zudem hatte sie dort freies Mittagessen und konnte sogar Essensrationen mit nach Hause nehmen. Das Wichtigste aber war, dass meine Mutter nun wieder einen eigenen Verdienst hatte, was ja ihre grösste Sorge war. So war diese Stelle in Anbetracht der damaligen Verhältnisse immerhin ein Glücksfall.

Infolge der neuen Situation wurde es für mich zu einem angenehmen Zeitvertreib, den langen Weg dorthin unter die Füße zu nehmen, um sie nach Arbeitsschluss abzuholen. Oft gingen wir dann, sofern wir das Mittagessen nicht schon dort eingenommen hatten, in das erwähnte «Grätenfisch-Restaurant» oder in die «Happeldiele». Der passende Name gehörte zu einer Pferde-Metzgerei in der Dresdner Neustadt. Diesem, im Viertel sehr bekannten Laden, war ein kleines, rege frequentiertes Restaurant angegliedert. Täglich wurden dort verschiedene preiswerte, sehr schmackhafte Gerichte angeboten, z.B. erinnere ich mich noch gut an die dort sehr leckeren Happelrouladen. Etwaigen Vorbehalten gegenüber dem für manche Leute eher ungewöhnlichen Pferdefleisch pflegten meine Tanten zu entgegnen, dass die nur mit Hafer genährten «Happeln» allemal sauberer und somit gesünder seien als die mit irgendwelchen, undefinierbaren Abfällen abgefütterten Schweine. Es sei schon deshalb dem Rüsselfleisch vorzuziehen, weil es von weit besserer Qualität

sei! Unterstützt in ihrem Urteil wurden sie durch die Tatsache, dass dort selbst feine Leute einkauften oder auch in die Gaststube essen gingen. Da Rindfleisch fast nicht erhältlich war – und man vielleicht auch keine «mitleidvollen, einnehmenden...» Bauern kannte – gab es den sonst üblichen Sonntagsbraten natürlich recht selten. So behalf man sich eben mittels mehr oder weniger gleichwertigen Ersatzmöglichkeiten.

Trotz ihres instabilen Gesundheitszustandes konnte meine Mutter diese Arbeit während mehrerer Jahre ausüben, was uns damit ein kleines Einkommen sicherte. Infolge ihrer aber dennoch oft krankheitsbedingten Absenzen langte es meistens vorn und hinten nicht, um damit wenigstens nur die nötigsten Ausgaben bestreiten zu können. So forderte sie gegen meinen Vater die längst fällige Alimentenzahlung ein. Schwierigkeiten und Verzögerungen bis zu seinem Einlenken machten es in der Folge notwendig, behördliche Hilfe in Anspruch zu nehmen. Für derartige und ähnliche Notfälle hatte die DDR-Regierung die sog. Fürsorgeunterstützung eingerichtet – vergleichbar der heutigen Sozialhilfe – die wir dann später leider in Anspruch nehmen mussten. Für meine Mutter war das eine besonders leidvolle Zeit und würdelose Erfahrung.

So war ich in meinen jungen Jahren recht oft allein, was mir jedoch keine Mühe bereitete. Meine Tanten, die mich abwechselnd zum Essen einluden, sorgten für mein leibliches Wohl, sodass ich in dieser Hinsicht wenigstens keinen Mangel leiden musste. Und zu Hause verstand ich mich genügend zu beschäftigen, hatte ich doch immer etwas zu

«muddeln», wie es im heimischen Sächsisch heisst. Z. B. nähte ich gern – bitzelte – ebenfalls sächsisch für kleine, komplizierte Arbeiten – wie eben auch die angesprochenen Winterkleider (für den Sommer...). So wurde aus allem nur irgendwie Näh- und Änderbarem wieder Neues aus Altem gezaubert. Dafür war auch eine noch so alte Nähmaschine äusserst hilfreich, wenn zuweilen auch mit Hindernissen: «... *Bin mit Traudel mit einem Wagen zu T. Rosa. Haben dort eine Nähmaschine geholt (T. Rosas). Sie ist zwar sehr altmodisch, aber leicht und niedlich. Haben sie zu Hause dann geölt und Traudel lernte mir das Treten. Haben sogleich alte Lappen umsäumt zu Taschentüchern. Dann ein Malheur – die Nadel ist gebrochen. Traudel hatte den Finger drunter. Habe zu Mutti gesagt, ich war's. Hoffentlich bekommen wir morgen passende Nadeln. Jedoch ich freue mich, doch endlich auch mal auch so nähen zu können...*» (29.12.1953).

Ebenso war meine hübsche, kleine Puppenstube ein weiteres beliebtes Objekt. Darin war durch nötiges Möbelumstellen für die eigentlich ja ständig abwesenden Bewohner(innen) ein jeweils neues Ambiente zu schaffen. Ich hatte diese schöne Mini-Wohnung von der Jugendfreundin meiner Mutter (für mich Tante Erna) resp. deren Tochter geschenkt bekommen.

Hauptsächlich aber waren Stifte und Papier zum Malen mein bevorzugtes Betätigungsfeld. Eben so, wie es Kinder in diesem Alter allgemein gern tun, bevor sie zum Buchstabenlernen übergehen, und dabei oft sogar eine ganz erstaunliche Kreativität entwickeln. Man half sich zu dieser Zeit mit den bescheidensten Mitteln. Der Not gehorchend war man

ideen- und einfallreich und entdeckte dabei an sich bisher ungeahnte Talente. So fand ich meine ganz spezielle Berufung, indem ich mit einigem Improvisationsgeschick auf den verschiedensten Gebieten zu meinem eigenen Handwerkergesellen wurde. Neben der eigens fabrizierten, fantasievollen Kleidung besohlte ich z.B. mit rostigen, geradegebogenen alten Nägeln meine Schuhe «...Bei Frau Schopf mir Dreifuss geholt. Habe meine sämtlichen kaputten Schuhe besohlt..., alle genagelt. Alle wieder ganz – wie vom Schuster. Es ging wunderbar. Sie dann geputzt (blitzblank!), ein Paar Einlagen reingemacht. Wieder wie neu. Das war ein famoser Gedanke!...» (6.11.1953), machte eingetauschte, «haltlose» Schlittschuhe mittels Bändern und Schrauben wieder standfest oder heftete leere Papierseiten zu «neuen» Schulheften zusammen. Ein weiteres waren die mit Nadel und viel Faden in den schadhafte grossen Bettlaken zu stopfenden «niedlichen» Löcher, eine oft mühsame und zeitraubende Arbeit. Darüber hinaus gab es in der Wohnung stets etwas zu reparieren, abzudichten oder zu hämmern, was mir mitunter sogar richtig Spass machte.

Zu all diesen Notwendigkeiten half jeder noch so kurze gefundene Bindfaden, jedes kleine Stoffrestchen oder sonst noch alles Brauchbare, das irgendwie von Nutzen sein konnte: «...Habe mir aus Muttis altem Pullover ein Käppi gemacht und ein Paar Handschuhe.... Aus einem alten Kleid einen Rock mit Hägern. Es geht zur Not...» (30.7.1953). Noch heute habe ich die Gewohnheit, diese «haushälterische» Macke, nichts wegwerfen zu können, was mein Mann oft scherzhaft auch als «Eichhörnchen-Syndrom»-be-

lastet bezeichnet. Diese Eigenschaft mit den vorsorglichen Tierchen gemein zu haben und dementsprechend verglichen zu werden, ist für mich eine nach wie vor belustigende Vorstellung.

Mit Bestimmtheit war diese harte Zeit jedoch nicht leicht und soll weder verklärt noch geschönt werden. Diese Schule jedoch, wie ich es heute beurteile, hat nichtsdestotrotz ein für mich positives, bleibendes Vermächtnis bewahrt. Sie hat mich gelehrt, in den später zunehmend besseren Zeiten auf dem Teppich zu bleiben, d.h. das Wissen um den Wert des Wenigen instinktiv zu verinnerlichen und, dessen bewusst, weiter danach zu handeln.

In dieser Zeit wurde für mich nun ebenfalls wichtig, dass ich meiner Mutter während ihrer Abwesenheit die Hausarbeiten abnahm. Ich erledigte das jeweils nach der Schule und den gemachten Hausaufgaben. Und ich tat das sogar gern, was ja nicht gerade Usus ist. Zu den «Obliegenheiten» gehörte, die gestrichenen Holzböden aufzuwischen, sodass sie danach wieder schön glänzten. Dann war natürlich regelmässig die Wohnung aufzuräumen, was ansonsten bei einem Kind in diesem Alter ja ebenfalls nicht selbstverständlich ist. Ebenso war die Hausordnung zu machen, damit mir auch da niemand etwas nachsagen konnte (die in den städtischen Mietshäusern übliche «Hausordnung» regelt in zeitlicher Reihenfolge die Reinigung der Treppenhäuser durch die Mietparteien). Desgleichen war, wenn es nötig wurde, beim nicht einfachen Holzhacken mit Hand anzulegen sowie der Garten in Ordnung zu halten. Ich wollte, dass meine Mutter entlastet war, schliesslich hatte sie ja während des ganzen Tages

mit Stapeln von anderer Leute Abwaschgeschirr fertig zu werden. Danach am Abend ihre Freude zu sehen, womit sie meine bestandene Selbstverantwortung bestätigte, war für mich dann jeweils die eigentliche Belohnung. Bei diesen vielschichtigen Pflichten sollte es allerdings nicht ganz ohne ein Missgeschick abgehen: «...*Zu Hause einen Spiegel zerdonnert. Sieben Jahre Pech!...*» (5.2.1954). Zum Glück hat es sich nicht bewahrt!

Aber natürlich war es nicht so, dass ich mich nur in Pflichten übte oder eine Stubenhockerin war. Im Gegenteil! Dazu war ich viel zu umtriebig. Und so sorgte ich draussen für meine verdiente Abwechslung. Es gab in der Nachbarschaft ja viele Kinder, von denen zwei bekanntlich in unserem Hause wohnten. Von daher war für genug Spiel und Spass gesorgt. Ulla, obwohl wie erwähnt, zwei Jahre jünger als ich, wurde meine beste Freundin. Wir hatten die gleichen Interessen und durch ihre aufgeschlossene, herzliche Art war sie für mich eine wirklich gute Kameradin. Im Gegensatz zu ihrer zurückhaltenden, eher introvertierten Schwester Gitti war sie auch fröhlicher und unternehmenslustiger, so dass man mit ihr Pferde stehlen konnte. So lief ich, wenn von unten der Ruf ertönte «Moni, gommste bisschen runder?» sofort die Treppe hinab. Auf der Schwelle der Haustüre sitzend wurden wir dann mit kindlicher Harmlosigkeit zu jeweils aufmerksamen Beobachtern unserer Häuschen und seiner Bewohner: den skurrilen, den unscheinbaren, den friedlichen und den weniger friedlichen, wie auch den unvermeidlich unangenehmen Zeitgenossen, wie sie überall in einer menschlichen Gemeinschaft anzutreffen sind.

11. Umfeld und Nachbarschaft

Auf der uns gegenüber liegenden Seite wohnten im oberen Häuschen Herr und Frau Adolf mit ihrem Schäferhund Tina. Sie waren sehr umgängliche, nette Nachbarn. Die Hundedame allerdings war eine recht scharfe Wachhündin, die auch schon mal auf harmlose kleine Kinder losging, wie z.B. auf mich! Eines Tages jagte sie mir einen ungeheuren Schrecken ein, indem sie mich mit einem gewaltigen Satz ansprang, als ich ahnungslos aus der Haustür trat. Dabei zerfetzte sie mir meinen neuen Mantel, den ich just an diesem Tag mit einigem Stolz erstmals ausführen wollte! Meine Mutter hatte dieses Kleidungsstück aus irgendwo mühsam erstandenen home spoon-Stoff erst kurz vorher nähen lassen (wie der Name sagt, ein in Heimarbeit – ursprünglich vermutlich in England – hergestelltes grobes Gewebe). Zudem war es überhaupt mein wirklich erstes, neues Kleidungsstück nach dem Krieg. Eine Kunststopferin konnte danach die Dreiecke jedoch flicken und so den Mantel wieder unversehrt aussehen lassen, so dass ich das gute Stück dann noch lange tragen konnte. Die Angst vor Hunden aber ist mir geblieben, obwohl ich sie im Allgemeinen gern mag.

Diese Nachbarn waren übrigens Verwandte von meinen Freundinnen und ihrer Mutter aus unserem Haus. Alle waren sie schlesische Flüchtlinge und wohnten erst seit kurzer Zeit in unserer Gemeinschaft.

Unter ihnen wohnten Mutter und Sohn Teichmann. Den Sohn sah ich unlängst aus der Kriegsgefangenschaft zurückkehren. Ich sah ihn von unserem Stubenfenster aus, wie er sich langsam die

Strasse herunter schleppte. Als Heimkehrer noch immer in seine Landser-Uniform gekleidet, fiel er mir besonders durch seinen eigenartigen Gang auf. Die Füße extrem seitlich ausgestellt, lief er in einem eigenartigen Watschelgang, wie er typisch für Menschen ohne funktionierende Zehen ist. Sie waren ihm an der Ostfront erfroren. Später zog eine Familie Loch mit ihrem kleinen Sohn Bernd in diese Wohnung.

Unsere Nachbarin direkt gegenüber war die gemütliche Frau Liebscher. Meistens schaute sie, breit und behäbig auf ihre Kissen gestützt, aus ihrem Parterre-Fenster, wobei sie dessen Rahmen mit ihrer Körpermasse fast zu sprengen schien. Jedenfalls hatte sie so das Geschehen auf der Strasse stets fest im Blick, und somit auch direkt vor ihrer Nase. Ihre attraktive Tochter Anni hatte die niedliche kleine Angelika – ein Kind von einem russischen Offizier. Während des hier geschilderten Zeitrahmens war die Kleine etwa zwei Jahre alt und damit auch die Jüngste in unserer Kinderreigenrunde.

Im ersten Stock wohnte Familie Seliger: der schlaksige Sohn Erich mit Frau, deren halbwüchsige Tochter sowie die alte Mutter, auch sie freundliche Leute. Ihrer lieben Nachbarin das Gesichtsfeld nicht allein überlassend, praktizierten sie ebenfalls gern das Fernsehen aus dem Fenster, nur – perspektivisch gesehen – von oben herab.

Im nächstfolgenden Haus wohnte eine Frau Schöne, für uns einfach nur Edith, mit ihrer bereits erwachsenen Tochter. Die beiden Frauen liessen sich, im Gegensatz zu den anderen neugierigen Nachbarn, äusserst selten blicken. Scheu, fast

ängstlich huschten sie jeweils nach den unbedingt nötigen Besorgungen eiligst die Strasse hinunter, um sogleich in ihren vier Wänden zu verschwinden. Unwillkürlich wurde man angesichts dieses Verhaltens an die kleinen, bei Gefahr geschwind ihren Bau aufsuchenden tierischen Erdbewohner erinnert. So bekam man sie fast nie zu Gesicht, obwohl die Familie ebenfalls schon lange dort wohnte.

Ganz anders dagegen waren die Leute in der Wohnung darüber, die das pure Gegenteil an Präsenz markierten: die Familie Gäbler mit ihren vier z.T. bereits erwachsenen Kindern. Bei ihnen stellten die Fenster zur Strasse praktisch das zweite Wohnzimmer dar, das sie entsprechend ständig besetzt hielten. Dabei entging ihnen nichts, was nicht ihre Neugier befriedigt hätte, um genauestens ins Visier genommen zu werden. Zudem sagte man ihnen in der Nachbarschaft ihre langen Finger nach, was anonym bereits erwähnt wurde. So erkannte z.B. meine Tante nach Jahren in deren Wohnung ihr während der kriegsbedingten Auslagerung verschwundenes antikes Schränkchen wieder.

Einer der Töchter, Ruth, hatten wir Kinder im Sommer 1945 unter aller Kraftanstrengung den krawalligen Polterabend beschert. Mit ihr und Walter waren danach die zwei bereits verheirateten Sprösslinge ausgezogen. So waren Werner, der sich zu jener Zeit in seiner halbstarke Phase befand, und Gretel, das von der Natur etwas benachteiligte Mauereblümchen, die beiden noch Daheimgebliebenen. Ersterer fiel in unserem kurzen Wurmfortsatzende hauptsächlich durch wilde Ritte auf seinem Motorrad auf, wobei er – ganz starker Max – schon mal in die Zäune der Gartenko-

Ionien brettete. Demgegenüber blieb die ältere Schwester relativ unscheinbar, ausgenommen ihr physisches Erscheinen im Fensterrahmen, wo sie nach dem Tod der Eltern die Familientradition des Nachbarn-Observierens umso konsequenter fortsetzte. Offenbar war das ihr einziger verbliebener Lebensinhalt in dieser einst so lebhaften Gemeinschaft.

Das unterste Haus bewohnten zwei Schwestern mittleren Alters, die eigentlich nur durch ihre Unauffälligkeit auffielen, da sie sehr zurückgezogen lebten. Eine der Frauen hatte eine etwas behinderte Tochter. Die Tragik jener Tage: Die Männer beider Frauen waren im Krieg gefallen oder galten als vermisst.

Diesen wiederum gegenüber – nun auf unserer Häuserzeile – beanspruchte die quirlige wie ebenso vielköpfige Familie Scharf beide Stockwerke, zum einen die «nette Nettie», die mit ihren beiden schon älteren Töchtern im Parterre wohnte. Die jüngere, Traudel, zählte neben den bereits erwähnten Freundinnen, trotz der zwei Jahre Altersunterschied ebenfalls zu unserer Riege. Oftmals half sie mir bei schweren körperlichen Verrichtungen wie Holz hacken oder im Garten. Oder sie instruierte mich in nützlichen Hausarbeiten, z.B. an der Nähmaschine. Gemeinsame Kinobesuche sowie viele interessante Unterhaltungen, so auch in Gesellschaft meiner Mutter, waren ein Übriges.

Ihre Mutter Nettie, eigentlich Antoinette, stammte ursprünglich aus Bayern. Mit ihrer «barocken» – weil etwas fülligen – Figur wie auch ihrer burschikosen, aber durchaus herzlichen Art entsprach sie durchaus der Vorstellung vom Frauenbild ihrer süddeutschen Heimat. Auch hier war der Mann und Vater im

Krieg gefallen. Sie und Frau Willner waren dicke Freundinnen. Beide arbeiteten sie auf dem Bau in der Dresdner Innenstadt als die bekannt-tüchtigen Trümmerfrauen.

Netties Schwager, der blinde Kurt, teilte sich die obere Etage mit seiner Familie – seiner zänkischen Frau Martha, beider Sohn Joseph sowie der alten Mutter der Sippe. Der Junge, von uns allen bayrisch oder eben sächsisch kurz Seppi gerufen, war geistig etwas zurückgeblieben. Er wurde deshalb von seiner dafür unverständigen Mutter nicht gut behandelt. Zu diesem nicht gerade glücklich zu nennenden Kindsein musste er oft genug noch für viele unserer Streiche als armer Sünder herhalten. In seiner gutmütigen Einfalt hatte er trotz alledem seinen Spass, in unserer Clique dabei zu sein. Und so steckte er diese Hänseleien, oftmals gar Zurücksetzungen, ziemlich verständnislos und entsprechend klaglos weg.

Wie bereits erwähnt, waren im nächsten Haus in der oberen Etage meine Verwandten zu Hause. Meine Tante war dann für einige Zeit allein, nachdem meine Grossmutter verstorben war. Nach ihrem Wegzug zog später die für uns alle recht rätselhafte Familie Bode in diese Wohnung. Im Gegensatz zu der in unserer Strasse üblichen, bekannt offenen Lebensweise lebte diese sehr zurückgezogen und vermied tunlichst jeglichen Kontakt mit der übrigen Nachbarschaft, eingeschlossen die Tochter in unserem Alter. Dafür waren im Parterre Mutter und Tochter Kresse ungemein freundliche, warmherzige Menschen. Else pflegte ebenfalls ihre alte Mutter und starb selbst kurz nach deren Tod.

Auffallend ist, dass bei den seit Generationen hier lebenden Familien die alten

Frauen ihre Männer meistens überlebt hatten. Sie starben durch die Kriege, die zeitlebens schwere Arbeit oder in deren Folge oft unheilbaren Krankheiten. Vielfach setzt sich diese Tendenz bekanntlich bis heute analog fort, wenn auch unter anderen Voraussetzungen.

Mit dem Überspringen unseres bereits beschriebenen Hauses, der Nummer 25, soll die Aufzählung der kleinen Gemeinde mit dem uns angrenzenden letzten Reihenhäuschen und damit dessen Bewohnern ihren Abschluss finden.

So also mit Herrn und Frau Thiele, dem Hausmeister-Ehepaar für die insgesamt sechzehn Parteien, die dort im oberen Stock wohnten. In dieser ihrer Funktion wie auch als Nachbarn gibt es leider herzlich wenig Rühmliches über sie zu berichten. Die Tatsache, dass sie keine Kinder mochten, zumindest keine fremden, mag dafür sicher mit ein Grund gewesen und mir deshalb auch so lebhaft im Gedächtnis geblieben sein. Diese fast paranoide Aversion mussten wir mehr als genug erfahren und erleiden, schliesslich gab es in unserer Strasse ja nicht gerade wenige dieser Spezies; und um genau zu sein – sogar in jeder Altersklasse und Orgelpfeifen-Grösse. So wurde von diesen kinderunfreundlichen Leuten logischerweise jeder Ball mit Argusaugen verfolgt. Jeder unerlaubte Aufenthalt auf deren Hof oder sonstige beabsichtigt-unbeabsichtigte(i) Übertretungen wurden natürlich gerügt und obendrein oft genug mit bösen Beschimpfungen quittiert. Selbstredend revanchierten wir uns danach mit jeweils diebischer Freude, indem wir auf unsere Weise das «Runde ins dafür Eckige» beförderten, wenn wir der begründeten Meinung waren, dass diese Kinderhasser sich das selbst

eingebrockt hätten. Hinsichtlich der Tore, sprich: der durchgeballerten Fenster, klappte der Gemeinschaftsgeist auch hier jeweils hervorragend: uns ward meist geholfen...

Nichtsdestotrotz schaute meine Mutter Jahre später nach dem Ehepaar, nachdem beide schon alt und recht gebrechlich waren. Sie brachte ihnen täglich Essen, um sie buchstäblich vor dem Verhungern zu bewahren, obwohl sie selbst Kinder und Enkel hatten!

Zu guter Letzt: Im Parterre wohnten zwei ganz interessante Menschen, zwei ebenfalls bereits betagte, dazu im Gegensatz jedoch sehr verträgliche Leutchen, Herr Noack und Frau Schopf. Zur entsprechenden Thematik werde ich später auf sie zurückkommen.

Soweit also unser gutnachbarliches Umfeld, in dem Leben, Leiden und Lieben natürlich nicht vollends verborgen bleiben konnten und, soweit es die allgemeine Neugier erregte, entsprechend gern auch durchgehechelt wurden. Jedoch blieb es in unserer kleinen Strasse meistens bei dem allgemein üblichen Klatsch und Tratsch. Insofern sahen sich die lieben Nachbarn ihre menschlichen Schwächen unter- und gegeneinander nach, hatte doch ein jeder seine Macken, Marotten oder Achillesfersen. So kam es deshalb auch nie zu grösseren oder gar ernsthaften Auseinandersetzungen, was sich während des langjährigen gutnachbarlichen Zusammenlebens wirklich nur bestätigte.

Viel Spass hatten wir Kinder wie Erwachsene an den saisonalen Sommer- und Herbstfesten in den zahlreichen angrenzenden Garten-Kolonien, die in ihrer Gesamtheit ein ziemlich grosses Areal

umfassten. Eine jede richtete dann – zeitversetzt – ihre Feten aus, sodass im Sommer und Herbst ständig irgendwo eine Festivität stattfand. Einfache Tanzböden aus Holz, aus dem Lautsprecher altbekannte flotte Schlager und Tanzmelodien, zuweilen spielte auch mal ein Musikus in persona auf, und fertig war das Glück. Mit einem Groschen (zehn Pfennige) war man dabei. So liess sich bei unserem Herumgehops zwischen den Erwachsenen auf diese vergnügliche Weise auch bestens das Tanzen erlernen, indem wir ebenfalls manch kesse Sohle auf's Parkett legten – hier allerdings aus Planken. In den späteren Jahren wurden dann schon mal die aufkommenden, westlichen Rock'n Roll-Rhythmen gespielt, bei der wir den Westlern an Tempo, Technik und Temperament sicher in nichts nachstanden. «...*Sind in die ‚Erdkugel‘ zum Sommerfest. Haben beim Tanz zugesehen. Da gibt es verrückte, aber auch schöne Tänzer (zu verstehen als «gute» Tänzer)..»* (13.6.1953). Angesichts dieses amüsanten Anschauungsunterrichts waren wir entsprechend lernfähige Tanzschüler...

Mit Ulla, meiner erwähnten «Pferdestehlen»-Kameradin und guten Freundin, ging ich auch sonst oft in die Schrebergarten-Kolonien. Dies dann für ein weiteres kindlich-profanes, hier jedoch schon mal unterschiedlich vergnügliches lün: unserem individuellen Erntehelfereinsatz. «Die süssesten Früchte sind bekanntlich die aus Nachbars Garten...». Allzu oft konnten wir diese Erkenntnis, dazu über Zäune langend und hangelnd, nur mehr als bestätigen... Ullas Puppenwagen, umfunktioniert als Erntewagen, musste als dafür geeignetes Transportvehikel herhalten. Dekorativ und nicht un-

wesentlich als Alibi wurde das Gefährt zusätzlich von ihrer obenauf thronenden Puppe bewacht; eine absolut nützliche und einleuchtende Aufmachung. Manches Mal jedoch mussten wir bei diesen Touren sprichwörtlich die Beine in die Hand nehmen und dann, natürlich nicht ohne den mehr oder weniger gefüllten Wagen, schleunigst das Weite suchen, wenn uns ein erzürnter Gartenbesitzer auflauerte und unter wüsten Schimpfkanonaden davonjagte.

Wie erwähnt, war das Ballspielen auf der Strasse ein von uns gern gefrönter Freizeitspass, zumal dabei alle Orgelpfeifen mitmachen konnten, so u.a. beim Völkerball. Ein allseits beliebtes und heute vergessenes Spiel, das zudem einiges Geschick erforderte, war das Kreiseln. Dabei wurde mit kräftigen Peitschenschlägen ein um eine Schnur gewickelter Kreisel aufgezogen, so dass dieser, je nach Können des Spielers, entsprechend tanzte und über das holperige Kopfsteinpflaster davon hüpfte. Weitere Spiele waren der flinke Reifen sowie natürlich das Murmeln. Bei Letzterem mussten die bunten Glaskugeln mit den Fingern jeweils eingelocht werden. Sie wurden auch gern getauscht – gekaubelt – oder ausgeknobelt. In unserer Gegend war zudem das Stammbuchblümchen-Klitschen (von der Tischkante aus) sehr verbreitet, bei dem man mit jedem Treffer diejenigen der Mitspieler dazu gewann – schöne bunte Bildchen, die ebenfalls oft die Tausch-Runde machten. Und schliesslich das bekannte, auf den Boden gezeichnete Huppekästel (Hüpfkästchen), bei dem man entweder in den Himmel oder in die Hölle kam.

Daneben gab es noch viele weitere Geschicklichkeitsspiele, die einfache, jedoch für uns die Freizeit ausfüllende,

überaus reizvolle Spielereien waren. Es war unvermeidlich, dass es dabei schon mal Zoff und auch Streitereien gab. Rasch vertrug man sich jedoch wieder, und die Querelen waren vergessen – das beispielhafte Privileg der Kinder, nachahmenswert für so manch erwachsene Streithähne: «...*Es ist schön, wenn man so Freund ist, man hat nichts davon, wenn man sich nur zankt mit anderen ...*» (27.6.1953). Welch einfache Wahrheit!

Während dieser Zeit, in der mein Zuhause, die Schule und die geschilderte spielerische Kindheit gut harmonierten, wurde meine Mutter immer wieder krank. Litt sie nach dem Krieg an Typhus, so hatte sie in den Jahren 1947/48 (wie auch später immer wieder) des Öfteren Unfälle und organische Leiden, die jeweils einen längeren Krankenhausaufenthalt erforderten.

Meistens landete sie dann in den unzerstört gebliebenen (Rest-) Gebäuden des Johannstädter Krankenhauses. Viele Male bin ich dorthin gepilgert, um sie zu besuchen, dabei bevorzugt allein, hin und wieder aber auch in Begleitung meiner Verwandten. «...*Bei Mutti im Krankenhaus gewesen. Sie war im Garten und jätete. Habe mir zwanzig Pfennig verdient...*» (25.6.1953). Seit diesen Besuchen sollte mir der in Krankenstationen stets intensiv von Äther und Antiseptikum geschwängerte Geruch bis heute in assoziativ-unangenehmer Erinnerung bleiben.

Auch Jahre später hatte ich meine Not mit ihren Krankheiten, die sie dabei selbst noch ignorierte: «...*Die Prüfung geht bald los. Ich will lernen – und kann nicht. Dauern ist mit Mutti was los. Sie*

geht zu keinem Arzt...» (10.5.1957). Dass ich während dieser längeren Absenzen meiner Mutter allein zu Hause blieb, wollten weder ich noch meine lieben Verwandten – Tante Martha, Onkel Martin oder Tante Rosa. So wurde ich bei ersteren dann jeweils für diese Wochen einquartiert. Onkel und Tante hatten einen bereits erwachsenen Sohn, Gerhard, der mit zwanzig Jahren als Soldat bereits an der Front war. So bekam ich dessen Zimmer und damit temporär mein eigenes Reich. Ich durfte auch seine zahlreichen noch vorhandenen Kinderbücher, dazu viele Buntstifte, vor allem aber die gesamten hinterlassenen Schulsachen benutzen. Ein für mich wunderbares Reservoir! So bekam ich dort zum ersten Mal ein «Wilhelm Busch-Buch» zu sehen, ein prächtiger, in Leder gebundener grosser Band, in dem ich – vorerst noch – nur die Bilder und Zeichnungen bestaunte.

Eine ebenso eindruckliche, weil unbekannt duftende Erinnerung an diese Zeit ist mir ebenfalls unvergesslich geblieben. Mein Onkel arbeitete kurzfristig in einer Schokoladenfabrik in der Neustadt, in der erstaunlicherweise bereits kurze Zeit nach dem Zusammenbruch wieder die entbehrten süssen Sachen hergestellt wurden. Eigentlich hatte er einen eigenen Schlossereibetrieb, den er zunächst den neuen Anordnungen zufolge noch nicht betreiben durfte, danach aber während vieler Jahre weiter führte. Eines Abends nun platschte er mir eine pralle Hand voll unförmiger dunkler Masse platt auf die blanke Wachstuchdecke des Tisches: einen weichen Klumpatsch herrlich duftenden Nougats! Er hatte, wie ich mich erinnere, eine ansehnliche Menge davon mit nach Hause gebracht, so dass es sogar noch für klei-

ne tägliche Portionen reichte. Diese ungewöhnliche Bescherung war für mich wie Weihnachten, Ostern und Geburtstag zusammen.

Während der Zeit unter ihrer Obhut hatte ich ein, wenn auch strengeres, so doch geordnetes Leben. Dazu waren sie sehr lieb und verständnisvoll zu mir. Zudem konnte meine Tante in ihrer Spontanität sehr lustig sein. Wie schon früher erwähnt, war sie mitunter jedoch ziemlich klatschsüchtig. Ich erinnere mich, sie ständig irgendwo mit irgendjemandem beim Schwatzen gesehen zu haben – eine liebenswerte Marotte von ihr. So erfuhr und wusste sie natürlich stets das Neueste aus der Neustadt und gab es ebenso gern und «uneigennützig mitteil-sam» weiter. Störte man sich daran, so war das eigentlich ihre einzige Schwäche. Da es sich meist jedoch um harmlosen Klatsch handelte, schadete sie damit niemandem. Die Schlosserei in der Förstereistrasse besteht übrigens heute noch und wird von einem Schwiegersohn in der dritten Generation weitergeführt.

So gesehen bin ich durch mein vieles Herumstromern in den vom Krieg verschonten Strassenzügen der Dresdner Neustadt selbst zu einem echten Kind der Neustadt geworden; eine mit diesem lebhaften Stadtteil verbundene Identifikation, wie sie viele Jahre zuvor der «Neustädter» Erich Kästner in seiner Kindheit ähnlich erlebt haben muss.

12. Tante Rosa

Meine Tante Rosa! Sie war nicht nur eine mir nahestehende Verwandte, sondern auch die mir liebste Tante. Sie hat mir das Verständnis für Wissen, Kultur, Mu-

sik, Geschichte und das «alte Dresden» vermittelt, das mir die Neugier und das Interesse daran für ein Leben lang wach halten sollte.

Sie war eine ungemein bescheidene, liebenswürdige, dazu überaus unkomplizierte Person.

Als einzige ihrer zahlreichen Geschwister – meiner sämtlichen Onkel und Tanten, meine Mutter eingeschlossen (die dafür als einzige auf eine höhere Töchterschule gehen durfte) – war sie sehr musisch veranlagt, zudem war sie sehr stilbewusst. Diese Gabe hatte sie wohl bereits mit in die Wiege gelegt bekommen. Entsprechend ihrem diesbezüglich ausgeprägten Kunstsinn bewegte sie sich gern in künstlerischen Kreisen. Ob Musik, Gesang, Malerei, Geschichte, die grossen Namen der Dresdner Geschichte – in jedem Genre war sie bewandert, kannte alles und alle. So war es für mich schon früh ungeheuer faszinierend, ihr zuzuhören und die Bedeutung all dessen bewusst aufzunehmen.

Wie erwähnt, zog sie bald nach dem Tod meiner Grossmutter nicht weit von uns entfernt auf den Bischofsweg. Eines-teils, weil ihr der Garten mit der Zeit zur körperlichen Belastung wurde, zum anderen, weil die Wohnung für sie mit zu vielen Erinnerungen verbunden war und sie deshalb eine andere Umgebung vorzog. Mein Grossvater übrigens, bis 1918 angestellt als Königlich-Sächsischer Hofgärtner und danach «republikanischer» Stadtgärtner, war schon sehr früh, im Jahre 1927, an einer Brustfellentzündung gestorben.

So hatte meine Tante auch nie geheiratet. Dafür blieb sie bis zuletzt die treue Seele ihrer Mutter, meiner Grossmutter, und zugleich der gute Geist der Familie. Sie war es, die die kinderreiche Familie

zusammenhielt. Sie pflegte die Kontakte zwischen den Geschwistern und wiederum deren Kindern – ihren Nichten und Neffen – und hielt sie ebenso durch regelmässige Besuche aufrecht. Wegen ihrer Uneigennützigkeit hatte sie zudem nie einen Beruf erlernt. Viele Jahre arbeitete sie in einer Kartonagenfabrik in Dresden-Klotzsche deshalb nur an einer Maschine, wobei sie dort vor Jahren an einem dieser Ungetüme sogar den Daumen ihrer rechten Hand verlor! Jedoch bereitete ihr dieses Handicap mit der Zeit keine Probleme, so dass sie damit ganz gut umgehen konnte, wie ich später oft mit Staunen feststellte.

Auf Grund ihrer erwähnten musischen Veranlagung lebte meine Tante Rosa hauptsächlich ihrer Passion, der klassischen Musik. Dabei bevorzugte sie die Werke von Richard Wagner, von dessen Mystik, der ihn umgebenden Aura wie überhaupt seiner bekannt intensiv gelebten Geschichte sie völlig gefangen war – in dem Sinne war sie eine echte «Wagnerianerin». Auch hatte Tante Rosa eine schöne Singstimme, die sie später zu einer wunderbaren Alt-Stimme ausbilden liess. So sang sie in einem bekannten Dresdner Chor, von dem sie oft als dem «Wagner-Chor» sprach. Häufig traten sie mit dem berühmten Dresdner Kreuzchor bei gemeinsamen Konzerten auf. Diesen innerhalb Deutschlands begleitend, war sie demzufolge auch viel auf Reisen. Gern erzählte sie, wie der später sehr bekannte Dresdner Tenor Theo Adam als noch kleiner «Kruzianer» dabei oft auf ihrem Schoss sass. In diesem Zusammenhang sprach meine Tante auffallend oft von ihrem Chorleiter, wobei sie dann jeweils mit grösster Ehrfurcht dessen Namen, Wagner, erwähnte. Leider ist mir

nicht bekannt, ob es sich dabei um einen der Richard Wagner-Nachkommen, oder einen ganz anderen Wagner handelte. So wie sie aber jeweils von ihm sprach, war da mehr als nur Verehrung für diesen so besonderen Wagner – eine platonische oder gar darüber hinaus gehende heimliche Liebe...? Jedenfalls erinnere ich mich, dass meine Mutter es spasseshalber oft nicht lassen konnte, darauf launige Anspielungen oder Bemerkungen zu machen.

Aber meine Tante Rosa liebte ihre Musik viel zu sehr, um darin mehr zu sehen und diese insofern mit der einzig ihr gebührenden Intensität zu pflegen.

Hinsichtlich der Geschichte der Stadt zeigte es sich, dass meine Tante Rosa wirklich eine echte Dresdnerin war. Sie kannte sie detailgenau und gab mir dieses Wissen weiter. Dafür bezeichnend ist ein lustiges Erlebnis, welches bei mir bis heute bei meinen jeweiligen Aufenthalten in dieser Stadt ein stets wiederkehrendes Ritual auslöst.

Von all den vielen Nichten und Neffen hatte meine Tante mich am meisten ins Herz geschlossen. So genoss und schätzte ich ihre Zuneigung und Bevorzugung schon in diesen frühen Jahren. Mein gespanntes Zuhören ihrer bei mir auf fruchtbaren Boden fallenden, für mich so interessanten Erzählungen gab dafür sicher den entscheidenden Ausschlag.

Eines schönen Tages, ich war etwa sieben oder acht Jahre alt und für eine kurze Zeit wieder mal allein zu Hause, machte sie den Vorschlag, zusammen einen Spaziergang in die Stadt zu unternehmen. Mit Freude war ich natürlich sofort dabei. Also nahm sie mich bei der Hand und wir marschierten von ihrer Wohnung aus zur Königsbrücker Strasse,

dann hinunter zum Platz der Einheit (heute wieder Albertplatz) und weiter bis zur Strasse der Befreiung, wie die ehemalige Hauptstrasse nun hiess. Obwohl noch nichts Neues anstelle der zerstörten Häuser aufgebaut werden konnte, waren bis dahin wenigstens auch hier die Strassen von den Trümmern frei geräumt worden.

An Ort und Stelle angekommen, begann meine liebe Tante mir einen praktischen Geschichtsunterricht in Sachen Dresden zu erteilen. Hier wie an den nächsten, geschichtsträchtigen Plätzen gab sie ihre Erklärungen und Erläuterungen ab. So blieb sie am besagten ersten Haltepunkt zielstrebig vor einigen unversehrt gebliebenen Häusern stehen: dem historischen sog. Kugelgen-Haus sowie den daran angrenzenden weiteren Gebäuden aus der gleichen Epoche.

Dazu erzählte sie die interessante und spannende Geschichte der Familie Kugelgen, die früher in dem besagten Hause gewohnt hatte. Dabei zeigte sie auf einige Fenster der Fassade, aus denen der Dichter Wilhelm Kugelgen* im Frühjahr 1812 dem Vorbeizug der vereinigten Truppen des Franzosen-Kaisers Napoleon verfolgte (bevor nach geschlagener Schlacht aus der Grande Armee ein armseliges Häufchen Elend werden sollte).

Nach diesem ausführlichen Vortrag ging es dann weiter über die Augustusbrücke. Vor der zerstörten Hofkirche hielt meine Tante abermals inne, um dort mit auf den Boden gerichtetem Blick nach etwas Ausschau zu halten. Unmittelbar darauf zeigte sie erfreut auf einen vor der grossen Treppe im Pflaster eingelassenen

Stein mit einem darin eingemeisselten «N» – dem Monogram des Kaisers. Was dann folgte werde ich nie vergessen. Mit einem verwegen ausholenden Schwung hüpfte meine immerhin etwas korpulente Tante mit dem Ausruf «...und hier stand Napoleon...!» flink auf diesen so besonderen, kleinen Granitquader.

Diese Vorstellung war für mich ein Spass, ein Schauspiel und praktische Lehrstunde zugleich. Ich habe mich immer wieder mit Schmunzeln dieser Szene erinnert und diesen Hupf oft danach selbst vorgeführt, insofern also ritualisiert, wenn ich in meiner Heimatstadt Gästen, Freunden oder Bekannten diese Stelle gezeigt habe.

Anlässlich meiner Suche des zu jener Zeit recht unscheinbaren Steins kam es übrigens ebenfalls zu einer kleinen Geschichtslektion – diesmal nun meinerseits. Im Glauben, ich suchte nach einem vermeintlich verloren gegangenen Gegenstand, konnte ich zwei freundlichen Helfern kompetent den eigentlichen Grund meiner Suche erklären, wobei einer der jungen amerikanischen Touristen eifrig seine Notizen dazu machte.

Im Zuge einer neuen Pflasterung ist der Stein nun gut auszumachen und, etwas versetzt, wohl wieder auf dem historisch verbürgten Standort des Franzosen-Kaisers eingelassen worden.

Aber das ist noch längst nicht alles. Meine Tante Rosa konnte nicht nur interessant erzählen, singen, musizieren und Geschichte vermitteln, sondern auch kochen. Und das nach «Grossmutterns Rezept» fantastisch gut! Das tat sie sehr oft zu unserem leiblichen Wohle – eine für uns in der Tat wahre Wohltat. So lud sie meine Mutter und mich häufig zum Essen ein. Diese Tage, meistens sonntags,

* «Jugenderinnerungen eines alten Mannes».

waren für uns ausgesprochene Festtage. Dann hatte sie schon früh am Morgen begonnen, eine enorme Menge an Kartoffeln zu schälen, diese zu reiben und die ganze Masse auszupressen, um zuletzt daraus die herrlichen Thüringer Klösse zu formen. Eine Heidenarbeit, wie man sich denken kann. Aber sie tat es jedes Mal mit viel Eifer und wirklich auch gern. Die am Ende grosse Schüssel voll dampfender, wunderbarer Kartoffelbälle waren ihr Lohn genug. Dazu gab es dann einen feinen Braten. Das Ergebnis war perfekt! Für uns war es wahrlich eine Götterspeise, für die wir natürlich dankbare Esser waren. Meistens blieb von diesem Berg an Klössen genug übrig, um sie uns dann einzupacken. In Scheiben geschnitten und knusprig gebraten sowie mit selbst gemachtem Apfelmus ergaben sie ein nochmals feines Essen. Es ist mir unvergesslich, wie meine Tante mit ihrer etwas rundlichen Körperfülle in ihrer gemütlichen kleinen Küche emsig zu Werke ging. Es dampfte und brodelte und brutzelte, dass nur schon der blosse Anblick und verführerische Küchenduft erwartungsvolle Gaumenfreude auslöste. Dabei demonstrierte sie trotz ihres fehlenden Daumens ihre Geschicklichkeit so überzeugend, als hätte sie statt des fehlenden sogar noch einen zusätzlichen Daumen. Das passende Gewand dazu, und diese Szene hätte tatsächlich einer Biedermeier-Darstellung entsprochen.

Die absolute Krönung aber war, wenn sie dazu sang. Meistens jedoch tat sie das erst nach vollbrachter Tat – nach dem Essen als Dessert. Das gab dann einen ebenso opulenten Ohrenschaus. Fast schien es, als würden dabei jeweils die Wände durch diese mit ihrer voll tönenden schönen Altstimme vorgetragen,

sehr stimmungsvollen Gesangseinlagen vibrieren. Bevorzugt waren es Stücke aus ihrem Richard Wagner-Repertoire, aber auch Volkslieder oder mal ein Kirchenlied. Es war jedes Mal ein Erlebnis!

Daneben erzählte sie gern von ihren Reisen, der Musik, der Geschichte von und über Dresden und über berühmte Leute «... Heute hat Tante Rosa von Schnorr von Carolsfeld erzählt...» (14.6.1953), und natürlich der Familie. So über ihre und meiner Mutter zwei Onkel, den Rösiger-Brüdern*. Die beiden waren vor langer Zeit nach Amerika ausgewandert, wobei zu den Nachkommen bis in die Gegenwart informative Kontakte bestanden. Manchmal holte sie dazu grosse Fotografien sowie Briefe hervor, die diese an die Verwandten in Deutschland geschickt und geschrieben hatten. Der Themen gab es also viele. Sie war unerschöpflich in ihrem Wissen, dazu beseelt von dem Willen, dieses weiterzugeben. Was, wie so vieles in ihrem Sinne, bei mir auf absolut fruchtbaren Boden fiel: «...T. Rosa hat uns Briefe vorgelesen aus Amerika von 1870 bis 1890. Sehr interessant und romantisch. Von meiner Grossmutter zwei Brüder sind ungefähr 1870 rüber und haben einen See entdeckt (Roesiger-See). Richard Roesiger, T. Rosa's und Muttis Onkel, beschreibt das Land des goldenen Westens mit allen Reichtümern und Erreichbarem. T. Rosa will in ein paar Jahren rübermachen (zu Besuch). Das war eine lange Unterhaltung.. »(15.5.1954). Viele Jahre später habe ich gerade dieses Thema aufgegriffen und die Bearbeitung

*«Auf den Spuren des ‚Sachsen‘ Richard Roesiger – ein Pionierleben in Nord-Amerika».

der Geschichte des «Richard Rösiger/Roesiger», auf Grund dieser schönen Erinnerungen, darum auch meiner Tante Rosa gewidmet.

Einige von meiner Tante mir später überlassene Bücher zur Dresdner Geschichte «...*Abends zu Tante Rosa (Alt-Dresden-Buch geholt, sie hat viel darüber erzählt...*» (8.3.1958), die ihr selbst sehr viel bedeuteten, haben dieselbe Bedeutung nun auch für mich. Und entsprechend halte ich diese kleinen, feinen Erbstücke als Andenken ebenfalls sehr in Ehren.

Nicht zuletzt gehörte auch dieser ungewöhnliche Geschichtsunterricht zu meiner «humanistischen Bildung»: «...*Tante Rosa kam. Mit ihr auf den Friedhof Buketts auf die Gräber legen. Heute ist Totensonntag. Eine Eiseskälte. Gefrierpunkt, 0°. Habe mich warm angezogen. T. Rosa hat mir von verwandten und bekannten Toten erzählt, die Gräber gezeigt. Interessant...*» (21.11.1954). Bis heute faszinieren mich alte Friedhöfe und vermooste Grabsteine längst Verstorbener, und ich suche sie auf, wann immer es möglich ist.

Übrigens wohnte sie im Haus Nummer 74 am Ende des Bischofsweges. Im gleichen Haus befand sich auch die im Quartier bekannte Kneipe «Hackepeter». Die sie am Anfang störenden nächtlichen Zecher direkt unter ihren Fenstern (im ersten Stock) relativierte sie mit der Zeit in ihrer nachsichtigen Art durch die damit immerhin naheliegende Möglichkeit, so auf dem kürzesten Wege zu Schwarzbier zu kommen. Hin und wieder schickte sie mich nämlich gern für ihre köstliche Biersuppe hinunter in das urige Lokal. Dazu gab es dann jeweils

die vom Gastwirt kreierte, herzhaft Hackepeter-Spezialität – eine alles in allem köstlich-nährhafte Angelegenheit.

Lustigerweise hatte sie eine konsequente Abneigung gegenüber jeglichem Fisch, den sie partout nicht riechen konnte. Ebenso verhielt es sich mit Knoblauch. So hatten weder Fisch noch Knolle in keiner noch so ansprechenden Variation bei ihr je eine Chance. Es schien, als würden die strengen Gerüche dieser beiden eigentlich sehr gesunden Lebensmittel ihre Geschmacksnerven beleidigen. Aber diese für uns unverständliche Aversion kompensierte sie wie geschildert mit ihren gekonnt zubereiteten Alternativ-Gerichten, wie ich sie gedanklich noch heute zu schmecken und zu genießen vermag.

13. Beginn der Schulzeit – geliebt und gehasst

...Und damit wieder zum Thema Schule! Das zweite Schuljahr begann mit einer wichtigen Veränderung, die uns Kindern aus dem Hecht-Viertel erhebliche Erleichterungen bringen sollte.

Auf Grund einer neuen Schulzuordnung wurden wir im Herbst 1947 der 7. Grundschule auf der Jordanstrasse zugewiesen. Das ältere, zurückgesetzt zwischen zwei Wohnhäusern liegende Gebäude war ein umfunktioniertes ehemaliges Schulheim der Hitlerjugend und davor eine Katholische Volksschule. Es lag zentral in der äusseren Neustadt, wodurch der Schulweg für uns jetzt bedeutend kürzer war. Zudem machte er nun auch viel mehr Spass – mit den auf der Hechtstrasse, an Hauseingängen, so zahlreichen Klingelknöpfen...

Für die letzten zwei der noch zu bewäl-

tigenden sieben Schuljahre wurde unsere reine Mädchenklasse auseinander genommen und neu in eine gemischte Jungen- und Mädchenklasse aufgeteilt. Das machte den Unterricht natürlich noch interessanter.

Zuweilen hatte ich zur Schule ein zwiespältiges Verhältnis, denn es gab in den folgenden sieben langen Schuljahren für mich neben guten auch weniger gute Phasen, somit eben auch mehr oder weniger bemerkenswerte Momente. Diese Erfahrung bleibt wohl keiner Schülergeneration erspart. Insofern kann ich nicht behaupten, ich liebte die Schule per se. Zu bestimmten Zeiten hasste ich sie sogar! Ausschlaggebend dafür waren jeweils mir unsympathische Fächer und nicht minder unbeliebte Lehrer, wie im Folgenden zu berichten sein wird.

Rückblickend jedoch kann ich zusammenfassen: das Positive überwog. Und deshalb denke ich gern an die Paukerjahre zurück. Sicherlich mag dabei manches verblasst und dementsprechend weniger dramatisch in der Erinnerung erscheinen: Wenn einem Aufgaben zu schwierig, gar unlösbar schienen, unüberwindbare Hürden in ihrer Konsequenz momentane Ängste verursachten oder einem (nach eigener Einschätzung...) unberechtigte Zurücksetzungen durch unliebsame Lehrer oder Lehrerinnen einen roten Kopf, gar einen dicken Hals bescherten: «...Heute in Russisch eine ‚drei‘, das ist nicht richtig. Die Hollenwegern kann mich nicht leiden. Deswegen!...» (8.4.1954). Trotz alledem kann ich sagen, ich hatte eine schöne und letztendlich doch recht erfolgreiche Schulzeit.

So ging ich nun in das altehrwürdige Gebäude in der Jordanstrasse (heute zweckentfremdet). Dass ich trotz einiger Unan-

nehmlichkeiten gern dorthin ging, dazu halfen mir meine Lieblingsfächer Geschichte, Erdkunde und Biologie, ebenso Russisch, zumal man es zu dieser Zeit durchaus auch gebrauchen konnte. Englischunterricht gab es damals während der acht Jahre Grundschulzeit noch nicht. Nach DDR-Vorgaben wurde zu dieser Zeit alles, was für die Regime-Oberen ausserhalb ihres eindimensionalen Politverständnisses lag, als suspekt eingestuft, ja, als bourgeois oder westlich dekadent abgetan. Nach einer derart weltfremden Logik gipfelte diese fatale Einstellung sogar darin, dass eine in der Welt allgemein gebräuchliche und notwendige Sprache auf den Index gesetzt wurde. Eine Denk- und Handlungsweise, die dem Land durch eine solch kurz-sichtig beurteilende Regierung natürlich nur zum Nachteil gereichen konnte. Fast ein Jahrzehnt später wurde dieses absurde Verdikt aufgehoben und Englisch danach ab dem neunten Schuljahr zum Pflichtfach. Womit es, derart selektiv, jedoch wiederum nur den Oberschülern vorbehalten blieb. Meine ersten Englisch-Kenntnisse hatte mir übrigens bereits meine Mutter beigebracht, die es selbst vor langer Zeit in der Höheren Töchterschule gelernt hatte: «... *abends von Mutti engl. Vokabeln aufgeschrieben (Zahlen eins bis zehn, Monate und Wochentage)...*» (19.1.1954). «...*Sie hat mir wieder engl. Zahlen aufgeschrieben und mir noch mein engl. Vokabelheft korrigiert...*» (20.1.1954).

So war deshalb nun für sechs Jahre eben Russisch die angesagte Ersatz-Fremdsprache. Ein für mich wichtiger Aspekt hinsichtlich des Verständnisses für diese Sprache war, dass ich bezüglich Vokabeln und Intonation dank meiner

umgangssprachlichen Kenntnisse aus Nachkriegstagen schon einiges vorge-lernt hatte. So bereitete mir der Lehrstoff der immerhin nicht leichten Sprache tat-sächlich die wenigsten Probleme.

Vor allem aber vermochte mein bevor-zugtes Schulfach Deutsch mit all sei-nen Ausrichtungen, einschliesslich der Grammatik, meine hassenswerte Seite der Schule immerhin um einiges aufzu-wiegen. Mathematik – Algebra, Geome-trie und sonstige verwandte Buchsta-benrechnen-Quälereien – bereiteten mir etliches Kopfzerbrechen, bestanden sie für mich doch allesamt aus schier uner-gründlichen Hyroglyphen. Meine Über-zeugung, diese rätselhaften Formeln nie im Leben zu brauchen, machte es nicht eben einfacher: «...*Mathematik ist furchtbar langweilig. Ich hasse es wie die Sünde!...*» (31.3.1954). Die Folge die-ser eigentlich fatalen Einstellung: Ich be-durfte dann schon mal einer Unterstüt-zung, wenn es bei der Notengebung eng wurde. Da meine Mutter selbst Nachhil-festunden in Deutsch erteilte (jeweils in unserem Hof, woran sich meine Freun-din Ulla noch heute mit Anerkennung zu-rückerinnert) und sie zudem auch regel-mässig zu den Elternabenden ging, hatte ich natürlich die doppelte Verpflichtung, mich anzustrengen. So war es also nicht verwunderlich, dass ich angesichts die-ser nicht gerade motivierenden Hinder-nisse besagten Unterricht mitsamt den dafür verantwortlichen Lehrern oftmals sonst wohin wünschte...

Ebenso weckten Physik und Chemie nicht gerade meine Begeisterung. In der Benotung Mittelmass mit einer für mich guten «drei» – sofern man das gefüllte Glas halbvoll sieht – war ich damit im-

merhin gut bedient. Insgesamt gesehen waren meine Leistungen also hopp oder topp. Wesentlich aber war, dass ich mit den guten Noten der sprachlichen Fä-cher die weniger guten der vertrackten Mathematik auszugleichen vermochte und sich damit die Waage zum Positiven neigte. Hinsichtlich der erwähnten, von mir vorgesehenen Ausrichtung erachtete ich es deshalb als eine sinnvolle Kom-pensation und so gesehen im Nachhin-ein auch als absolut richtig. Warum also sollte ich mich quälen, wenn mir die ge-lesenen Buchstaben mehr zusagten, als die mathematischen der Wurzel-, Kür-zel-, Algebra-, Arithmetik- usw. -Frakti-on; frei nach meiner ganz eigenen – im-merhin erfolgreichen – Logik.

Zurück zu den Anfängen. Mit dem zwei-ten Schuljahr ging es nach dem vorgän-gigen ABC natürlich erst mal mit dem Lesen weiter. Lesen zu lernen! Hier-zu ist wiederum eine kleine Geschich-te von Bedeutung, deren Eindrücklich-keit meine spätere Faszination für die zusammenhängenden, sinngebenden Buchstaben aufzeigt, nämlich die erste Übung des Entzifferns derselben! Eine mir in jedem Detail unvergesslich geblie-bene Erinnerung: Irgendwann im Win-ter 1946 besuchten wir erstmals wieder Verwandte in der Friedrichstadt – die Familie einer weiteren Schwester mei-ner Mutter. Inmitten der vielen zerstör-ten Häuser war das Dresdner Kühlhaus, ein imposantes, hohes Gebäude (unmit-telbar an der Bahnlinie und nahe der Tabakmoschee Yenidze gelegen), wun-dersamerweise stehen geblieben, obwohl es allein durch seine schiere Grösse ja ge-nügend Angriffsfläche geboten hätte. Wir erreichten also jenes markante Ein-gangstor zu diesem Stadtteil mit sei-

nem obenauf unübersehbaren Schriftzug «Kühlhaus der Stadt Dresden». Neugierig geworden, versuchte ich, diesen zu entziffern – «Kühlhaus der Stadt Dresden». Ich reihte dabei Buchstabe für Buchstabe aneinander und schaffte es auch langsam, aber sicher. Hoherfreut über den gelungenen Erfolg rief ich danach lauthals aus: «Mutti, ich kann lesen!» Es war mein erster zusammenhängend gelesener Satz und der Grundstein für meine lebenslange Passion für das geschriebene Wort.

14. Nachbars Bücher-Fundus

Mit den Jahren wurde ich zu einem sprichwörtlichen Bücherwurm. Neugierig darauf, was mir das Gedruckte zu offenbaren hatte, was ich daraus erfahren und lernen konnte, las ich alles, was mir unter die Augen kam. Und das Querbeet! Daraus erschloss sich mir eine neue, unbekannte und ferne Welt. Naturgemäss faszinierten mich dabei vor allem Bücher über Kinder, wie sie eindrücklich in den Romanen von Charles Dickens beschrieben wurden. So litt ich mit Oliver Twist, David Copperfield und deren Freunden in der Londoner Unterwelt. Ich hatte aber auch meinen Spass an Mark Twain und seinen wunderbaren Protagonisten, die mich wiederum in eine ganz andere Region der Welt versetzten. Oder sie liessen mich mit den Akteuren in Jack Londons «Wolfsblut» wie dem «Ruf der Wildnis» um deren Leben bangen. Des Weiteren gehörten Reiseberichte sowie Erzählungen über die grossen Entdeckungen und den darin agierenden historischen Personen dazu. Später waren es dann die Klassiker und Werke der Weltliteratur, die ich mir aus

den Beständen meiner Mutter zu Gemüte führte. Sie hatte ein Leserabonnement bei einer städtischen Bücherei, das ich zu Hause heimlich «mitbenutzte». Allerdings waren nicht wenige von diesen, eigentlich nur für Erwachsene vorbehaltenen Bücher schon reichlich schwere Kost für mein noch recht jugendliches Alter. Auf diese «profitable» Weise wurden sie jedoch für mich schon früh zum Inbegriff für grosse Namen und Titel. Um meinen immensen Lesehunger stillen zu können, ging ich dann auch in eine bei uns neu eingerichtete Jugendbücherei. Fortan wurde ich dort eingetragene, regelmässige Stammleserin, in der ich mich über Jahre mit Stapeln an Lesefutter eingedeckt habe. So nutzte ich jede verfügbare Quelle, um lesen zu können. Und das in jeder freien Minute.

1948/1949, während meiner ersten Lesejahre stand wie erwähnt natürlich Jugendliteratur im Vordergrund, die ich regelrecht verschlungen habe.

In diesem Zusammenhang nun komme ich auf die bereits angesprochenen Nachbarn im Parterre unseres oberen Nachbarhauses zurück: Herrn Noack und Frau Schopf. Diese zwei an Jahren schon recht betagten Leutchen lebten zusammen in diesem Haushalt, obwohl sie beide nicht miteinander verheiratet waren. Nach aussen war sie offiziell seine Haushälterin (was in früheren Zeiten ja nicht so ungewöhnlich war...). Abgesehen davon wirkten sie wie Fremdkörper in unserer Strasse. Entgegen des unter den übrigen Anwohnern althergebrachten ungeschriebenen Gesetzes, nach dem das meiste von deren Lebensläufen allseits bekannt war, lagen die ihren (noch) völlig im Dunkeln.

Sie wurden zwangsläufig zum Gegenstand einer eingestanden-uneingestanden-

denen Neugier, einhergehend mit einem allgemeinen Rätselraten, wer diese eigenartigen Aussenseiter denn nun wirklich waren – und woher sie überhaupt kamen. Zwei putzige alte Leutchen, die so gar nicht in unsere Gegend passen wollten und gerade darum so interessant waren.

Frau Schopf, stets in einen bis zum Boden reichenden altmodischen Rock und der dazu unvermeidlichen Schürze gekleidet, die bereits etwas schütterten Haare in einem kleinen Dutt geknotet, schien wie eine Replik aus der Zeit des letzten Jahrhunderts zu sein.

Dagegen war Herr Noack eine faszinierende Erscheinung. Mit seinem langen, wallenden grauen Bart, oft in exotisch anmutende Kleidung gehüllt, und einer trotz seines fortgeschrittenen Alters bemerkenswert geraden Haltung, flösste er unwillkürlich eine unbestimmte Ehrfurcht ein. Auf der Gasse bekam man ihn nur selten zu Gesicht, was das Geheimnis um seine Person noch zusätzlich verstärkte. So gesehen war er für uns ein Wesen aus einer anderen Welt, was er auch tatsächlich war, wie ich in der folgenden Zeit zu meinem Erstaunen bald selbst feststellen sollte, zu meiner grössten Freude sogar mehr darüber erfahren durfte – eben durch seine Mitbewohnerin, Frau Schopf.

Meine recht modern denkende, insofern jeglichem Neuen aufgeschlossene und damit Fremden gegenüber stets mit Interesse und einer gesunden Neugier bezeugende Mutter, hatte mittlerweile mit dieser Nachbarin erste Kontakte geknüpft. Auf Grund der augenscheinlichen Zurückgezogenheit des Hausherrn musste sie als dessen Haushälterin natürlich sämtliche Besorgungen und die

nötigen täglichen Einkäufe erledigen. So war Frau Schopf für ihn die Mittlerin zur Aussenwelt und – für uns nicht unwesentlich – ebenso redseliges Sprachrohr, was sie, bot sich ihr die Gelegenheit, oft auch weidlich ausnutzte. Dann machte sie nämlich gern ein Schwätzchen, soz. über den Gartenzaun. Und dies jeweils, wenn ihr Herr und Meister geruhte, sein Mittagsschläfchen zu halten. Sobald sie meine Mutter in unserem Hof oder Garten erspähte, beeilte sie sich wegen der ihr zur Verfügung stehenden freien Zeit, diese umgehend in ein Gespräch zu ziehen. So erfuhren wir nach und nach dann doch ihre tatsächlich spannende Lebensgeschichte, vor allem die ihres Dienstherrn, und das erst noch privilegiert – als einzige in unserer Strasse.

Als weit gereister Mann durch die Länder des Fernen Ostens stand Herr Noack viele Jahre im Sold der Niederländer – in einer Handelsniederlassung ihrer Kolonie auf Java (der ehemaligen «Niederländischen Ostindien-Kompanie»). Ausgestattet mit einer stattlichen Rente der holländischen Krone kehrte er in Begleitung seiner jungen Frau, einer Indonesierin, nach der 1943 erklärten Unabhängigkeit des Landes nach Deutschland zurück, wo er sich in seiner Heimatstadt Dresden niederliess. In einem für sie eingerichteten kleinen Putzmacher-Geschäft am Neumarkt verkaufte sie danach ihre selbst kreierte Hüte. Beim Bombenangriff 1945 hatte sie es nicht mehr geschafft, dem Feuersturm zu entkommen und war unweit ihres Ladens verbrannt. So kam es, dass bei dem verwitweten Herrn Noack danach Frau Schopf als dessen Wirtschaftlerin den Platz der Hausfrau übernahm.

Anlässlich einer der geschilderten, so aufschlussreichen Unterhaltungen er-

währte sie beiläufig den in diesem Haushalt recht umfangreichen Fundus an Reiseandenken und ebenso grossen Bestand an Büchern – angehäuften Relikte aus seiner Globetrotterzeit, dessen Ausmasse und Pflege in der Enge der Wohnung ihr anscheinend einige Mühe bereitete. Durch die Bemerkungen der Nachbarin hellhörig geworden, begann meine Mutter, ihr von unserer Leselust und meiner Wissbegier zu erzählen. Frau Schopf, angeregt und darüber selbst neugierig geworden, hinterbrachte diesen Fingerzeig ihrem eigenbrötlerischen Brötchengeber; mit dem insgeheim erhofften Ergebnis, dass wir einige Tage darauf tatsächlich bei Nachbarn eingeladen wurden.

Diese Einladung nahmen wir natürlich nur zu gerne an. Zu meiner grössten Überraschung erhielt ich dabei den ersten gepressten Orangensaft meines Lebens. Für mich ein absolutes Novum, da man die zu jener Zeit verständlicherweise sehr selten Apfelsinen in dieser Form gar nicht kannte. Herr Noack empfing uns nicht gerade überschwänglich, aber doch mit einer reservierten Freundlichkeit. Ich erinnere mich, dass er eine sonderbare, runde oder ovale Kappe und einen glänzenden, vermutlich seidenen Hausmantel trug. In meiner kindlichen Vorstellung verkörperte er damit das vollkommene Abbild einer der wunderlichen Fantasie-Figuren aus meiner Bücherwelt.

Und wie staunten wir erst über die Wohnung! In den abgedunkelten Räumen standen und lagen zwischen dem Mobiliar bis in die hintersten Winkel überall Bücher, Mappen, Zeichnungen, Landkarten, Atlanten, Alben u. v. m. Dazu hingen kleine Teppiche und in jeder Lücke Fotografien an den Wänden. Jedes irgendwo noch vorhandene Plätzchen war ein-

fach vollgestellt und zugepflastert mit irgendwelchen Dingen. Offensichtlich hatte Herr Noack hier, soweit das überhaupt möglich war, mittels zahlreicher Erinnerungsstücke seine ganze faszinierende Lebensgeschichte untergebracht, so auch in unzähligen Dokumentationen, Bildern, Karten und Schriften nahezu die gesamte Kulturgeschichte des Nahen und Fernen Ostens in seine jetzige Welt herübergerettet. Ich konnte mich nur wundern über dieses Sammelsurium auf relativ kleinstem Raum. Und mittendrin Herr Noack in seiner orientalisch anmutenden Aufmachung. Eine fast surreale Szene! Später sollte ich mich beim Betrachten der geheimnisvoll-düsteren Stimmungen auf den Gemälden alter Meister oft daran erinnern.

Unsere nun erst recht gesteigerte Neugier und damit der Wunsch, näher in diese wahre Fundgrube eintauchen zu dürfen, veranlassten den alten Herrn, seine Reserviertheit aufzugeben. Bereitwillig gab er Auskunft über diese Sammlung, deren Hintergründe, Geschichte und Bewandnis, das – unvermutet – gar mit wachsender Begeisterung, die sich wiederum auf uns, im Besonderen auf mich, übertrug.

Diese ausführliche Schilderung der ersten Begegnung mit den beiden alten Herrschaften ist deshalb von Bedeutung, weil mir jenes Zusammentreffen in den folgenden Jahren, und insofern für mein weiteres Leben, ungemein viel gebracht hat. Nachdem meine Mutter sich danach ihr Urteil gebildet hatte, welches angesichts dieser spannenden Vorstellung nur positiv ausfallen konnte, durfte ich mit ihrem Einverständnis viele weitere Einladungen zum Besuch der so interessanten Leute annehmen. Was ich dann auch tat und dabei viel über ferne Län-

der und Kulturen lernte wie überhaupt das abenteuerliche Leben des Herrn Noack erfuhr.

In der Schatzkammer des alten Herrn war weniger die von meiner Mutter bevorzugte Lektüre vorhanden. Sie las gern Romane mit gesellschaftskritischem Hintergrund, so die amerikanischen Schriftsteller Theodore Dreiser, William Faulkner und weitere in diesem Genre, vor allem aber französische Romanciers wie Victor Hugo, Honoré de Balzac, Guy de Maupassant, Emile Zola, Anatole France u.a. Dafür gab es umso mehr Auswahl nach meinem Gusto: Historisch-Überliefertes über Marco Polos Reisen nach China ebenso wie Sven Hedins Erzählungen und dessen grosse Asien-Beschreibungen oder Stevensons «Robinson Crusoe». Glücklicherweise fehlten auch die Karl-May-Bücher nicht und die «Märchen aus Tausend und einer Nacht», denen ich jedoch die viel spannenderen Abenteuer-, Reise- und Tatsachenberichte vorzog. Ein Sortiment an Sachbüchern und Nachschlagewerken sowie wunderbare Bildbände ergänzten diese ungewöhnliche Privat-Bibliothek.

In der folgenden Zeit wurde Herr Noack für mich wie ein weiser, alter Grossvater. Geduldig gab er Antworten und Erklärungen auf meine vielen Fragen. Später brachte er mir auch das Schachspiel bei. Hin und wieder unterzog er mich einer kleinen Prüfung, in der er in einem lockeren Dialogspiel meinen Wissensstand über das gerade Gelesene abfragte. Dabei lachte er zuweilen – und mit ihm lustigerweise sein langer Bart, der dazu rhythmisch auf- und abwippte. Frau Schopf und meine Mutter unterhielten sich derweil bestens bei einem

nicht minder angeregten «echten Bohnen» (!)-Kaffeeklatsch.

Viele Monate ging ich zu meinem speziellen Lehrmeister. Mit der Zeit jedoch ergab es sich, dass die Besuche für mich zunehmend unangenehm wurden: der alte Herr begann merklich zudringlich zu werden. Mit seinen dünnen Fingern fing er an, mich zu betatschen und an mir herumzufingern! Es ekelte mich. Fortan war er für mich nicht mehr der altehrwürdige Herr Noack. Ich konnte mir eine derartige Annäherung von einem alten Mann nicht vorstellen, ein triftiger Grund, die Besuche danach einzustellen!

In der Erinnerung betrachtete ich sie als eine für mich private Studienzeit, die ich bis dahin ausgiebig und gern genutzt habe. Mit meinem ausgefüllten Schul- und Freizeitpensum sowie meinen weiteren, intensiv frequentierten Bücherquellen schloss ich diese Episode endgültig ab.

Drei von vielen Büchern meines davor und danach verschlungenen Lesefutters, die mich besonders beeindruckt haben und die ich hier nicht unerwähnt lassen möchte, einschliesslich meiner «Bewertungen»:

«...Das *Buch (Oliver Twist' ausgelesen. Ein engl. Roman von Ch. Dickens. Das Leben eines armen Knaben, spannend, traurig, fesselnd. Aber ein gutes Ende. Die Hauptsache! Mit mein schönstes Buch...*» (10.2.1954).

«...Heute das Buch ‚Das Grab des Tut-Ench-Amun‘ ausgelesen (aus der *Bücherei*). Sehr interessant. 1922 fanden Engländer (Howard Carter, Autor) das Grab Tut-Ench-Amuns. Vor mehr als 3'000 Jahren war die Beisetzung desselben. Ein junger König von 18 Jahren. Alte Sitten und Bräuche der Altägypter verlang-

ten, Schätze und Gegenstände mit in das Grab zu geben, zur ‚Weiterexistierung‘ des Königs (der Verstorbenen). In den älteren Dynastien liessen sich Könige hohe Pyramiden als Grab bauen... Diese wurden oft geplündert, deswegen liess man heimlich Höhlen ausgraben... Tut-Ench-Amuns seines wurde nicht entdeckt. Er war König der 18. Dynastie. Vor 33 Jahrhunderten. Solche Funde lehren uns viel aus der Vergangenheit – Sitten und Bräuche, Lebensweisen, Wohnweisen und Sonstiges. Sehr interessant und lehrreich ist uns dieses Buch. Mit 98 Abbildungen des Geschilderten...» (14.4.1954).

«... Sonnabend, 8. Mai: Heute ist ‚Tag der Befreiung‘. Haben keine Schule. Habe bis mittags im Bett gelesen: Den Roman von Alexandre Dumas ‚Der Graf von Monte Christo‘. Der erste und zweite Band von sechs Bänden. So etwas Spannendes habe ich noch nicht gelesen. Das ist echte Literatur. Auch Tatsache. Handelt so um 1815-1830. Nehme mir vor, sämtliche Dumas-Romane zu lesen. Die sind es wert...» (8.5.1954).

«... Früh im Bett das Buch von Honoré de Balzac ‚Der Vetter Pons‘ ausgelesen. Handelt in Paris in den Jahren 1830-1847. Betitelt den Vetter Pons und seinen Freund Schmücke. Anwidemde Kreaturen treten darin auf..., die unschuldige Menschen ins Grab bringen...» (15.8.1954). Dieser Balzac sollte mir später tatsächlich noch einige unfreiwillige Probleme bereiten!

15. Beginn Tagebuch

Um diese ereignisreiche Zeit und in der Folge mich beschäftigende Erlebnisse und intensive Eindrücke festzuhalten, begann ich ab 1953 ein Tagebuch zu führen.

Dem geduldigen Papier vertraute ich mein Innerstes – meine kleinen Geheimnisse, Gedanken und Stimmungen an. Beruhigend fungierte es ebenfalls als Kummerkasten bei jedwedem Ärger oder Verdross. Es wurde somit wichtiger Trostgeber in (scheinbar) schwierigen Situationen; darüber hinaus wurde es Zeugnis manch denkwürdiger, trauriger oder auch lustiger Begebenheiten, inklusive einer oftmals spontan definierten Situationskomik. Nicht zuletzt verschaffte ich mir mit diesem «Nicht widersprechendem Gegenüber» die nötige, befreiende Luft, wenn ich mich durch erlittene kleine Boshaftigkeiten genötigt sah, mir auf die Zunge beißen zu müssen. Derart motiviert schrieb ich hauptsächlich über meine zahlreichen Aktivitäten wie eben Lesen, Kinobesuche, die Schule (dabei getreu der DDR-Doktrin-Lehre!), Freundschaften oder eben gerade aktuelle Dinge, die zu jener Zeit wesentlich meinen Alltag bestimmten. Und natürlich die erste Liebe... Den «Vorzug» hatte jedoch meistens meine Mutter. Sie bereitete mir manchen Ärger (wie ich sicher auch ihr) und lieferte mir oft genug einen Grund, sie in dieser Kladde zu «notieren» und so meinen Dampf abzulassen, wie folgendes Beispiel zeigt, nachdem ich mir – in Begleitung – einen Ausgang genehmigt hatte: «...Sind sehr spät nach Hause gekommen – 9 Uhr! Mutti hat gemobt (geschimpft). Sie weiss von nichts (Gott sei Dank!) Habe eine Ausrede gehabt. Sie hat mächtig mit mir geschimpft. Furchtbar! ‚Ich dürfte nicht mehr raus!... Ich wäre noch keine Dame, sondern ein Schulmädchel... usw.‘ Mich stört es nicht! Nein!...» (17.4.1953). Ein weiteres Mal: «... Wollte mit Ulla und Helga ins Kino gehen. Hatten schon Karten. Aber Mutti hat so geschimpft... ich ha-

be gedacht, sie ist verrückt... Nicht mehr lange..., das halte ich nicht aus, überhaupt keine Freiheit mehr. Ich will allein sein...» (16.4.1954). Und noch schlimmer! «...Heute war Tante Erna da. Hat mir was von ‚Mutterliebe‘ erzählt; kenn’ ich gar nicht! Alle beide heulten dann...» (27.5.1957).

Abgesehen vom geschilderten ungunstigen Ende hatte ich dank der Tutor-Lektionen durch den alten Nachbarn und des dabei speziell geschulten Vorwissens in meiner darauf noch abzuleistenden Schulzeit doch einiges an entsprechendem Lehrstoff voraus. Demzufolge avancierten neben dem Fach Deutsch besonders Geschichte, Geografie und Literatur zu den bereits erwähnten Lieblingsfächern.

Meine Passion zu Büchern brachte es verständlicherweise mit sich, dass ich schon früh recht flüssig lesen konnte, d. h. eben auch Vorlesen. Deshalb erhielt ich während der frühen 50er Jahre das besondere Privileg, diese Begabung in der Schule öffentlich zu demonstrieren, indem ich dazu speziell delegiert wurde... Und das aus folgendem Grund: Zu offiziellen Anlässen, z.B. gesellschaftlich bedeutenden Feiertagen – Parteitag, irgendwelchen Jubiläen oder Jahrestagen – hatten sich alle Schüler samt den Lehrern im grossen Schulsaal für eine dazu angesetzte Feierstunde einzufinden. Dann wurden vom Direktor, von eingeladenen offiziellen Politfunktionären und Behördenvertretern pathetische Reden gehalten, wurde gepriesen, gelobt und belobigt; kurz – viel gesprochen, doch wenig gesagt. Um dem ganzen Prozedere einen etwas demokratischen Anstrich zu geben, durften dazu auch ausgewählte Schüler einen Vortrag halten.

Von diesen «Auserwählten» wurde dann der vorgegebene, in Sinn und Text stets gleiche Sermon in einer jeweils ebenso gleichen Leier abgelesen. Deshalb nun, einmal am Rednerpult, fühlte ich mich darin bestärkt, diesen nur zu bekannten Vörlesungsablauf zur Abwechslung etwas zu beschleunigen. Ich rasselte den Text ohne Punkt und Komma herunter. Einfach, um den Zeitaufwand für den ständig sich wiederholenden Nonsense so kurz wie möglich zu halten. Mein Klassenlehrer, Herr Buchmann, dem ich diesen Vorzug verdankte, gab mir diskret zu verstehen, ich solle das Tempo mässigen. Eine kleine Weile klappte das, bis ich irgendwann wieder... – eben ...! Danach bekam ich noch ein weiteres Mal die Chance, da ich eigentlich gern vorlas und es ja auch gut konnte. Es wurde zwar nicht mehr ganz so hektisch, aber mit der gebotenen Mässigung ging es auch dann nicht vonstatten:

«...Heute musste ich zur Stalinfeier (erstes Jahr Stalins Tod) vorlesen. Habe wieder etwas zu schnell gelesen!...» (5.3.1954). Verständlich, dass ich in der Folge nicht mehr für derartige Lesungen vorgeschlagen wurde; man wollte hinsichtlich der angemessenen Würde einer solchen Veranstaltung einfach kein Risiko mehr eingehen... Ich hatte nichts dagegen einzuwenden. Für dieserart politische Lesungen fehlte mir einfach die dafür notwendige idealistische Rhetorik. Und so blieb es dann auch.

Um die Richtung auf ihr parteipolitisches Gedankengut zu beeinflussen und diese insbesondere auf die Schulen zu lenken, hatten sich die dafür Verantwortlichen das Fach Gegenwartskunde einfallen lassen. Es wurde etwa ab der fünften Klasse gelehrt und behandelte

im Lehrstoff hauptsächlich die Ursachen und Wirkungen von Revolutionen, nationaler resp. internationaler Befreiungsbewegungen, grosser Arbeiterkämpfe und deren geschichtlichen Hintergründe sowie in deren Folge die Entstehung von Volksparteien und ihrer führenden Köpfe. Wenn man so will, war es eine gezielt frühe Indoktrination vorgegebenen politischen Denkens und Handelns. Es war zwar nicht so, dass wir Kinder, Schüler – die Jugend allgemein – das schon damals ständig propagierte Pathos der sozialistisch-kommunistischen Partei nicht durchschaut und entsprechend verstanden hätten. Die hohlen Phrasen, Parolen und Sprüche bereiteten uns jedoch (vorerst) keine Probleme, bewahrte uns doch eine kindliche Unvoreingenommenheit und Unbekümmertheit davor. Zudem liessen die ansonsten gute Schulbildung, unsere Freizeitvergönungen wie überhaupt eine zu jener Zeit noch vorhandene relative Zufriedenheit eine Kritik auch gar nicht aufkommen. Demzufolge sahen wir derartige Vorträge oder Vorzüge eben vorbehaltlos auch als Lob, ja verdiente Auszeichnung an.

16. Notwendige Auszeiten

Um uns dennoch von der Schulbankdrückerei überhaupt erholen, durchatmen zu können, gab es für den Spass daneben glücklicherweise noch den Sport. Hätte er sein können, zumindest sein sollen... War er aber nicht! Jedenfalls nicht für mich. Da ich in der Klasse eine der Kleinsten und zudem immer etwas schwächig war, zählte ich, wie man sich denken kann, leider nicht gerade zu den Kraftprotzen. Obwohl sonst zwar recht

flink, konnte ich auf Grund eben dieser Unzulänglichkeiten insbesondere auf dem Schulhof, dem Sportplatz oder in der Turnhalle nicht die erwarteten Leistungen erbringen. Wesentliche Voraussetzungen dafür waren ja immerhin Stärke und Wendigkeit. Eine damalige schulärztliche Untersuchung sagt einiges über meine nicht gerade grossartige Körperbefindlichkeit aus: «...Bin vom Schularzt untersucht worden. Habe 2 bis 3, wiege 43 kg und bin 1,53 gross. Habe schlechte Haltung, Rundrücken und Knicksenk-Füesse. Mittl. A-2 ,ich verstehe das nicht'...» (5.1.1954). Insofern waren für mich die schönen Turngeräte, nur schon deren Anblick, die reinsten Folterinstrumente, was sie in der Praxis dann tatsächlich auch waren. Ich hinterliess daran einen optisch bejammernswerten Eindruck. Gleich einem nassen Sack hing ich bewegungslos an der Sprossenwand, nachdem ich daran keinerlei Übung zustande brachte. In den Ringen riss es mir mangels Kraft zum Hochziehen fast die Arme aus den Gelenken. Am Barren fehlte sie mir zum Stemmen, sodass ich unter statt über den Holmen zu turnen kam. Und beim Bockspringen prallte ich schon vorher an diesem Ungetüm ab, ohne überhaupt je darüber zu kommen. Nein, das Turnen an diesen Monstergeräten war wirklich nicht mein Ding! Ich schaffte es einfach nicht, irgendeinem der für mich so unnützen Dinger beizukommen oder diesen gerecht zu werden.

Nicht anders erging es mir mit den Sportanlässen im Freien, z.B. wenn auf dem Schulhof Wettrennen stattfanden. Bei diesen Rennen – nachdem ich, wie erwähnt, ja zu den sportlichen Schwächlingen meiner Altersklasse zählte – kam ich natürlich meistens als Letzte durchs Ziel. Mein bei Vorlesungen berüchtig-

tes, immer schneller werdendes Tempo war hier, auf meine Beine bezogen, leider überhaupt nicht gegeben. Im Gegenteil! Es war mit dem besten Willen weder abruf- noch übertragbar, sondern wurde mit jedem Meter nur noch mehr reduziert.

Mit hochrotem Kopf, hechelnd und nach Luft ringend, blieb ich danach schon mal auf dem Boden liegen, nachdem mich der Ehrgeiz, nicht immer das Schlusslicht sein zu wollen, zu noch grösserer Anstrengung verleitet hatte. Das Ergebnis war keineswegs besser geworden... Bei den daraufhin angeordneten schulärztlichen Untersuchungen fand man die Ursachen für meine so unsportlichen Handicaps heraus. Corpus Delicti waren ein Herzfehler sowie die Nachwirkungen der 1945 erlittenen Rauchvergiftung in meiner ohnehin schon angeschlagenen Lunge. Sofort wurde ich von jeglichem Sportunterricht freigestellt, wogegen ich natürlich absolut nichts einzuwenden hatte. Damit war endlich Schluss mit dieser für mich unwürdigen Zurschaustellung und gleichzeitigen Plackerei. Um mit Churchill zu sprechen, war für mich «...Sport gleich Mord...»

Anscheinend waren die neuerlichen Untersuchungen tatsächlich notwendig geworden. Neben dem Absetzen sämtlicher Sportaktivitäten wurden mir nämlich weitere diverse Gesundheitsmassregeln verordnet. So durfte ich fortan nicht mehr geimpft werden. Ausgenommen davon war die Impfung gegen Polio, die spinale Kinderlähmung, die auf Grund der Intervention meiner Mutter noch erlaubt wurde – zum Glück, wie sich später herausstellen sollte. Des Weiteren erhielt ich vom zuständigen Gesundheitsamt wieder eine Spezial-Ernährung bewilligt, wie z.B. zusätzliche

Butter- und Milch-Rationen, die es sonst nur auf begrenzt limitierte Marken gab. Und ich bekam einen längeren Aufenthalt in einem Kindererholungsheim verordnet, den ich sofort in den nächsten Tagen anzutreten hatte! So kam ich ohne jeden weiteren Aufschub nach Hirschstein a.d. Elbe, einem hoch über dem Fluss thronenden Schloss. Dank seiner Umgebung – einem grossen Wald- und Forstgebiet und der deshalb natürlich-gesunden Luft – war es zu diesem Spezial-Erholungsheim umfunktioniert worden. Etwa fünfzig bis sechzig Kinder und Jugendliche wurden dort unter der Obhut von Ärzten, medizinisch geschultem Personal und einigen Pädagogen betreut. Diese vorzügliche Einrichtung sollte mir während sechs intensiv genutzter Wochen helfen, meine Lungen wieder gut durchatmen zu können sowie die Gesundheit allgemein zu regenerieren.

Als Erschwernis hatte der liebe Gott jedoch das Heimweh für mich vorgesehen. Insofern war der Anfang ungewohnt hart, obwohl das Erholungsheim eine freundliche und heitere Atmosphäre ausstrahlte. Schliesslich sollten wir ja gesund werden und dabei keinen gegenteiligen Belastungen ausgesetzt sein. Und trotzdem! Nie vorher war ich so weit von Dresden weg gewesen, und schon gar nicht allein. Hier jedoch war alles fremd und ich war heraus aus meiner gewohnten Umgebung. Vor allem fehlte mir meine Mutter. So bat ich sie flehentlich, mich zu besuchen, was jedoch wegen unserer krankheitsbedingten Isolierung nicht erlaubt war. Ausnahmegewilligungen gab es nur in besonders dringenden Fällen. Um mich darüber hinweg zu trösten, schrieb sie mir dafür lange, schöne Brie-

fe, in denen sie mir ausführlich schilderte, was sich zu Hause so alles zutrug. Ebenso schickte sie mir Pakete mit nötigen Kleidern und Wäsche sowie festem Schuhwerk – Dinge, die auf Grund meiner so schnell erfolgten Abreise erst besorgt werden mussten.

Ich wurde aber auch sonst mit reichlich Post versorgt. Meine Tante Rosa schickte mir zur Aufmunterung oft liebe Briefe, dazu ebenfalls ein Päckchen mit Naschereien und einem kleinen Büchlein über die Dresdner Kreuzkirche. Von meiner Freundin Ulla erhielt ich Ansichtspostkarten mit dem neuesten Berichtswerten und von Klassenkameraden den während meiner Absenz in der Schule behandelten Lehrstoff. Zusammen mit anderen Jugendlichen, die ja alle in der gleichen Situation waren, erledigte ich dann diese Hausaufgaben und schickte sie nach getaner Arbeit zurück. So versäumte ich nichts, war immer auf dem Laufenden und fand demzufolge nach meiner Rückkehr auch schnell wieder den Anschluss. Darüber hinaus kamen von meinem Vater überflüssige disziplinarische Anweisungen, da er meinte, mich hinsichtlich Benehmen und Einhaltung von Vorschriften und Verhaltensmassregeln besonders belehren zu müssen. Dagegen heiterte mich meine lustige Tante Marta, die von meiner Heimwehstimmung durch meine Mutter erfahren hatte, mit einem selbst gezeichneten Kalender auf. Dazu gab sie mir den belehrenden Hinweis, ...dass ich nach jedem zu machenden nächsten Kreuzchen (der noch auszuhaltenden folgenden Tage) dann auch nur noch so und so viele Male schlafen müsse... Sie schrieb übrigens immer noch in der alten Deutschen Schrift, die ja seit den 30er-Jahren offiziell durch die lateinische ersetzt worden

war. So lernte ich diese für uns damals eigentlich schon vergessenen Schriftzeichen ebenfalls zu lesen und auch zu schreiben, was mir bis heute noch oft zugutekommen sollte.

Mit jedem Tag mehr verflüchtigten sich somit das Heimweh wie auch die üblichen Anfangsschwierigkeiten der Eingewöhnung und Umstellung, sodass es doch noch eine wirklich kurzweilige, «abnehmende» Zeit wurde. Zudem war die Heimleitung mit einem umfangreichen Freizeit- und Beschäftigungsprogramm für unser Wohlergehen besorgt. Neben und zwischen den verordneten, täglichen Ruhezeiten (die wir strikt einzuhalten hatten) gab es genügend Abwechslung. Im Saal fanden für alle «Bewohner» grössere Veranstaltungen, Vorfürhungen, Theatereinstudierungen oder interessante Vorträge statt. Für die Individualisten und Kreativen unter uns standen auch eine kleine Bibliothek, ein Musikzimmer sowie ein kleiner Werkraum zur Verfügung. Einige abgeschlossene Ruheräume vervollständigten diese grosszügige Einrichtung. So hatten wir für aufkommende Langeweile oder Stimmungsschwankungen einfach keine Zeit, was uns den eigentlichen Zweck unseres Aufenthaltes fast vergessen liess. Mich zog es natürlich in die Bibliothek – zunehmend aber auch in den Werkraum wegen des dort vorhandenen Bastel-, Färb- und Zeichenmaterials. Ich malte und zeichnete nämlich ebenso gern wie ich las. Und das ganz leidlich – wie ich später anlässlich eines weiteren Besuches des Heimes immerhin bestätigt fand. Zu meiner Überraschung erkannte ich nämlich in einem der Hauptflure eines meiner Aquarelle wieder, das man dort u.a. aufgehängt hatte. Es musste dabei wohl permanent ausgestellt sein,

da seit dem Zeitpunkt meiner Malerei inzwischen ja einige Jahre vergangen waren.

Absoluten Vorrang während der vielen geschilderten Aktivitäten aber hatten die zahlreichen Ausflüge, Spaziergänge und Wanderungen in der Umgebung. Und die wiederum führten uns hauptsächlich in den nahen Wald. Durch seine Dichte, die vielen Moose und das frisch geschlagene Holz war die reine Waldluft für uns Stadtkinder wahrhaftig der reinsten Gesundbrunnen. Insofern erfüllte diese wunderbare Landschaft wirklich auch den Sinn und Zweck unseres Aufenthaltes – nämlich hier wieder gesund zu werden. Heute erinnert mich schon allein das Anspitzen eines Bleistiftes und der dabei unverkennbare Geruch von frischem Holz an den unvergleichlichen Duft dieses Waldes.

So verging die Zeit wie im Fluge, und zum guten Ende war ich schliesslich auch mit meinen Kreuzchen am letzten Tag des Kalenders angelangt. Danach wurde ich in einer weitaus besseren Verfassung als bei meiner Ankunft vor nunmehr sechs Wochen nach Hause entlassen: gut erholt und mit frischen Kräften, einem spürbar gestärktem Herzen, dazu ordentlich durchgepusteter Lunge und einigen Pfunden mehr an Körpergewicht. War ich damit aber auch wieder fit genug, um bei Wettkämpfen nun endlich mithalten zu können...? Keineswegs! Davon blieb ich gottlob weiterhin verschont. Das Ihm- und Sportverbot wurde sogar während meiner gesamten noch verbleibenden Schulzeit aufrechterhalten. Nichts sprach dagegen! Hauptsache, ich hatte die Schule und die Schule hatte mich wieder.

Und mein Zuhause! Trotz der schönen wie auch interessanten Zeit hatte ich es doch sehr vermisst, wenngleich es am Anfang etwas ungewohnt fremd schien. Vor allem freute ich mich, meine Mutter und alle meine Lieben wieder zu sehen. In der Folge machte ich überall meine Aufwartung und war bereit für neue Taten. Nur durften sie eben nicht mehr in Anstrengung ausarten.

Zwei meiner ersten Besuche führten mich natürlich zu meinen Tanten. Auch hier war die Freude über das Wiedersehen gross. Unisono bestätigten sie mir, wie erholt ich aussähe, ebenso meine gesunde Gesichtsfarbe, und wie ich gewachsen sei! Aber wofür geht man sonst in ein Erholungsheim? Mehr zu ihrem als zu meinem Vergnügen machte meine Tante Marta dazu noch einen spürbaren Kneiftest in meine jetzt offensichtlich gut genährten Backen, um sich von deren Echtheit zu überzeugen.

Etwas um die gleiche Zeit überraschte mich meine Tante Rosa eines Tages mit der Ankündigung, dass mich ein im gleichen Hause wohnender Maler porträtieren wolle. Nachdem sie bereits alles arrangiert hatte, sass ich ehe ich's mich versah, diesem für eine Kohlezeichnung Modell. Trotz seiner Meriten als ausgebildeter Kunstmaler gefiel mir das Bild nicht besonders. Mein liebes Tantchen hatte aber ihre Freude daran, und – ihr zu Gefallen – auch ich, zumal sie dem brotlosen Künstler immerhin zehn Mark dafür bezahlt hatte. So hatten wir damit mehr oder weniger alle etwas davon. Als besonders liebe Erinnerung an diese kleine Kuppelei, und nicht zuletzt an ihre damit verbundene gute Tat, habe ich dieses gezeichnete (für mich jedoch nicht besonders ausgezeichnete) Konterfei bis heute aufbewahrt.

17. Schulalltag/Impressionen

Ich erwähnte bereits meine bescheidene zeichnerische Begabung. Irgendwann sollte aber dieses zarte Talent einen argen Dämpfer erhalten, nachdem ein Banause von Mal- und Zeichenlehrer (nach meiner Einschätzung) eine meiner Hausaufgaben total verrissen hatte. Es ging um eine Berglandschaft, für die ich mir viel Mühe gegeben hatte und die mir deshalb auch besonders gut gefiel. Ich hatte dafür die Graphit-Technik angewandt, welche eine hervorgehobene Hell-Dunkel-Schraffierung, somit spezielle Licht- und Schattengebung ermöglichte. Gleichzeitig verlieh sie dem Motiv damit Tiefe und eine unterschiedliche Distanzgebung. Im Vordergrund setzte ich noch einige sichtlich vergnügte, skiwedelnde und schlittenfahrende Miniaturfigürchen ins Bild. «...So hohe Berge gibt es gar nicht...» lautete das vernichtende Urteil dieses dermassen, wie ich eben fand, unfachlichen Fachlehrers! In meiner Enttäuschung darüber verhöhnte ich ihn, als Massstab anscheinend nur die Hänge des Dresdner Elbtales zu nehmen und darüber hinaus reichende, höhere Berge überhaupt nicht zu kennen oder sie zumindest zu negieren. Dazu ist anzumerken – dieser Zeichenlehrer war auch mein Mathe-Lehrer, Herr Lamprecht! Kein Wunder, dass dieses Vorkommnis nicht gerade zu einer Motivation für seinen Mathematikunterricht beitrug: «...In Mathearbeit eine ,drei', typisch!...» (22.1.1954).

Nach dieser Lektion ist mir jedenfalls, ob gerecht oder nicht, jegliche weitere diesbezügliche Kreativität vergangen oder doch zumindest verschüttet worden... (?) Es schien, also ob für diese Ne-

benbei-Fächer die ausgebildeten kompetenten Lehrkräfte überhaupt abhanden gekommen wären. Nicht anders verhielt es sich nämlich mit dem Musikunterricht. Wie der Mathematiklehrer für das Fach Zeichnen und Malen, fungierte unsere im Hauptfach Russisch erteilende Lehrerin, Fräulein Döring, nebenher noch als Fachlehrkraft für die Musikstunde. Sie war eine recht derbe Person und von stattlicher Statur. Mit ihrem burchikosen Auftreten sowie ihrer Art, sich zu kleiden – ständig trug sie einen alten, nun zivilen russischen Militärmantel mit einem breiten Gürtel – schien sie direkt irgendeiner Truppe entsprungen zu sein und war insofern hier als Lehrerin fast deplaziert.

Zu Beginn ihrer Musikstunden zupfte sie jeweils erst einige Minuten die Gitarre, wobei sie sich stets mit einem Summen dazu begleitete. Damit konnte sie uns aber immerhin die Tonleiter und danach auch einfache Melodien, ja sogar einige populäre Volkslieder beibringen. Leicht verständliche vorgelesene Theorien über die Musikgeschichte, die unterschiedlichen Gattungen der Musikinstrumente und über wichtige grosse Komponistenwerke rundeten den eigentlichen Lehrstoff ab.

Hauptsächlich aber lernten wir bekannte russische Lieder zu singen. Und die perfekt! Fast...! «Singe, wem Gesang gegeben» heisst es im Volksmund. Nun, dieses Talent war mir leider nicht in die Wiege gelegt worden. Ich sang einfach grottenfalsch und hatte demzufolge am gemeinschaftlichen Singen auch keinerlei aktiven Anteil. Auf Grund meiner im Chor unüberhörbar beigesteuerten Dissonanzen, hatte ich mich damit fortan in vornehmer Zurückhaltung zu üben. Am Gelächter der gesamten Klasse hatte

ich trotzdem jeweils meinen Spass. Die russischen Lieder kann ich übrigens z.T. noch heute.

Ein dennoch latent vorhandenes und sicherlich nicht unwesentliches Gefühl für Rhythmus und Bewegung sowie das dabei absolut funktionierende Gehör für gute Musik vermochte diese Talentlosigkeit immerhin etwas zu relativieren. Später lernte ich zu meinem Vergnügen auch ganz passabel Mundharmonika zu spielen. Ausschlaggebend dafür war, dass mir meine Mutter im Jahre 1953 eine neue geschenkt hatte. Nach einer wiederholten Entlassung aus dem Krankenhaus wollte sie mir damit eine Freude machen, was ihr natürlich auch gelang. Fleissig habe ich danach so manch gängige Lieder und Melodien einstudiert. So gesehen war meine Unmusikalität wohl also nur in stimmlich-gesanglicher Hinsicht das Problem. Ich habe es später immer bedauert, kein richtiges Musikinstrument spielen zu können, es nicht gelernt zu haben. Das Klavierspiel z.B. hätte mir sehr gefallen.

Abgesehen von den geschilderten kleinen Unzulänglichkeiten erhielten wir in unserem Musikunterricht doch immerhin ein bleibendes Musikverständnis vermittelt.

Tatsache insgesamt aber war, dass der offensichtliche Bezug dieser Lehrerin zu allem Russischen, ihr dazu beachtliches Wissen und insofern der von ihr kompetent geführte Russisch-Unterricht, ihre Lehrstunden wirklich interessant machten. So trug mir dieses eigentlich doch recht schwierige Fach ausgleichend zu den trockenen Zahlenübungen die erwähnten besseren Noten ein.

Einige Anmerkungen zum Unterricht in Handarbeit, den eine schon ältere Lehrerin erteilte. Diese Stunde brachte mir

keinen nennenswerten Lerneffekt, dafür jedoch einen erwähnenswerten besonderen Spass, der allgemeine Heiterkeit auslöste: In der Strickstunde anlässlich des Lernversuchs, ein Paar Socken zu stricken! Mein hierfür ebenso mässiges Talent reichte gerade soweit, statt in nützlicher Zeit zwei Strümpfe fertig zu bringen nur gerade einen zu schaffen. Und, natürlich unfreiwillig, diesem Unikat dabei eine gar völlig neue Struktur zu verpassen. Man konnte damit im wahren Sinne des Wortes «das Wasser reichen»: Die Socke war zweckentfremdet zu einem Gefäss geworden! Sie war nämlich dermassen dicht geraten, dass, wie die freundliche alte Dame danach demonstrierte, kein Tropfen Wasser durchdrang. Bei meiner Art zu stricken zog ich die Maschen so fest, dass es fast unmöglich war, die Nadeln wieder herauszuziehen. In der Folge erhielt das Strickgewebe eine Konsistenz, dass es sich danach als absolut funktionstüchtiges Flüssigkeitsbehältnis eignete.

So war aus meinem mühsamen Versuch also eine kuriose Gefässsocke oder eben ein «Socken-Eimer» geworden. Angesichts dieser Schwerarbeit war es zeitlich gesehen natürlich unmöglich, auch nur an den «Zwilling» zu denken, gar diesen in Angriff zu nehmen oder überhaupt je fertig zu bringen.

Nach dieser lehrreichen Erfahrung blieb es denn auch meine erste und letzte Strickarbeit. «...*Frau Schubert versteht nichts von einem Rock zuschneiden. Dumme Gans!!...*» (13.3.1954). Lehrerin hin oder her! Ich war der selbstbewussten Meinung, dass ich davon wiederum mehr verstand als sie. So zog ich es vor, weiterhin bei meiner Näherei zu bleiben; dies mit der Gewissheit, dass ich am Ende wenigstens das vorgesehe-

ne «Endprodukt» hatte, wie ich es tatsächlich auch wollte.

(Nach Jahren habe ich es dennoch wieder gewagt und einige wirklich vorzeigbare Pullover zustande gebracht, dazu Accessoires und sogar ein zweiteiliges Ensemble; allerdings nicht ohne die kundige Anleitung einer Freundin. Ich habe einen dieser Pullover sogar noch heute, weil er zeitlos und wirklich noch brauchbar ist...).

Wie an den meisten Schulen üblich, waren auch bei uns die verschiedensten Aktivitäten angesagt, um uns Schüler aus deren Mauern herauszuholen, verständlicherweise in der Absicht, uns für den unausweichlich weiteren Schulalltag neu zu motivieren. Mit diesen Exkursionen wurde manche der in betrüblicher Erinnerung gebliebenen theoretischen Schulstunden durchaus wieder wettgemacht. Den praktischen Ausgleich brachten uns Wanderungen in die schöne Dresdner Umgebung mit ihren vielen Möglichkeiten; Dampferfahrten ins nahe Elbsandsteingebirge zur Felsenbühne Rathen, in deren naturalistischer Szenerie wir sogar bei dafür unpassendstem Regen noch etwas abgewinnen konnten; das Schullandheim im Gebirge, bei der ich als einzige der ganzen Klasse weder Skier noch einen Schlitten hatte und zusehen musste, wie ich als fünftes Rad am Wagen trotzdem irgendwie die Hänge herunter kam sowie die verschiedensten Sport- und Jugendveranstaltungen. Theater-, Kino- und Museumsbesuche ergänzten den externen Schulbetrieb. *«...Wir gehen heute mit der Klasse in ‚Wilhelm Tell‘ ins Grosse Haus. Wir haben 1. Rang, Seitenbalkon gesessen und gut gesehen... Hatten Opernglas. Es war schön. Gute Aufführung und gute Ku-*

lissen. Das erste Mal im ‚Grossen Haus‘ (berühmtes Schauspielhaus/Sprechtheater in Dresden). Neue Eindrücke bleiben haften. Bin abends 11 Uhr heim. Beinahe drei Russen in die Arme gelaufen. Müde gleich ins Bett...» (25.6.1954).

Dieses umfangreiche Programm war also sehr abwechslungsreich, ebenso lehrreich und unterhaltsam, was wir (wie oben) sehr geschätzt und auch genossen haben.

Hinter den meisten dieser Aussenunternehmungen stand natürlich ebenfalls die Absicht, sie inhaltlich mit der staatstragenden Ideologie zu verbinden. So waren die Handlungen der Stücke bei den ausgesuchten Film- und Theater-Vorführungen meistens patriotischer oder revolutionärer, eben sozialkritischer Thematik, die dafür eigens kindgerecht-verständlich verbrämt wurden. In Anbetracht der dafür ausfallenden Theorie-Paukerei empfanden wir diese jedoch keineswegs als nachteilig und trugen somit (noch...!) keinerlei diesbezüglichen «Schaden» davon. Hauptsache, wir hatten unsere Freude an den meist schönen wie auch interessanten Ausflügen, nebst der willkommenen Abwechslung. Musste danach auch der obligatorische Aufsatz mit dem verlangten Sermon geschrieben werden, so nahmen wir dafür diese Art Befreiung von der Schule doch liebend gern in Kauf.

Die ebenfalls unter dem Patronat der Schulen während der grossen Sommerferien durchgeführten sog. Ferienspiele waren eine weitere sinnvolle Einrichtung, bei denen daheim gebliebenen Kindern ein umfangreiches Spiele-, Sport-, Kultur- und (Lehr-)Freizeit-Programm geboten wurde. Die Anlässe waren unentgeltlich und man konnte, so

man wollte, täglich mitmachen. Es war einem also absolut freigestellt, sich einfach am Treffpunkt vor der Schule einzufinden – je nach angesagter Veranstaltung, die einen interessierte oder Spass machte. Abends ging man dann jeweils wieder nach Hause. Dabei wurde immer auch für kostenlose Verpflegung gesorgt. Die Betreuer waren meistens Sportlehrer, zuweilen Klassen- resp. Fachlehrer oder auch bereits ältere, dafür geschulte FDJler – Angehörige der Organisation der «Freien Deutschen Jugend». Neben den üblichen Freizeitbeschäftigungen wie Ballspielen, Gesellschaftsspielen, Lesestunden oder Theateraufführungen auf dem Areal der Schule waren es besonders Besuche im Zoo, des Botanischen Gartens, von Partnerschulen und -betrieben, sogar einer Zirkusvorstellung und der Vogelwiese – dem berühmten Dresdner Jahrmarkt – die uns während dieser Zeit allesamt viel Freude bereiteten. Und für besondere Abwechslung sorgten auch schon mal Abordnungen zum Kartoffelkäfer-Ablesen... – bei grösster Hitze! Wogegen dann wiederum verdiente Kompensationen im Schwimmbad für die nötige Abkühlung sorgten. Ebenso waren grössere Wanderungen sowie Dampferfahrten selbstverständlich und dabei spielerisch lehrreiche Erklärungen. Als Ausklang setzte dann jeweils eine «Fahrt ins Blaue» mit naturkundlichem Hintergrund (für den mit Sicherheit daraufhin folgenden Biologie-Unterricht!) den Schlusspunkt. Zwei Beispiele, die in ihrer Einfachheit erstaunen mögen, für uns jedoch schöne Erlebnisse waren: «...Heute zeitig mit (Schule-) Ferienspiele fort. Sind bis Klotzsche (Deutsche Eiche) gefahren und bis Liegau gelaufen. Wetter war schön. Dori im Patenbetrieb der 7. Grundschule gewesen. Sind herz-

lich empfangen worden. Dort Mittagessen bekommen (Weisskraut, Kaffee und Kuchen). Danach dort baden gewesen. Von dort nach Hause gelaufen... Ein anstrengender, trotzdem schöner Tag... » (15.7.1953). «...Haben mit Ferienerholung eine Dampferfahrt nach Rathen gemacht. Sind schon in Wehlen ausgestiegen und bis Rathen gelaufen. Durch die Schwedenlöcher auf die Bastei und zum Amsensee. Es war herrlich. Ich möchte hier mal acht Tage mit einem Zelt verbringen...» (6.8.1953).

Es waren wirklich unvergessliche Ferienerlebnisse, die unserer kindlichen Neugierde viel zu bieten hatten und in ihrer Vielfalt unterhaltender, ausgefüllter – und auch nachhaltiger – nicht sein konnten.

Hinzu kamen die ebenfalls schönen Sommertage im Dresdner «Pionier-Palast». Das Gebäude, die prächtige Albrechtsburg (eines der drei Schlösser am Loschwitzer Elbhang) mit dem sie umschliessenden ebenso herrlichen Park – war von den Behörden der Stadt Dresden den «Jungen Pionieren Ernst Thälmann» zur Verfügung gestellt worden. Diese Jugendorganisation wurde 1949 vom Staat resp. der Partei gezielt für die Schuljugend in der ganzen Republik gegründet, um in deren Rahmen das sozialistisch-ideologisch ausgerichtete Gemeinwesen besonders zu pflegen und in diesem Sinn zu fördern. Dementsprechend fanden dort jugendspezifische Programme, kulturpolitische Podien, grosse Veranstaltungen, Jugendfeiern und Kinderfeste statt. Daneben wurden in den gesamten Anlagen unter kundiger Leitung natürlich ebenfalls Spiel, Sport und Unterhaltung geboten, was folgende Aussage nur bestätigt: «...Heute ist Internationaler Kin-

der tag. *Haben keine Schule... Sind alle gemeinsam auf das Gelände der Zweigschule (Dr.-Kurt-Fischer-Allee). Haben Spiele gemacht und dabei etwas gewonnen. Ich einen Bleistift und eine Rolle Drops. Haben Kuchenränder und Tee bekommen... Sind bis halb sechs Uhr geblieben. Aber es war im Grossen und Ganzen langweilig. Im Pionierpalast und im Grossen Garten war es viel schöner...*» (1.6.1954). So habe ich hier ebenfalls viele schöne Stunden im Kreis anderer Kinder verlebt – von der eigentlichen hintergründigen Absicht einer gleichzeitig politischen Erziehung einmal abgesehen, die für uns aber auch hier kein anhaltend nachteiliges Thema war. Nicht vergessen habe ich in diesem Zusammenhang den Moment, als meine Freundin Ulla und ich uns nach der feierlichen Aufnahme in die Organisation als «Junge Pioniere» zackig mit dem vorgegebenen Gruss «seid bereit, immer bereit!» im Haus voneinander verabschiedet haben. Dabei nicht ohne Stolz – ja, mit einigem Pathos – über die unserer Meinung nach nun so besondere Ehre, altersmässig jetzt dazu zu gehören (was danach für die meisten sowieso zum Obligatorium wurde). Noch heute muss ich bei dem Gedanken an diese «Zeremonie» und unsere kindliche Begeisterung schmunzeln.

Es sei der historischen Authentizität geschuldet, hier ebenfalls einige der parteipolitischen «Pflichtübungen», die für uns als «Kompensation» meistens in erholsamen «Nebenbei-Vergnügungen» endeten, zu erwähnen. Oft waren diese Politveranstaltungen bedeutende Anlässe in der damaligen «Ära». Über besondere Ereignisse, die in der Welt passierten, wurde ebenfalls schon mal berichtet, sofern sie «DDR-kompatibel» waren – einige fest-

gehaltene «Musterbeispiele» zu diesem Thema: «...Früh mit der Schule zum Arbeitseinsatz (Fetscherplatz). Alle Lehrer waren da und auch Kinder. Es war sehr erfolgreich. Mussten immer mit dem Auto mitfahren zum Abladen...» (14.2.1954) – solange es Spass machte...!

Der folgende Eintrag (am gleichen Tag) wiederum wurde von allen mit dem gebotenen Anstand befolgt. Gerade ich hatte allen Grund dazu, was sich mit einer kindlichen Ernsthaftigkeit in dieser Mahnung ausdrückt: «...Gestern jährte sich zum neunten Mal die Zerstörung Dresdens durch anglo-amerik. Luftbomber (13.2.45). Wir wollen all unsere Kraft einsetzen, um so etwas zu verhindern, falls...» (14.2.1954).

Die Stalinallee in Berlin war damals für die DDR-Regierung ein wichtiges Prestige- und Propagandaobjekt, das in der gesamten Republik entsprechend gepriesen wurde. Natürlich wurden dabei die vorherigen Revolten der Stalinallee-Arbeiter des Juni 1953 wohlweislich verschwiegen. Ich hatte dazu meine eigene (geheime) Meinung: «...Haben nach der Schule im Saal Bilderfünf (farbig) über die Stalinallee gezeigt bekommen. Die Stalinallee ist schön! Ja, aber die Normalbürger kommen dort grad nicht hinein. Da sind (Besonder genau wieder besser dran! Dies nur so nebenbei...» (19.2.1954).

Der 1. Mai war obligatorischer «Grosskampftag», der natürlich gut vorbereitet werden musste: «...Heute Bilder von der Volks-Solidarität bekommen. 96 Stück. Ganz schön. Für aktive Mitarbeit in der Klasse. Musste während des Unterrichts in die Nationale Front für den 1.Mai Fahnen holen. Bin eigentlich ganz nützlich...» (29.4.1954). Am folgenden Tag war das Demonstrieren dann ein obligatorisches Muss! Bei Nichterscheinen

konnte man sich da schon eines Rüffels sicher sein. Demnach war man bestens beraten, nicht negativ aufzufallen und sogar zu riskieren, in «Ungnade» zu fallen. Also war man dabei, ob man wollte oder nicht! «... Mussten uns um 9 Uhr an der Tannenstrasse treffen. Heute ist Feiertag. 1. Mai! Habe Pioniersachen an. Sind mit der Schule auf den Fucikplatz marschiert in 20er-Reihen. Haben uns dort aufgelöst. Mussten zwei Mal lange stehen und eine Hitze! Habe mir den Zug angesehen, sie sind lange marschiert. Alle Betriebe, Schulen, Sportgemeinschaften und sonstige. Von 9 Uhr bis 2 Uhr, 5 Stunden lang. Auf der Tribüne waren Hermann Matern, Otto Buchwitz, Ausländer (Chinesen, Griechen, Spanier, ein Schwarzer, Russen, Koreaner und noch andere, Jugendliche und Aktivisten). Habe alle gesehen. .. Bin nach dem Mai-Umzug zum Frühlingsfest... Es war allerhand zu sehen. Ausländer waren unter uns. Viele Russen. Habe gesehen, wie gut die Russen zu uns sind – zu den Kindern, wenn man sie versteht. Habe an einer Freilichtbühne zugesehen. Pioniere und Artisten waren da. Volkstänze, Lieder, Akrobaten und Jongleure waren zu sehen und zu hören (umgekehrt). Bin müde und schmutzig abends heimgefahren. Die Bahn zum Platzen voll... Meine Beine tun mir weh. Ich bin so müde...» (1.5.1954).

Der Tod dieses damals als Antifaschisten bekannten Dänen war einen von mir gesondert beschriebenen Nachruf wert: „... Martin Andersen Nexö ist gestorben – am 1.6. Er ist im Rathaus (Lichthof) aufgebahrt. Sind mit der Bahn rüber gefahren, mit zwei Schulkameradinnen. Viele Kränze, viel Geld – Aus dem Ausland: SU (Sowjetunion), Korea, Griechenland, Dänemark usw. Es war feierlich, und schöne Musik. Delegationen kamen. Er hatte

Gehirnblutung und sah etwas verkrampft und blau aus, so aber ganz friedlich auf dem weissen Bahrtuche. 85 ist er geworden. Er hat gelebt. In Dresden gestorben. Hat noch Angehörige. Hat viele Werke geschrieben und ist ein Däne. In allen Zeitungen ist er abgebildet. Herr Jeschke mit seiner Klasse ist mit ihm im Landheim fotografiert worden (Sächs. Schweiz)...» (3.6.1954)

Dass Herr Nexö beim Ableben in seinem hohen Alter (nach meinem Dafürhalten ein Methusalem-Alter) «gelebt habe»...! Wüsste er von meiner fragwürdigen Einschätzung, er wäre vermutlich nicht damit einverstanden, sondern im Gegenteil vielleicht gern noch einige Jahre unter den Lebenden verblieben!

Spektakuläres aus «weltumspannenden» Nachrichten waren es ebenfalls wert, notiert zu werden: «...Hatten heute Sonnenfinsternis. Ein seltenes Erlebnis. Es wurde komisch dunkel. Haben eine Glas-scheibe angerusst...» (30.6.1954) sowie dieses nicht alltägliche Ereignis: «...Habe im ‚Sächs. Tageblatt‘ die Geschichte von den Fünflingen in Kanada gelesen. Ganz interessant...» (27.8.1954), und Jahre später wieder ein Naturschauspiel: «... Haben am Montag, dem 13.5., Mondfinsternis gesehen...» (15.5.1957).

Diese besonders wichtigen «Erfolgsmeldungen» schlugen auch im Westen granatenmässig ein! Die UdSSR hatte sich mit ihren Sputniks bereits Jahre vor den USA zur Erkundung des Weltalls aufgemacht: «...Heute, 4. Oktober, fliegt ‚Sputnik‘-Erdsatellit...» (4.10.1957) und «...Der zweite Satellit ist abgeflogen...» (3.11.1957).

Wahlen – für uns ebenfalls ein politisch interessant-uninteressantes Thema mit den jeweils vorhersehbar obligatorischen

99% Zustimmung. Auch da mussten wir ran! «... *War in der (Nationalen Front' in Niedersedlitz wegen Werbematerial zur Wahl. Haben aber nichts vorrätig. Heute ist grosse Kundgebung anlässlich der Wahl. Ein Betrieb auf der Strasse und an den Bahnen. Ein Gedränge und Betrieb überall...*» (15.10.1954).

Und wir wurden (ungefragt) als «Masse» von Protestierenden, versorgt mit den dazugehörigen Parolen zu Kundgebungen aufgeboten! «...*Mussten demonstrieren mit der Klasse auf den Karl-Marx-Platz – wegen den Pariser Verträgen Protest erheben. Waren nur paar Mädels, zuletzt acht Mann. Es hat geregnet, und über die Brücke..., furchtbar! Die meisten haben sich gedrückt... Es waren Neger, Koreaner, Chinesen und Russen da. Sind dann aber auch ab...*»

(11.12.1954). Das Ende war da nur logisch und bei dem «passenden» Wetter nicht anders zu erwarten!

Marschieren, demonstrieren! Auch Jahre später haben wir dabei viel (Frei-) Zeit zugebracht: «... *Sind früh marschiert, am Altmarkt vorbei. Bei der Truppenparade zugehört... Den ganzen Tag gestanden... Viele Menschen...*» (1.5.1957).

«...*Endlich mal bisschen trocken. Mussten demonstrieren... Später ins Rudolf-Harbig-Stadion zu ‚Traber-Thippe‘ – die Weltsensation auf dem Hochseil...*» (27.7.1957). Diese Danach-Vergnügen waren die Ausflüge immerhin wert! Zur Abwechslung gab es dann wieder angenehmere Gedenktage: «...*Heute ist Tag der Republik... arbeitsfreier Tag... sonn-tägliche Stimmung...*» (7.10.1957).

Der Mann mit dem Spitzbart und der Fistelstimme live: musste man nicht unbedingt gesehen und gehört haben! Dafür waren wir wenigstens auch hier für einen «davon erholsamen Abschluss» besorgt:

«...*Mit Alejo heute zum Pressefest... Ulbricht hat gesprochen. Danach auf dem Fucikplatz Freilichtbühne – Veranstaltung mit Horst Lehn und Rolf Krückow... Spät nach Hause...*» (28.6.1958). Und nochmals marschieren, weil's so schön war! «...*Mussten demonstrieren. V. Par- teitag...*» (17.7.1958).

Genug der Patriotenpflicht-Schilderungen! Diese Anlässe gehörten nun mal zu unserem Alltag und sollen hier als Zeitzeugnisse erwähnt werden. Letztendlich waren sie für uns jeweils zum Schluss dank unserer Kreativität immerhin auch sehr vergnüglich!

Von den politischen Ereignissen im Sommer 1953, die ich damals aus Gründen der Vorsicht neben meinen aufgeführten Aufzeichnungen nur kurz erwähnt habe, hier aus meiner noch lebhaften Erinnerung die dazu ergänzenden Ausführungen:

Von dem damals allgemeinen Aufruhr sollte auch unsere Schule nicht ganz verschont bleiben, wenn auch in bescheidenem Rahmen. Für uns Schüler (wie ebenso für die Lehrer) war der 17. Juni jedoch aufregend genug, um den Schulalltag spontan ausserplanmässig zu gestalten.

Am 18., dem Tag nach diesem denkwürdigen geschichtsträchtigen Datum, als der Arbeiteraufstand in Ost-Berlin begann, hatten die Unruhen gleich einem um sich greifenden Buschfeuer bereits die gesamte Republik erfasst. So fanden an jenem Morgen, einem Donnerstag, hauptsächlich in den Zentren der grossen Städte spontane Arbeitsniederlegungen, Protestbewegungen und Demonstrationen statt. So auch in Dresden.

Und damit erreichten die Unruhen auch unsere Schule, die dort in den Gängen

und Klassenzimmern für ungewohnte Aufregung sorgten. Nachdem die gesamte Lehrerschaft für weitere Direktiven eiligst im Direktorium zusammengerufen worden war, setzten wir Schüler, soz. solidarisch, die Revolte im Kleinen fort. Wir entfernten während der Abwesenheit der Klassenlehrer schleunigst die allgegenwärtigen Konterfeis der damaligen Repräsentanten der SED-Regierung von den Wänden. Darüber hinaus fällten wir den Entscheid, uns für den angebrochenen Tag, und damit vom weiteren Unterricht Dispens zu erteilen. Wir hatten die mutige Absicht, während dieser von uns proklamierten freien Unterrichtsstunden die z.T. tumultartigen Ansammlungen der Bevölkerung auf den Strassen selbst aktiv mitzuerleben und so vielleicht zu wichtigen Augen-, Ohren-, zu Zeitzeugen zu werden...

Aber eben! Damit war der liebe Herr Lamprecht nicht einverstanden! Leider konnte dieser allgemein schon recht unbeliebte Mathe-Lehrer uns noch vor dem Verlassen des Schulgebäudes zurückhalten. So war der eigentlich so spannend ange dachte Ausflug bereits beendet, bevor er überhaupt begonnen hatte. Als freundliche Zugabe erhielten wir alle einen un schönen Eintrag und durften obendrein die erhoffte freie Zeit mit aufgebrummenen leidigen Strafarbeiten verbringen. Und das bei zusätzlichem Nachsitzen innerhalb der Schule! Das passende Thema dazu kann man sich denken:.... *Heute wieder grosse Aufregung. Wollten von der Schule abhauen. Aber es gelang uns nicht. Lamprecht hat wegen gestern (dem Bilder Abhängen) so aufgepasst (...) und war hinter uns her. Haben alle einen Eintrag bekommen und mussten in der Schule Strafarbeiten machen...*» (18.6.1953). Das war Strafe genug!

Von weiteren Konsequenzen wurde auf Anweisung von oben jedoch abgesehen. Wir, die Jugend, sollten ja die Zukunft des herrschenden Systems sicherstellen – waren zugleich also die geplante Versicherung desselben. Und deshalb mussten wir, in absolut berechtigter Einschätzung der dafür Verantwortlichen, sorglich behandelt werden. So kamen wir mit den erwähnten Verweisen, einigen unfreien Stunden bei viel unsinniger Schreiberei, nicht zuletzt der Enttäuschung über die missglückte Unternehmung, insgesamt doch noch recht glimpflich davon. In Anbetracht des bekannt schlimmen Endes der Volkserhebung mit der Niederschlagung des Aufstandes jedoch immerhin mit der bleibenden Erfahrung, etwas Aussergewöhnliches erlebt zu haben.

18. Weitere Jugendfreundinnen

Zu unserem Kreis gehörten noch einige weitere Kinder, die hier nicht unerwähnt bleiben sollen, spielten sie in meinem weiteren Leben doch ebenfalls eine gewisse Rolle.

Im bereits erwähnten sog. Roten Haus, dem markanten Eckgebäude oberhalb unseres Wurmfortsatz-Gässchens, wohnte unsere Freundin Helga Jurisch, mit der wir ebenfalls sehr viel Freizeit verbracht haben, zudem ging sie mit Ulla in dieselbe Klasse. Oft kam sie zu uns herunter und ebenso oft war ich bei ihr zu Hause. Von ihrer in einem der oberen Stockwerke gelegenen Wohnung hatte man einen herrlichen Ausblick auf unsere niedlichen Häuschen, die Gärten und Höfe bis weit über die ausgedehnten Schrebergarten-Kolonien. Mit ihrer Mutter «klitschten» wir dann gerne Karten, hauptsächlich Romme, spielten

aber auch Brett- und Würfelspiele. Helga begann später eine Berufslehre in einem grossen Werk. Von ihrem Vater hatte sie zu dieser Zeit einen Fotoapparat geschenkt erhalten, von dem ich danach ebenfalls fleissig Gebrauch gemacht habe. Heute sind diese Aufnahmen zusätzliche Bilddokumente zu den vorliegenden Aufzeichnungen.

Eine langjährige, liebe Freundin war mir Traudel Müller, eigentlich Gertraud. Sie wohnte in der Friedrichstadt auf der Altstadt Seite. Ich lernte sie durch meine Verwandten kennen, wenn ich diese dort, oft in Begleitung meiner Mutter oder auch allein, besuchte. Traudel war eine Schulkameradin meiner Kusine und wohnte in deren unmittelbarer Nachbarschaft.

Dieser Dresdner Stadtteil war, wie viele ausserhalb des eigentlichen Zentrums, früher ein eigenständiges und später eingemeindetes Dorf. Das Haus unserer Verwandten war das älteste in der Friedrichstadt. So fiel das alte Gebäude besonders durch seine typisch mittelalterliche Bauweise auf. Es war ein einstöckiges, lang gezogenes Gemäuer mit der noch vorhandenen grossen Toreinfahrt (jetzt Hauseingang), dahinter führte der dementsprechend wagenbreite Hausflur in einen ländlich anmutenden Hinterhof. Im oberen Stock lief längs des Gebäudes ein ebenso ausladender Gang, an dem zur Strassenseite hin die relativ geräumigen Zimmer angeordnet waren. An dessen Ende lag das übliche Etagen-Plumpsklo. Das ganze Gebilde bestand hauptsächlich aus mächtigen grauen Holzbalken, die mit einem oft furchterregenden Knarren ihr hohes Alter in Erinnerung brachten. Ich staunte jedes Mal über dieses eigenartige Haus, das schon

so viele Jahre auf dem Buckel hatte. Leider wurde es während der DDR-Zeit als nutz- und demzufolge schutzlos abgerissen, ein nicht wieder gut zu machender Frevel an einem unwiederbringlichen historischen Zeugnis. Heute wäre dieses alte Gebäude sicher liebevoll restauriert worden und somit weiteren Generationen erhalten geblieben.

Zurück zu Traudel. Wir verstanden uns auf Anhieb und hatten auch die gleichen Interessen. Sie war ein Jahr älter als ich. Auf Grund früherer Impfversäumnisse gegen Polio musste sie Schienen an beiden Beinen tragen – ihre Mutter hatte sie als Kleinkind nicht gegen die damals grassierende Kinderlähmung impfen lassen (wie früher bereits erwähnt im Gegensatz zu meiner weitsichtigen Mutter...), was dann leider diese schlimmen Folgen hatte. Aber Traudel war eine Frohnatur. Trotz ihrer Behinderung wollte sie ihr junges Leben geniessen und dafür auch von dem ihr Möglichen Gebrauch machen.

So konnte sie zwar schlecht laufen, kurze Strecken jedoch meisterte sie, wenn auch unter Mühen, mit erstaunlich starkem Willen, zudem gab es ja Strassenbahnen. Meist holte ich sie aber von zu Hause ab oder wir trafen uns in der Stadt. Kinobesuche, kleine Ausflüge, Treffen zu einem angesagten Fest, kostümiert zum Fasching oder auch Besuche bei meinen Verwandten waren dann jeweils unsere gemeinsamen Unternehmungen, an denen wir unsere Freude hatten. Einige Male schaffte sie es sogar bis zu uns auf die Buchenstrasse. Neben ihrer Lebensfreude war sie gescheit und an allem interessiert. Später lernte sie einen kaufmännischen Beruf und wurde

eine tüchtige Bürokräft. Meine Mutter sowie meine Verwandten in der Neustadt pflegten zu ihr den gleichen freundschaftlichen Kontakt, der über viele Jahre erhalten bleiben sollte.

«...Heute ausgeschlafen. Geträumt hab' ich von der See. Gitti, Traudel und noch jemand, wir wären gegendelt. Also so deutlich!...» (23.10.1954). Gondeln ‚auf der See! – vermutlich auf der Ostsee – ein derartiges Unterfangen kann einem nur im Traum gelingen. Bis nach Dänemark oder gar nach Schweden zu gondeln – in die Freiheit Richtung Westen! – wollte mir in diesem Traum jedoch nicht einfallen...

Eine weitere im Bunde war meine Klassenkameradin Christa Kiefer, mit der ich mich in der letzten Schulzeit angefreundet hatte. Sie wohnte nicht weit von uns entfernt, und so lagen häufige gegenseitige Besuche ebenso nahe. Auf dem gleichen schulischen Niveau basierend büffelten wir dann gemeinsam bei besonders schwierigem Lehrstoff für die anstehenden Prüfungen. Da wir zudem die gleichen Interessen hatten, tauschten wir Bücher, führten – oft auch in der Gesellschaft meiner Mutter – gute Gespräche, unternahmen zusammen lange Spaziergänge an der Elbe oder gingen ins Kino. Es war eine Jungmädchen-Freundschaft, wie sie in diesem Alter üblich und wichtig ist. Im gleichen Einvernehmen wurde für uns später natürlich auch die heimliche Ausgehzeit mit den Jungs zum noch wichtigeren Zeitvertreib.

Ihre Mutter wie auch ihre ungemein liebenswerte Grossmutter waren ebenfalls mit meinen Lieben – meiner Tante Rosa sowie meiner Mutter – bekannt.

19. Kino, Filme, Emotionen

Stichwort Kino, eine damals nicht wegzudenkende Institution und damit ein für uns wichtiges Freizeitvergnügen, auch – und gerade – in der Nachkriegszeit! Die Magie der Filme bedeutete für uns Eintauchen in eine Traumwelt, verhiess Abstand von der tristen Realität, und war damit ein in der Tat notwendiger Ausgleich zu unserem Alltag.

Nachdem die grossen Filmtheater im zerstörten Zentrum nicht mehr existierten, konzentrierten sich die verbliebenen Kinos hauptsächlich auf die Neustadt. Sie lagen wenige Gehminuten von uns quasi um die Ecke – das «Theater am Bischofsplatz», kurz «TB», ein schmaler, gemütlicher Schlauch und die modernere «Schauburg», die zum eigentlichen Premieren-Kino der ganzen Stadt avancierte. Hier wurden die Erstaufführungen, wie überhaupt die wichtigsten Filme gezeigt, bei denen wir – meine Mutter und ich – wie ich gestehen muss, mehr als oft zur Stelle waren. Es war ein bezahlbares Vergnügen: Mit fünfzig Pfennig – bei Ermässigung – war man dabei. Auf die erwähnte, vom Staat ausgerichtete «Fürsorge» hin erhielt man gelegentlich sogar Freikarten, wenn die Streifen historischen und/oder politisch zugestandenen Inhalts waren, was wir ebenfalls gern in Anspruch nahmen. Hauptsächlich aber verdiente ich mir mein Kinogeld mit gelegentlichen Besorgungen, Hilfen oder Putzen. Hin und wieder steckte mir meine Mutter etwas zu. War ich «klamm», wurde ich auch schon mal von meinen Kameradinnen eingeladen. Für das nötige Kleingeld war also gesorgt.

So waren wir fleissige Kinogängerinnen. Oft marschierte ich auch mit meinen

Freundinnen in weiter entfernte Kinos, so in den Stadtteil Mickten, um uns dort einen bestimmten Film anzusehen. Viele Male ging ich aber auch allein. Und ebenso viele Male stand ich Schlange für die begehrten Eintrittskarten, wenn z.B. einer der raren Westfilme angezeigt wurde. Ein grosser Teil waren jedoch meist russische Filme patriotischen oder kriegerisch-vaterländischen Inhalts. Ebenfalls wurden erste, mitunter sehr gute DEFA-Filme aufgeführt. Damals noch mögliche Ost/West-Gemeinschaftsproduktionen, z.B. «Die Mörder sind unter uns» oder überhaupt Filme des sog. kapitalistischen Auslands, soweit sie in das DDR-Konzept passten, waren weitere Renner, in die dann natürlich auch wir rannten. Am meisten aber gefielen uns die alten deutschen UFA-Streifen: Musik- und Tanzfilme oder interessante Filme über historische Persönlichkeiten, die man wieder ausgegraben hatte und die als politisch unverfänglich galten. Wie dann die Zuschauer bei den zuweilen traurigen Handlungen emotional reagierten und dabei ihren Empfindungen freien Lauf liessen, erlebte ich in einem Film über den Komponisten Robert Schumann anlässlich einer spontanen Reaktion meiner Mutter. Das Kino war vollbesetzt und auf der Leinwand wurde es zusehends dramatisch: Die Clara Wieck darstellende Schauspielerin stand in einer Szene in der grössten Kälte in einem schulterfreien Kleid auf einem Balkon. Auf den erschrockenen Ausruf meiner Mutter «die hoolt's'sch ja d'n Dood» ertönte darauf – mitfühlend, laut – eine Stimme aus dem Dunkel des vor uns sitzenden Publikums «nu, die schdirbt dann ooch!» Womit sich die Spannung um die Pointe – oder eben das traurige

84 Ende – für uns leider erledigt hatte.

So war das! Man ging mit, fieberte mit, befand sich in einer mit weiteren Zuschauern kollektiven Emotionalität vereint, was ja auch beabsichtigt und als belebendes Element des populären Kinos massgebliche Voraussetzung ist.

Als Fan (nach heutigem Sprachgebrauch) schwärmte ich für den französischen Schauspieler Gérard Philipe, den ich im Zuge einer neu ausgerichteten Film-Einkaufspolitik der DDR-Regierung kennen lernte, wenn auch nur auf der Leinwand.

Nachdem in Frankreich wie auch in Italien Mitte der fünfziger Jahre politisch linke Strömungen aufkamen, wurde von dieser neuen gesellschaftlichen Ausrichtung zunehmend auch das Kulturschaffen in diesen Ländern beeinflusst. So entstanden besonders in der italienischen Filmindustrie unter der Spezialisierung «neorealistisch» besonders eindrückliche Filme dieses Genres. Ungeschminkt wurden darin die rückständigen Verhältnisse des Landes nach dem Krieg sowie die Armut der einfachen Menschen dargestellt. Die Kulturbeauftragten der DDR-Regierung kauften auf Grund dieser sozialkritischen Inhalte, die ganz ihrer sozialistischen Ideologie entsprachen, vermehrt diese Produktionen; entgegen ihrer bisher ausgerichteten Doktrin – westlich gleich kapitalistisch gleich dekadent. Und so kamen wir ansonsten isolierte DDR-Insulaner in den Genuss dieser wunderbaren Filme von Regisseuren wie Vittorio de Sica («Fahrraddiebe»), Roberto Rossellini («Rom offene Stadt») u.a., durch deren Filmfenster sich uns zugleich völlig neue Horizonte eröffneten. Meine Mutter und ich liebten diese so realistischen Filme, in denen wir mit den Protagonisten mit

litten und über deren traurige Schicksale wir so manche Tränen verdrückt und zuweilen vergossen haben.

Hinzu kamen zeitgleich die französischen Filme, deren Handlungen wiederum mehr kulturhistorische und literarische Themen beinhalteten, die ich ebenfalls gern sah. Und darin besonders eben Gerard Philipe! Von diesem Schauspieler war ich hin und weg. Er gefiel mir allein schon vom Aussehen her, aber auch wegen seines (Über-) Mutes und natürlich wegen der Figuren und Rollen, die er jeweils verkörperte und intensiv darstellte. Als «Fanfan der Husar» sowie im sogar mit der DEFA zusammen produzierten Streifen «Der lachende Rebell» (als diesen musste der hier eigentlich zugrunde liegende «Till Eulenspiegel» umgetitelt werden!) sowie vor allem in den Historien-Filmen « Die Kartause von Parma» oder «Rot und Schwarz» war er für mich das personifizierte Idol schlechthin. Viele Jahre später erwähnte meine Tante Rosa mir gegenüber einmal meine frühere Verehrung für den Schauspieler «Gerhard Philip»! Dabei sprach sie seinen Namen in der deutschen Tonalität aus wie so viele damals in der DDR, da er dort allgemein sehr bekannt und ebenso beliebt war. Ich war überrascht und zugleich gerührt, dass sie davon wusste und sich sogar noch daran erinnerte. Gerard Philipe starb übrigens 1959 im Alter von erst 37 Jahren an Leberkrebs.

Ich hatte aber auch eine Lieblingsschauspielerin – Aglaja Schmidt, eine Österreicherin. Ihre Filme «Die Regimentstochter» und «Franz Schubert» waren damals ebenfalls in aller Munde und haben auch mich stark beeindruckt. Ihre Darstellungskunst, die Symbiose von Historie, prächtiger Kostümausstattung sowie

wunderbarer Musik machten sie zu einem ebenso bleibenden Kinoerlebnis.

Im Gegensatz zu diesen beiden Lieblingsprotagonisten konnte ich wenigstens einen Leinwandstar leibhaftig, neudeutsch «live» erleben: Henny Porten.

Henny Porten war eine bekannte deutsche Film-Schauspielerin, vornehmlich aus den Vorkriegsjahren. Während der Zeit des Nationalsozialismus wurde sie im Filmgeschäft jedoch nicht mehr beschäftigt. Nach dem Krieg erlebten in der DDR dann viele dieser alten Ufa-Streifen ihre Wiederauferstehung. Dazu wurde «die Porten» im Sommer 1953 anlässlich der Premieren zu ihren neueren Filmen «Carola Lamberti» und «Das Fräulein von Scuderi» von der DEFA eingeladen, in dessen Verlauf sie auch nach Dresden kam. So erlebte ich sie im Gedränge vor unserer «Schauburg».

Im Unterschied zur heutigen Hysterie um die Filmstars, beschränkte sich unsere Bewunderung darauf, wenigstens einen Blick auf die Hauptdarsteller werfen zu können und, sofern man Glück hatte, dabei vielleicht ein Autogramm zu ergattern. Nun, das hatte ich leider nicht, und sehen konnte ich sie auch nur aus der Ferne.

Trotz dieses bescheidenen Ergebnisses wurde der Anlass immerhin als denkwürdiges Erlebnis ausführlich in meinem Tagebuch festgehalten. Die Filme habe ich mir natürlich angesehen, waren sie doch nach dem Besuchstag der Henny Porten Gesprächsstoff in ganz Dresden.

Soweit das möglich war, sammelte ich überhaupt Autogramme oder auch nur Postkartenbilder meiner bevorzugten Favoriten. Konnte ich sie nicht irgendwie persönlich bekommen, liess ich sie mir

auf meine Bitten schicken, so von Gina Lollobrigida, Lilly Palmer, Luise Ulrich, Hannelore Schroth (von Gérard Philipe leider nur unsignierte Bilder, dafür aber zwei!). Ich habe sie übrigens alle aufbewahrt (Zur Erinnerung: «Eichhörnchen-Syndrom»...).

Das Faible für Filme habe ich heute noch – ob sie lustig, traurig, spannend oder einfach nur unterhaltend sind, nur gut müssen sie sein und überzeugend realistisch. Einige Filmeindrücke einschliesslich meiner damals festgehaltenen «Emotionalität», denen hier nichts weiter hinzufügen ist:

«... (Vulkano» Ein hervorragendes ital. Filmwerk. Handelt von einem Mädchenhändler und einer grossen Geschwisterliebe..., in dem zuletzt alle durch den Vulkan umkommen... Schauplatz ist die Insel Vulcano im Süden Italiens. Sehr grausam und aufregend ist dieser Film... Grossartig, ein Beispiel für alle Filme der Internation! Jugendfrei ab sechzehn Jahre. Bin erst vierzehn...»

«...(Herz der Welt'. Ein westdeutscher Harald Brauner (Brauner?)-Film. Das Leben der Bertha von Suttner. Herrlich gedreht. Die Friedenskämpferin bis 1914. Gutaussehend und mutig, reich und geliebt, bereist und geistvoll war sie. Nicht zu vergessen: (Die Waffen nieder'...»

«...(Der Weg der Hoffnung» Ein ital. Film, handelt in Sizilien. Erschütternd, spannend und dramatisch. Die Not des Volkes. Der Weg der Hoffnung nach Frankreich, durch Lug und Trug gejagt. Furchtbar. Ein ergreifender Film – die Liebe, der Mut, die Hoffnung... Jeder ital. Film zeigt das elende Leben des Volkes... (,Roberto, E. Caruso, für zwei Sechser Hoffnung, Vulkano, es gibt keinen Frieden unter den Oliven, Fahrraddiebe'). Alles wunderbare Filme...»

«... (Schiff ohne Hafen» Ein französischer Film. Handelt von der Judenverfolgung im faschistischen Dtschld. Diese wurden ausgewiesen und bekommen nirgends Asyl gewährt. Hier handelt dann der Seemann: Er ist ein ehrlicher Mann und hilft ihnen – handelt und rettet die Juden... Der Film war, ist und bleibt meine Passion... Die Menschen, das realistische Wiedergeben, die Landschaften und andere Völker. Ich lerne vieles aus den Filmen und verstehe ihre Bedeutung. Andere mögen kritisieren und reden. Mir ist der Film, was anderen nur Kerle und Dummheit... »

«...Bin verstört und durcheinander. Denke immer an den heutigen Film... War mit Mutti in der (Schauburg» sassan getrennt, in: ‚Rom-11 Uhr! Ein italienisches Filmwerk nach einer wahren Begebenheit. So geschehen 1951 in Rom (Treppenhaus). Tragisch und grauhaft!. Viele junge Mädchen und Frauen suchen Arbeit. Früh ½ 11 Uhr stehen sie Schlange auf Inserat bei einem Rechtsanwalt. Ungeduldig begehren sie Einlass. Verschiedene Charaktere: Lebensfroh, verbittert, alle in Not und Elend, mit dem Recht auf Arbeit. Einzelne nur werden geprüft. Die Not treibt sie zu einem Trick. Dadurch Aufregung und Unruhe. In Sekundenschnelle stürzt die Treppe ein. Verwundete und schwer Verletzte, eine stirbt. Die Schuldige wird gesucht... Wieder einer jener realistischen, tragischen, mitreissenden italienischen Filme von den vielen, die ich bisher gesehen habe.»

Soviel zu Kino und Filmen, dank denen wir so viele schöne, lustige, aufregende, nicht zuletzt «herrlich mitfühlende» Stunden verbracht haben.

«...Heute ist Heilig Abend. Alle haben einen Trasch. Die Leute rennen, als würden sie etwas verpassen. Ich habe an der An-

schlagsäule geschaut, was sie diese Woche spielen. Mutti und ich, wir feiern keine Weihnachten und so geht man die Feiertage eben ins Kino... Uns fehlt nichts, wir haben alles. Zwar keinen Weihnachtsbaum, so aber doch einen Adventskranz...

Dann etwas ganz Unerwartetes. Mein Vater kam... Als Geschenk gab er mir 25 Mark. Ganz erfreulich. So doch mal etwas zusätzlich von ihm... Ein komisches Gefühl überkommt mich: Jetzt wird anderen beschert, und ich hab' eben 25 Mark. Die sind nicht zu verachten... Mutti hat mir dann einen Teller beschert. Freue mich, doch eine Kleinigkeit...» (24.12.1953).

«... Heute ist Silvester. Alle wünschen sich ,ein gesundes Neues Jahr'...

...Ich habe viel erlebt und Neues kennengelernt, aber auch viel Schlechtes gesehen ...

*...Meine Ferien, Filme und Bücher führen mich woanders hin, in eine andere Welt. Ich nehme mir immer vor, mal fortzumachen, ins Ausland. Fort von hier...
...Im neuen Jahr werde ich wieder neue Eindrücke aufnehmen und ich hoffe, auch gute. So werde ich das alte Jahr beenden und vertrauensvoll in das Jahr 1954 blicken...» (31.12.1953). Gemütsbewegung, Befindlichkeit, Resümee und Zuversicht am Ende des Jahres 1953.*

20. Konfirmation und Ferien zu Hause

Mit diesem schönen Vorsatz begann ich das Neue Jahr: *«1954 – Gehe keinen Abend zu Bett ohne die Gewissheit, dass Du etwas gelernt hast!» (1.1.1954).*

Mit dem Jahreswechsel 1953/54 näherte sich meine obligatorische Schulzeit ihrem Ende. Am Palmsonntag 1954 wurde ich zusammen mit anderen aus meiner

Klasse in der ehemaligen Garnisons-Kirche, jetzt Martinskirche, konfirmiert. Zu jener Zeit war das noch problemlos möglich, da es die später staatlich verordneten Jugendweihen (offiziell als Ersatz für den Eintritt ins Erwachsenenleben) noch nicht gab. Dazu gingen wir in den Konfirmandenunterricht, um einiges an Wissen über die biblische Geschichte und die evangelisch-lutherische Liturgie zu lernen. Der Pfarrer unseres Quartiers, Herr Johne*, (siehe Tagebuch-Eintrag S. 88) war ein bereits älterer Herr. Mit seinem gepflegt gestutzten weissen Bart, seiner liebenswürdigen, zugleich vornehmen Art machte er auf mich grossen Eindruck. Da er schon seit Jahrzehnten im Dienste der früheren (danach ausgebombten) St. Pauli-Kirche stand, kannte er natürlich seine Gemeindeglieder, demzufolge auch die Familie meiner Grosseltern und wiederum deren Kinder. Nachdem er diesen Beruf als ethisch-moralische Berufung im Glauben verstand, übte er ihn in einer praktizierten christlichen Nächstenliebe aus. Während der schlimmen Zeit nach dem Krieg sorgte er mit Rat und Tat für Not leidende Familien. So brachte er ihnen Lebensmittel oder Naturalien wie Zucker, Mehl, Reis, gedörrte oder Trockenprodukte, ja sogar Kaffee oder mal ein Stück Speck. Diese Zuwendungen stammten zumeist aus Spenden und Hilfspaketen von Kirchgemeinden der Bundesrepublik oder sonstigen wohlmeinenden Geberquellen. Ich entsinne mich noch gut, dass er uns öfters eines dieser Päckchen brachte. Schon vor vielen Jahren war auch meine Grossmutter mit dieser materiellen Fürsorge bedacht worden, als sie nach dem Tod meines Grossvaters im Jahre 1927 während der damals ohnehin schon schlimmen Krisenzeit allein mit ihren zahlreichen Kindern zurück-

blieb. Pfarrer Johne war in der Tat ein Mann der Kirche in ihrem Urverständnis, indem er die gepredigte Theorie eben auch selbst vorlebte. Bei all seinem fürsorglichen Engagement war er kein dogmatisch-religiöser Eiferer. Vielmehr erklärte er uns im Konfirmandenunterricht die alttestamentarischen Überlieferungen hauptsächlich von ihrer vorchristlichen Entwicklung her. Für mich als geschichtsbegeisterte Zuhörerin war diese Betrachtungsweise ungemein interessant und spannend. Trotzdem haben wir diese Stunden auch schon mal geschwänzt! Und damit den auf uns wartenden Herrn Pfarrer leider auch mehr als einmal enttäuscht, wenn wir dabei durch Abwesenheit glänzten und uns währenddessen unbekümmert anderweitig vergnügten; dies in der Gewissheit, trotz der einen oder anderen Fehlstunde ohnehin konfirmiert zu werden. Die Quittung in Form von Schelten erhielt ich danach von meiner Mutter, nachdem er sich bei ihr über meine unentschuldigste Absenz beklagt hatte. Noch heute habe ich mitunter ein schlechtes Gewissen, den guten Pfarrer Johne damals derart versetzt zu haben.

* Tagebuch-Eintrag und Anmerkung zu Pfarrer Walter Johne: «...*Mit Gitti Artikel über Pfarrer Johne in der Zeitung gelesen. Er wurde vor drei Wochen wegen Hetzpropaganda eingesperrt und verleumdete. Durch Rundfunk und Zeitung wurde er beschrieben!...*» (18.11.1954). Einige Monate später erfolgte die Verhaftung des bekannten und allseits geschätzten Pfarrers. In einem politischen Zusammenhang! In der Neustadt wie der gesamten Gemeinde löste sie grosse Betroffenheit aus. Entgegen dem ursprünglichen Gerücht, dass es sich um seinen Sohn handle, war er selbst (auf

Grund einer Denunziation!) in die Mühlen des Staatssicherheitsdienstes geraten. Angeblich hatte er einen Tag vor den Volkskammerwahlen vom 17. Oktober 1954 Propagandaplakate beschädigt. In einer im Dezember vom SSD einberufenen Einwohnerversammlung des Stadtbezirkes, in der weder Zeugen noch der Beschuldigte selbst vorgestellt noch zugegen waren, wurde in einer «einstimmigen Annahme einer Entschliessung» noch vor Beginn einer Gerichtsverhandlung die strenge Bestrafung des Pfarrers gefordert; bei nur einer Gegenstimme von einem vierzehnjährigen Jungen der «Jungen Gemeinde»! (Bericht in DIE ZEIT Nr. 48 vom 2. 12. 1954.)

Mittels gestreuter Gerüchte verschleierte damals die SED-Propaganda das einseitige Verdikt dieses «Entscheidungs-Gremiums», und erst die Presse in Westdeutschland machte die tatsächlichen Vorgänge bekannt.

Lt. Auskunft vom Dresdner-Landeskirchenarchiv wurde Pfarrer Johne daraufhin «am 17. Januar 1955 zu drei Jahren Zuchthaus verurteilt, am 18. Mai 1956 vorzeitig aus der Haft entlassen und erhielt danach eine Pfarrstelle an der Dresdner-Jakobikirchgemeinde. Am 1. Januar 1957 erfolgte die Versetzung in den Ruhestand. Verstorben ist er am 17. Februar 1964».

Wie richtig vermutet, fand die Konfirmation trotz alledem mit uns statt. Wie alle erhielt ich vom Herrn Pfarrer einen feinsinnigen Spruch für meinen weiteren Lebensweg. So wurde es ein wirklich schöner, ereignisreicher, ja festlicher Tag.

Dass er das wurde, dazu hatten vor allem meine lieben Verwandten mittels grosszügiger Unterstützung beigetragen, indem sie im Vorfeld emsig für meine Ausstaffierung sorgten. Um neben mei-

nen Mitkonfirmandinnen und -konfirmanden bestehen zu können, war die äussere Präsentation für mich verständlicherweise wichtig und nötig.

So steuerte meine Tante Rosa z.B. mein Konfirmationskleid bei, das sie eigens bei einer ihr bekannten guten Schneiderin hatte anfertigen lassen. Den Stoff dazu, reine Seide, hatte sie bereits in besseren Zeiten im Kaufhaus Renner am Altmarkt gekauft (das 1945 ebenfalls zerstört wurde) und in den wirren Zeiten danach keine Verwendung mehr dafür gefunden. So sollte das feine Tüch in Form dieses festlichen Kleidungsstückes jetzt also mir zugutekommen. Da ich mit nunmehr vierzehn Jahren noch eine recht kindliche Flach-Figur hatte, d.h. nur minimale erste Anzeichen eines Busens, wies sie die Schneiderin mit dem Hinweis «dass da noch etwas hineinwachsen müsse» an, den Stoff an besagter Stelle reichlich dafür zu drapieren. Mit dem Ergebnis, dass es vorderhand einen zwar immer noch unausgefüllten, aber wenigstens doch recht dekorativen Faltenwurf ergab.

Von meiner Schwester erhielt ich dazu einen noch fast neuen Mantel und von meiner fidelen Tante Martha eine neue Garnitur Unterwäsche, mit der das schöne Darüber nun gleichfalls durch ein entsprechend adäquates Darunter komplettiert wurde. Nach den dazu passenden Schuhen war ich mit meiner Mutter schon wochenlang in der ganzen Neustadt auf die Suche gegangen. Irgendwann hatten wir irgendwo dann doch welche gefunden, womit dieses leidige Problem ebenfalls gelöst war.

Um dem Ganzen zusätzlichen Glanz zu verleihen, schenkte mir meine Tante Erna einen hübschen Anhänger mit einem eingeleigten blauen Stein, das erste bisher

in meinem Leben erhaltene Schmuckstück. Und, man kann sich denken – ich habe es heute noch!

So gesehen war das alles doch eine wunderbare, solidarisch arrangierte Ausstattung seitens meiner Lieben, die mich wirklich froh und vor allem auch sicher machte, trug sie in unserer notgedrungenen Einfachheit ja wesentlich zum für mich wichtigen Selbstvertrauen vor der Öffentlichkeit bei. Kleider machen bekanntlich Leute, zu allen Zeiten – und so eben auch für mich an diesem so besonderen Tag.

Und, last but not least – ich musste Haare lassen. Meine schönen dicken Zöpfe fielen der Schere zum Opfer. Ein Tribut an die Moderne, was ich eigentlich sehr bedauerte, zumal ich schöne Naturwellen hatte. Nach den «bezopften» Jahren jedoch, als die älteren und grösseren Mädchen noch damit herumliefen, gebot es der neue Zeitgeist. Da wollte man doch gerne modern sein... ! Aber gute Argumente hin oder her, als ich mit einer – wie ich fand – für mich unvorteilhaften, weil zu krausen Dauerwelle wieder den «Verschönerungsladen» verliess, war ich jedenfalls alles andere als begeistert: «... *War beim Haareschneider. Habe mich geärgert (zu kurz! Hatte so schöne lange Haare und Naturwellen...).* In der Schule sind alle erstaunt...» (21.3.1957). Die damals üblichen kurzen Steckdosen-Löckchen waren für mich absolut gewöhnungsbedürftig. Da konnte nur die Zeit helfen, um dieses Gekräusel auszuwachsen und danach die neue Frisur doch noch ansehnlich werden zu lassen. Was sie – mit einiger Ungeduld – natürlich dann auch wurde.

Mein «Erleben» dieses besonderen Tages – voraus die «Klärung der Kleider-

frage»: «... Tante Rosa hat mir Konfirmationskleid-Stoff geschenkt. Sehr teuer!... Sie ist ja so gut!...» (6.2.1954). «... Habe Angst vor der Konfirmation – keinen Mantel!...» (14.3.1954). Wie bereits erwähnt, hatte sich dieses Problem dank dem guten Stück von meiner Schwester ebenfalls erledigt.

«...Konfirmation ‚Palmarum‘: Mit meinen Lieben..., fünf Leute und ich, in die Kirche; sind wenig, aber es war etwas... In der Kirche war es kalt. Bin nun konfirmiert. .. Bin sehr schön ausstaffiert gewesen; brauchte mich nicht zu genieren... Abends sind die Gäste alle fort. Haben noch aufgeräumt und die Geschenke versorgt. Für mich langt es und ich freue mich über alles. Bin froh, dass es vorbei ist. Hatte immer Angst vor der Konfirmation. Gott sei Dank!...» (11.4.1954). Der «Erwachsenentag» war also gut über die Bühne gegangen und ich war endlich «erlöst». Ein «Nachspiel» gab es aber noch: «...Heute zeitig zum Abendmahl in die Kirche. Nachträglich zur Konfirmation. Das erste und vielleicht das letzte Mal. In der Kirche war es kalt. Das ‚Mahl‘ bekam mir einigermassen...» (25.4.1954) – bemerkenswert hier die bestätigte «Bekömmlichkeit»... Der «Abendmahls-tag» als gleichzeitig letzter Ferientag liess mich zufrieden notieren: «...Heute der letzte Ferientag. Ich hatte wunderbare Ferien – keine Widerrede! Spazieren, Kino, Lesen, Garten usw....» (25.4.1954).

Im Hinblick auf ein solcherart aufwändig gestaltetes Ereignis in Verbindung mit einer Familienfeier wurden mir natürlich auch viele gute Ratschläge erteilt und manche kluge Lebensweisheiten mit auf den Weg gegeben, eine anlässlich der Besonderheit des Konfirmationstages wohl in den meisten Familien für die jungen

Lebenseintrittskandidaten übliche empfohlene Mitgift. Alle wollen sie dann, und wissen es vermeintlich sogar im Voraus, was hinsichtlich der Zukunft das Beste für einen sei. So beschwor mich z.B. meine Tante Rosa, niemals mit dem Rauchen zu beginnen. Wiederholt hatte sie mich diesbezüglich schon in der Vergangenheit gemahnt, um nicht zu sagen, oft genug damit genervt. Sie tat dies in Anbetracht meiner so oft kranken Mutter, deren Atmungsprobleme sie anscheinend darauf zurückführte. Und sicher nicht zu unrecht, denn meine Mutter hatte in jungen Jahren geraucht, und das «mondän» – mit langer Zigarettenspitze! Um aber doch zu erfahren, was für ein Vergnügen ich wohl damit verpassen würde, wagte ich Jahre später im Kreis von Kollegen immerhin einige Versuche – ohne jedoch auf den entscheidenden bleibenden Geschmack zu kommen. Vielmehr besiegelte dabei lächerliches Paffen und Husten das Ende jedweden weiteren Raucherversuchs.

Abgesehen davon, was ich mir damit so alles er- und gespart habe! Später habe ich mich oft dankbar des so weisen Rates meiner lieben Tante erinnert, einhergehend mit einem Gefühl der Souveränität gegenüber den geplagten Blauen-Dunst-Zeitgenossen. Nachmittags in der häuslichen Kaffee-Runde und der dabei angelegten Unterhaltung, sollte hauptsächlich meine weitere Zukunft das beherrschende Thema werden. Sie bereitete mir verständlicherweise einiges Kopfzerbrechen und zunehmend Sorgen – die Entscheidung über die nun anstehende Aus- resp. Weiterbildung. Im Vorfeld der schulischen Planung war ich nämlich von meinem Klassenlehrer und gleichzeitig stellvertretender Direktor, Herrn Buchmann, für die Oberschule vorgeschlagen worden,

nachdem ich – entsprechend beurteilt – das Zeug dazu hätte. «...*Bin heute mit noch drei anderen Mädels zur Oberschule vorgeschlagen worden. Ich will Bibliothekarin werden, und ginge auf Oberschule (sprachlich)... Hoffentlich klappt es. Es hängt alles von den Entscheidungen ab. ‚So Gott will‘...»* (16.1.1954). «...*Mutti war in der Schule wegen Oberschule bei Herrn Buchmann...»* (10. 2.1954). Danach hatte dieser meiner Mutter den Vorschlag unterbreitet, und nun sollte darüber beraten und beschlossen werden. Hier aber war in der Tat guter Rat teuer, meinten doch meine Lieben, dass beide möglichen Varianten von Vorteil seien: weiter die Schulbank zu drücken oder doch eher Geld zu verdienen, das wir ja dringend brauchten. Obwohl ich gern in die Schule ging und mir ein späteres Studium der Germanistik oder der Literaturwissenschaften absolut vorstellen konnte, plädierte ich wohl oder übel selbst dafür, eine Lehre zu beginnen. Danach würde und könnte man ja weitersehen...

Hinsichtlich der nun anstehenden Frage – Studium oder Lehre, Lehre oder Studium – sollte es jedoch ganz anders kommen. So wie es (aus heutiger Sicht zum Glück!) wohl kommen sollte... Einige Wochen und viele weitere Debatten später hatte sich die Frage nämlich ganz von selbst erledigt, indem uns die eigene Entscheidung darüber abgenommen wurde – von eigentlich unerwarteter Seite, nachdem in der Zwischenzeit von den zuständigen Schulgremien entdeckt wurde, dass mein Vater Besitzer einer eigenen Gärtnerei war... Ich war demnach kein eigentliches Arbeiter- noch Bauernkind (die zu jener Zeit bevorzugt zugelassen wurden), nach DDR-Lesart also bourgeois (!) und

hatte demzufolge kein Anrecht auf das Privileg, studieren zu dürfen. Somit wurde ich auf Grund dieses Irrsinns von einem Studium kurzerhand und ohne gefragt zu werden ausgeschlossen! Also blieb mir daraufhin nur eine Berufslehre, was als zweite Alternative eine für mich ja ebenso überlegungswerte Möglichkeit war.

Für die anstehenden Abschluss-Prüfungen musste ich mir nun alle Mühe geben, erhöhten für diese zweite Variante vorzeigbare Resultate die Hoffnung auf eine Wunsch-Berufslehre doch erheblich: «...*War fleissig heute! Nächste Woche fangen mündliche Prüfungen an. Hals- und Beinbruch!...»* (15.6.1954). «...*Heute kein Russisch. Bin sehr müde heute und mir ist komisch im Kopf. Habe mich zu Hause gleich hingelegt. Dann etwas gelesen, gegessen und zuweilen geschlafen ... Heute war ein schöner Tag... Kressens spielen im Hof Karten. Winners sind auch draussen. Ich habe es auch schön und schlafe bis morgen früh durch...»* (17.6.1954). «...*Heute bin ich wunderbar gestärkt: Gut auf den Beinen, habe einen klaren Kopf und bin munter. Werde in Mathern, nicht mehr geprüft. Habe eine ‚drei‘. Bin zufrieden. In Erdkunde eine ‚zwei‘. Bestimmt durch Arbeit...»* (18. 6.1954).

Diese letzten, massgeblichen Prüfungen hatte ich mit einem guten 2er-Schnitt abgeschlossen. Eingedenk meiner Mathematik-Schwäche war ich mit diesem Ergebnis mehr als zufrieden, hatten doch, wie erwartet, meine starken Fächer dafür den Ausschlag gegeben. Damit konnte ich immerhin ein absolut respektables Schulabschluss-Zeugnis vorweisen, insofern der nunmehr

veränderten Ausgangslage gerecht werden und demzufolge auch hoffentlich die nötigen Türen öffnen. Dabei war das Abschneiden im Fach Geschichte (nach DDR-Auslegung) ein ebenfalls nicht zu unterschätzender «Notengeber»: «...*Mich fein gemacht und bin dann in die erste mündl. Prüfung für Geschichte. Bin in der dritten Gruppe mit noch sechs anderen. Frl. P, Frau W und Herr Buchmann waren die prüfenden Lehrer. Mir ist etwas komisch, aber es ist erträglich. Haben Prüfung in unserem Klassenzimmer (Zi. 26) an einem langen Tisch. Habe die Fragen: Deutschland nach der Wiener Konferenz und fortschrittliche Kräfte in Dtschld: Von 1815-1848. Ferner 2. Weltkrieg bis zum Überfall auf die SU und Schreckensherrschaft der dtsh. Faschisten. Habe eine ‚zwei‘ mündl. War etwas aufgeregt...*» (21.6.1954). Am Ende ging alles gut aus. Die Büffelei, die Aufregung und alles Unwohlsein waren nicht vergebens.

21. Letzte Schultage und grosse Ferien – glückliche Fügung

Letzte «Leidens-» Schultage: «...*Mutti lässt mich nicht mehr in Ruh... Sind zum Dr. Anders. Er hat mich geröntgt. Es steht nicht gerade glänzend. Habe Rippenfell-Entzündung und mit den Bronchien. Er beugt einer Lungenentzündung vor, indem ich fünf Tage im Bett bleiben und mich einpacken muss. Eine Woche nicht in die Schule, kein Kino, nicht runter, kostet Überwindung! Die einzige Tröstung – Lesen!... Zu Hause mich gleich ins Bett gelegt. Die «Kur» fängt sofort an... Mutti bedient mich am Bett... Habe ‚Monte Christo‘, 2. Buch (3. und 4. 92 Band) ausgelesen, wie er jetzt sehr wohl-*

habend ist und als ‚guter und böser Engel‘ auftritt. 5. und 6. Band fehlt uns...» (22.5.1954).

«...*Heute nun der erste meiner Leidens-tage. Draussen ist es schön und alle sind draussen. Ich lese, schlafe und esse lediglich nur. Was soll ich auch weiter tun? Früh ein Heft mit ausländischen Geschichten gelesen. Bemerkenswert: «Die letzten Tage des Warschauer Ghettos», «Der afrikanische Trommeltelegraph», «Die Blinde». Habe zudem ein interessantes Buch. Die Stunden vergehen schnell... Abends ein Rezept für meine Schularbeiten entworfen...*» (23.5.1954).

«...*Das im Bett-Liegen macht mich fertig. Habe aber ein neues Buch. Ich spiele auch mal Mundharmonika. Christa leistet mir heute wieder Gesellschaft... Sie hat hier Hausaufgaben gemacht, ich hab ihr geholfen. Habe abends noch in den Ausleseheften gelesen. Da steht so manches Interessante drin wie «7 km unter dem Meeresspiegel», sehr interessant und «Die Pflanzenjäger», wie Amerika hochwertige Pflanzen importiert (einführt)...*» (25.5.1954).

«...*Bin aufgestanden, heute ist es herrlich draussen und unten viel schöner als im Bett... Bin runter auf die Decke. Es ist heiss heute. Gitti war auch draussen. Kommen gut zusammen aus. Sie hat mir Buttermilch, Bonbons, Radieschen, Wurst gegeben. Sie ist wirklich die Beste von allen. .. Sind dann rüber zu Scharfs in den Hof. Haben Grammophon gehört. Schöne Platten. Mutti war auch da... Es war ein schöner Abend... Am Tage bringen mich keine zehn Pferde mehr ins Bett...*» (26.5.1954).

«...*Mutti hat heute Geburtstag. Sie ist 55 Jahre alt geworden. Habe ihr nichts schenken können...»* (3.6.1954).

«...*Heute zeitig aufgestanden. Sind mit*

dem Milchauto nach G'dorf gefahren... Die kleine Margitta hat den Keuchhusten. Schrecklich! Sie weint immer bei den Anfällen. Sie ist ein niedliches Dingel... Habe heute dort ein furchtbares Pech! Bin auf einem alten Rad gefahren, das kaputt ist. Fliege mit aller Wucht auf der Strasse hin. Habe mir das Kinn aufgeschlagen. Es ist ein Loch drin. Das linke Knie und zwei rechten Finger, Zeige- und Mittel-, verstaucht. Auf die Zunge gebissen. Kann schlecht essen und reden. Hatte stark geblutet, meine Sachen sind voll Blut. Zeitig ins Bett – die Nacht unruhig geschlafen durch die Kleine...»(27.6.1954).

«...Bin mit Mutti zum Kummer von P.s (der Gastfamilie) früh mit dem Milchauto wieder abgefahren... Sind gleich zu Dr. Anders gegangen. Mussten lange warten... Er machte Mittag. Hat mich abgehört und mir meine Wunde gepflastert. Sagte, es sei schlimm. Sind auf die Bautzner Strasse zu Dr. Schuckert. Ein tüchtiger Arzt... Habe eine Serum-Spritze bekommen. Meine Wunde bleibt eine Narbe am Kinn. Wenigstens nicht im Gesicht. Er will sehen, was weiter wird... Ein netter Arzt. Interessierte sich für private Verhältnisse: Beruf, Stand usw. Beim Verabschieden drückte er mir eine Tafel Halb-Schokolade in die Hand. Er hat gewiss einen netten Eindruck von mir...» (28.6.1954).

Und danach ein versöhnlicher Schulabschluss!

«...Heute ist der letzte meiner Schultage. Ein neuer Abschnitt des Lebens folgt. Ein schwerer Abschnitt! Es ist Schulentlassung. Das letzte Mal bin ich Schülerin und habe nichts mehr mit der Grundschule zu tun. Ich bin gern in die Schule gegangen. ...Ich erinnere mich gern an unsere alte Schule, unser Klassenzimmer, unsere Lehrer und vieles andere. Vorbei!

Habe heute mein neues Kleid an. Mache mich gut darin. Einfach, aber modern! Bin dann mit Gitti ins Industriegelände in unseren Patenbetrieb. Haben uns dort gesammelt. T. Rosa ist mit. Herr Sch. hat geredet, ein Chor gesungen, ein Polizist gesprochen. Haben Zensuren-Abschlusszeugnis bekommen. Habe gute Zensuren. In Hauptfächern Einser und Zweier (ausser...!) und in Nebenfächern Zweier. Mit ‚Gut‘ bestanden!. Habe auch gutes Urteil: ‚Sehr anständig, höflich, bescheiden, fleissig, Aufgaben gut und gewissenhaft... Mutti und ich freuen uns. Auch T. Rosa. Von ihr 10 Mark geschenkt bekommen. Bin auch als Beste mit einigen anderen ausgezeichnet worden auf dem Podium. Habe ein Buch ‚Goethes Gedichte‘ überreicht erhalten. Schön dick! Neue Ausgabe, und einen Blumenstrauss. Lässt sich sehen! T. Rosa war Zeuge bei allem. Habe Herrn Buchmann gedankt... Dort dann Kaffee und Kuchen bekommen. Sind paar Mal photographiert worden. Drei Lehrer haben gesungen. Hatten auch Musik. Es war fidel. Hatten ‚Ring frei-Sendung‘. Ich mit zwei anderen Mädchen. Musste rauf aufs Podium. Zu erraten war eine Aktentasche. Habe es gewusst. Hatte ersten Preis: Eine Packung mit Schreibpapier und Kuverts. Schönes Geschenk und auch brauchbar. Haben auch viel gelacht. Frl. Döring (die Russisch-Lehrerin) hat noch spassige Kritik über Lehrer und Schüler vorgelesen. Hatten guten und amüsanten Zeitvertreib. Sind abends 7 Uhr heim... Mutti hat sich auch gefreut... Ein unvergesslicher ereignisreicher Tag!... Kinder- und Schultage sind nun vorbei, aber nicht vergessen!...» (4.7.1954).

Die Schule war nun also Vergangenheit. Wie bereits erwähnt, gehörte ich zu der

Spezies, die gern die Schulbank drückte, trotz manchem Ärger, aber auch viel Freude – mit Höhen und Tiefen, die sich dabei ja keineswegs ausschlossen. Deshalb gehörte ich in der Tat auch nicht zu den notorischen Schulschwänzern (bestätigt ist ein «Unwohlsein-Tag»), obwohl manch verlockender Schönwettertag, lustiger Zeitvertreib, penetranter Lehrer oder noch penetrantere Mathe-Stunde dazu absolut eingeladen hätten. So erfüllte mich diese Feststellung doch mit einigem Stolz, das alles immerhin lückenlos durchgezogen zu haben – eine wenn man so will, nicht zu verleugnende «Selbstbeweihräucherung meiner Zuverlässigkeit»...

Insofern verliess ich also mit etwas Wehmut das Schulhaus, im Besonderen mein Klassenzimmer, in dem ich immerhin viele Stunden verbracht habe.

Einige verdrückte Tränchen nach der schön gestalteten Abschlussfeier, die den Abschied nicht gerade leichter machte, versiegteten jedoch rasch wieder. Und das war's dann auch!

Darüber hinaus hatte ich ja meine, nun ebenfalls ehemaligen Schulkameraden in der Nachbarschaft – und die Erinnerung...

Nun also hiess es, eine ansprechende, passable Lehrstelle zu finden.

Eine solche jedoch, ja eine Lehrstelle überhaupt zu finden – leichter gesagt als getan! Das sollte damals nämlich nicht einfacher sein als heute, wenn auch aus unterschiedlichen Gründen. So waren, wiederum politikbestimmt, besonders individuelle Berufswünsche nicht erwünscht. Nach einer Politbüro-internen Vorgabe wurde es zu jener Zeit in der DDR fast zur Pflicht, in die sog. Produktion zu gehen. Dafür wurden die jun-

gen Leute im sozialistischen Räderwerk als funktionierende Arbeiter in irgendwelchen Fabriken, an irgendwelchen Maschinen, mit irgendwelchen Berufsbezeichnungen ausgebildet. Für den Wiederaufbau wurden diese Werkstätigen natürlich dringend gebraucht und so hatten sie in der Gesellschaft einen entsprechend angesehenen Status. Bezogen nun auf die Schulabgänger eigneten sich verständlicherweise keineswegs alle für eine solche «Proletariats-Lehre» (eine Definition anlässlich eines Vortrages darüber, die mir geblieben ist). Um dem zu entgehen, wurde von vielen eine Lehre als Verkäuferin (für was auch immer) vorgezogen, so wie z.B. von meinen beiden Freundinnen aus unserem Haus. Ich wollte aber weder das eine noch das andere. Mir schwebte eine kaufmännische Lehre vor. Doch solche Stellen waren rar zu jener Zeit, zumal es 1954 auf Grund der immer noch erheblichen Kriegsschäden in der Stadt noch nicht genügend wieder aufgebaute Betriebe, folglich eben auch zu wenige Verwaltungs- und Bürostellen gab. So war es hinsichtlich derart gesuchter, weil individueller und/oder anspruchsvoller Wünsche ausgesprochen schwierig, hier fündig zu werden.

Zu Beginn des Sommers 1954 liefen, suchten und fragten wir nun überall in der Stadt nach einer Lehrstelle, die mir einigermassen zusagte. So wurde ich nach meinen zahlreichen Bewerbungen in Begleitung meiner Mutter in den verschiedensten Betrieben vorstellig, auf Hinweis von Firmen selbst in der Kaufmännischen Berufsschule. Alle Bemühungen waren jedoch vergebens: «...*Es ist Bescheid von der ‚Prof. Dr. Zeigner‘ (Berufsschule) gekommen. Sie haben mich nicht angenommen!... Die sind doch blöd dort. Ich hab' eine Wut. Mut-*

ti aber weiss bestimmt Rat. Ich bekomme auch ohne die eine Stelle. Bestimmt! Gott steh' mir bei!...» (30.4.1954).

Angesichts der mir danach wohl bevorstehenden ungewollten Berufswahl zweifelte ich zusehends an der Möglichkeit, ein solches Müssen doch noch abwenden zu können. Stattdessen sah ich mich bereits «strafversetzt» in die allseits gepriesene Produktion. Eine absolut deprimierende Aussicht auf meine weitere Zukunft, die mich da erwartete!

Mit dieser Ungewissheit im Gepäck fuhr ich im Juli aufs Land, um bei meiner Schwester und ihrer zweijährigen Tochter wenigstens noch einige unbeschwertere Tage meiner letzten grossen Ferien zu verbringen. Dort, in ländlicher Umgebung, beschäftigt mit meiner munteren, kleinen Nichte und gefordert mit dem beruhigenden Alltag des Landlebens, war ich abgelenkt von der unbefriedigenden Lehrstellen-Situation, wie sie sich bei meiner Abreise darstellte. Wie aber würde es nach meiner Rückkehr nach Dresden damit weitergehen...?

Nun, einen ungeliebten Beruf ergreifen müssen – davor sei das Unvorhersehbare gesetzt, sollten in dieser für mich wirklich prekären Lage meine Stossgebete doch tatsächlich erhört werden!

Ein wahrhaftig gütiger Wink des Himmels bewahrte mich nämlich vor einem solchen Los und liess meine aufkommenden Selbstvorwürfe sowie nicht zuletzt das Lamentieren meiner Mutter endlich verstummen. Es ist schon erstaunlich, was das Leben mitunter doch für wundersame Wendungen nimmt. Unvermittelt kann sich in hoffnungslos scheinenden Situationen das Blatt wenden und damit geradezu den gesuchten Weg weisen. In unserem Fall war es ein fast vor-

seherischer Zufall, der uns den direkten Hinweis zu unserem Wunschobjekt zeigen sollte...

Besagter Zufall wollte es, dass meine Mutter an einem Tag im Juli eine Notiz über eine zu besetzende kaufmännische Lehrstelle entdeckte. Eigenartigerweise war sie, unweit einer Strassenbahn-Haltestelle, an einen Baum geheftet. Uns war es natürlich ein Rätsel, wieso gerade dort? Und auf diese Weise? Später erfuhren wir den Grund für diese doch sonderbare Umgehung eines normalerweise sonst üblichen Verfahrens. Zu dieser Zeit wurde in den staatlichen Betrieben oftmals von fachlich mehrheitlich inkompetenten Polit- resp. Parteikadern Personal nach den für sie massgeblich geltenden Kriterien eingestellt. Kaufmännische Erfahrung war dabei sekundär, was sich dementsprechend in der beruflichen Praxis dann oft als ungenügend erwies. Diesem nicht gerade förderlichen Einstellungsverfahren wollte der Personalleiter besagten Betriebes hier wohl offensichtlich zuvorkommen, um mit dieser unkonventionellen Ausschreibung doch noch qualifiziertes Personal zu finden, in diesem Fall einen auszubildenden kaufmännischen Lehrling.

Zusätzlich mag hier die angekündigte Lehre der Tochter eines hohen Kader-Angestellten im Verwaltungsbereich des wackeren Personal-Verantwortlichen mit ausschlaggebend gewesen sein. Nicht ganz unvoreingenommen, wollte er mittels seiner «bäumigen» Annonce diesem Vorhaben wohl einfach einen Strich durch die Rechnung machen. Was für eine Eingebung!

Dieser individuelle Mut zur Selbsthilfe zeigt, dass es neben den geschilderten, rein politisch ausgerichteten Mecha-

nismen Menschen gab, die verantwortungsvoll dachten und handelten. Mit bewundernswertem Ideenreichtum zogen sie so auf ihre Weise den sich zusehends verfahrenen Karren einer ineffizienten Wirtschaftspolitik irgendwie weiter. Und hielten ihn damit über Jahre am Laufen!

Meine Mutter interpretierte die Aufforderung richtig und erkannte sofort die Chance, die sich uns da bot. Und nutzte sie! Sie verabredete einen Termin. Um meinen Landaufenthalt nicht abbrechen zu müssen, konnte sie das Datum auf den Tag meiner Rückkehr vereinbaren – bei einem Herrn Buchwitz, dem so einfallreich kreativen Leiter der Personalabteilung! Dieses erste, so wichtige Vorstellungsgespräch verhiess Gutes. Zeugnisse, Lebenslauf sowie schriftliche Bewerbung schienen zu überzeugen. Und, was wir nicht mehr zu hoffen gewagt hatten: nach Tagen kam der ersehnte Bescheid. Ich hatte die Lehrstelle! Ich sollte der auf solch originelle Art gesuchte kaufmännische Lehrling – in diesem Falle Lehrmädchen – sein! Ein Glücksfall, wie er mir ein weiteres Mal in meinem Leben zuteilwurde.

Damit war ganz im Sinn der Initiative des Schreibers die angestrebte Zielsetzung erfüllt. Ihm ward geholfen und mir im Besonderen. Nun konnte ich zuversichtlich in die Zukunft schauen. Vor allem war ich dadurch eine Riesen-Sorge los: die um eine anspruchsvolle, mir zusagende Lehrstelle. Ob sich meine gehegten Erwartungen dann auch erfüllen würden, meine Vorfreude nicht doch getrübt oder sich dieses unverhoffte Glück als solches erweisen würde? Spätestens nach drei langen Berufs-Lehrjahren würde ich es wissen!

Bei dem Betrieb handelte es um die Zentrale eines Kreisbetriebes der HOG («Handels-Organisation Gastbetriebe»), von der aus sämtliche diesem Staatsbetrieb angeschlossenen Gaststätten und Hotels im Südosten der Stadt verwaltet wurden, firmiert unter dem Namen «Hotel- und Gaststätten-Kreisbetrieb Dresden Süd-Ost».

Sie befand sich am Käthe-Kollwitz-Ufer, den drei Elbschlössern unmittelbar gegenüber, in einer ehemaligen herrschaftlichen Villa. In der sozialistischen Ära bekam sie den schönen Namen «Kaskade», die in den 60-er Jahren durch eine sich darin ebenfalls befindende Tanz-Gaststätte in Dresden recht bekannt wurde.

Mochte bei der anfänglich erfolglosen Lehrstellensuche (neben dem erwähnten Mangel an Lehrstellen) vielleicht auch meine magere «Drei» in Mathematik mit einer Rolle gespielt haben, so sollte ich mich in diesen Tagen doch mit einiger Genugtuung meiner früheren Logik erinnern. Und mich bestätigt finden «nie im Leben ein solch unnötiges Wissen zu brauchen!» Dagegen sollte mir die «visionäre» Gewichtung – das eigentliche Grundrechnen, dessen Nutzen ich schon früh erkannt und das mir auch nie Probleme bereitet hatte – jetzt tatsächlich zugutekommen: ich konnte mit Zahlen umgehen, was die erste Voraussetzung in meinem neuen Wirkungsbereich war. Und genau das muss der freundliche Mann und Menschenkenner in seiner Beurteilung anlässlich meiner Einstellung folgerichtig erkannt und entsprechend bewertet haben. Befreit von Zukunftsängsten und quälerischen Gedanken, wie sie – damals wie heute – einen jungen, ambitionierten Menschen zu belasten vermögen, konnte ich danach sorglos die verbleibenden Tage

meiner endgültig letzten Schulferien an-
gehen – zeit- und schwerelos, zwischen
Gestern und Morgen, Vergangenen und
Kommendem, nur das Heute geniessen.
Mein bisheriges Leben, und damit das
kindliche Umfeld, würde nun von einem
neuen, zukunftsorientierten Wirkungs-
kreis abgelöst werden. Jetzt sollte ein
weiteres Kapitel aufgeschlagen werden.
Ich freute mich darauf, war gespannt
und erwartungsvoll, zugleich aber auch
ängstlich, was wohl auf mich zukam...
Stete Neugier und nicht zuletzt meine
Vorstellungen von der Zukunft waren
für mich jedoch Motivation genug, etwa-
ige Zweifel zu vergessen und frohgemut
nach vorne zu schauen.

Vorerst durfte ich noch meine letzte Gro-
sse Ferien-Idylle «geniessen»:

«...Sind zeitig mit dem Zug fort. Habe
mich von Mutti verabschiedet. Sind tro-
cken in G'dorf angekommen. Bleibe bis
zum 31.7. ...Das Wetter macht uns so
faul...» (10.7.1954).

«... Radio über die Unwetter-Katastrophen
gehört. * Gemeint sind die überschwemm-
ten Gebiete Bayern, Österreich und DDR
– auch wir sind ganz verrutscht. Die Do-
nau ist 12 m gestiegen. In Moskau sind
34° Hitze. Bei uns ist es wie Herbst. Die
Elbe steigt auch. In Bayern sogar Schnee-
fälle und Lawinenstürze. Ursachen sind
anscheinend die Wasserstoff-Bomben
– radioaktiv auf Sonne und Regen...»
(11.7.1954).

«...Heute von Mutti einen Brief bekom-
men. Habe mich gefreut... Habe die Klei-
ne versorgt und an Mutti einen Brief ge-
schrieben. Habe ihr berichtet von der
Kleinen, dass es uns gut geht und dass
ich esse wie ein Wolf, dass wir gesund
sind und ich mich auf meine Ferien freue
usw.... Sind dann auf die Post... Mit dem
Rad gefahren. Vorn die Kleine im Körb-

chen. Sind hinter der Schule gestürzt. Ha-
be wieder so ein Pech. Ich könnte ausrei-
ssen. Der Gitta ist nichts passiert – Gott
sei Dank! Aber ich – ich bin aufs Gesicht
gefallen. Die linke Gesichtshälfte (Auge
und Nase) aufgeschunden. Es hat arg ge-
blutet. Das Rad ist entzwei, mein Kleid
zerrissen und ich weiss, ich kann nichts
dafür. Ich kann Rad fahren und immer
kommt etwas dazwischen. War die Luft-
pumpe. Habe Angst. Das Kinn ist gut
und nun wieder das. Es ist zum Heulen!
Ich sehe furchtbar aus. Das wird schwer
heilen. Gott steh mir bei! Ich könnte wei-
nen vor Reue und Scham!... Ich kann
nichts dafür! Habe im Bett noch geweint
und um Beistand gebeten. Hab mir vor-
genommen, hier nicht mehr Rad zu fah-
ren...» (14.7.1954).

«...Das Erste ist, vor den Spiegel treten.
Hoffentlich wird es bald gut! Ich werde
Mutti noch nichts berichten. Ich zähle die
Tage, die vergehen. War vormittags mit
der Kleinen draussen. Das ist auch eine
Not mir ihr ‚Mona, Sand spielen, Was-
ser holen, Zucker haben, fort gehen, Bub
machen (aufs WC) und Ähnliches‘...»
(15.7.1954).

«...Heute geht der erste Grind (Schorf)
ab. Habe gepudert und geschmiert...
Draussen giesst es wieder. Ein furchtba-
res Wetter. Das wird der Ernte schaden.
In den Zeitungen steht immer von den
Unwetter-Katastrophen. Dresden ist auch
mit vermerkt, durch die Elbe... Ich sitze
und bearbeite meine Wunde. Im Gesicht
seh' ich nicht mehr so schlimm aus. Es
geht gut ab. Ich schmiere immer ein, das
nutzt!...» (17.7.1954).

«... Mittags ist die Kleine in die Essschüs-
sel geflogen... Purzel ist ein Mistvieh...
(Promenadenmischung-Hofhund).
Das Wetter schlimmer wie im April...»
(26.7.1954).

«...Heute endlich der letzte Tag! Der vergeht auch und dann...!» (30.7.1954).

«...Ich konnte in der Nacht nicht mehr einschlafen ...Bin zeitig auf... Sonja hat mir Stiefel (gut erhalten, Leder und Wildleder) gegeben... Freue mich! Ferner noch drei Mark zur Fahrt, ein Sommerkleid (luftig und bunt). Von Frau P. Stück Speck, drei Eier, paar Äpfel, Schnitten. Ich freue mich sehr über alles... Herr P. sagte, ich könnte noch länger bleiben, ich möchte aber nicht. Habe mich auf heute gefreut. Jetzt habe ich aber keinen Drang mehr. Jedoch zu Hause ist zu Hause und nicht anders! Hab' Frau P. gedankt für alles, für Essen, für Schlaf, für Sorge. Habe mich sattessen können. Die Kleine hab' ich abgedrückt, sie möchte ich gleich mitnehmen... Sie hat geweint, wie ich ins Milchauto stieg. Sie rief nach mir: ,Mona! Mona mit! Mona wiederbomm! Mona Sand bielnb so GittU... Bin dann mit dem Milchauto nach Dresden gefahren. Mutti hat mich abgeholt...» (31.7.1954).

Erwartung und Hoffnung:

«...Sind gleich nach Hause (nachdem mich meine Mutter abgeholt hat). Mutti tut geheimnisvoll... Hab' mich umgezogen (gut). Bin dann mit ihr ins neue Rathaus auf den Postplatz. Dort wegen Ausweispapieren fragen. Sind dann mit der Linie 18 nach Loschwitz, Käthe Kollwitz-Ufer in HO-Hotel ,Kaskade' gefahren. Dort vorgestellt als Bürokräft-Lehrling. Gute Verdienstmöglichkeiten, feiner Umgang, gute Umgebung und Aussicht auf Zukunft. Ein feines Hotel. Bekomme Bescheid. Hatte mein Abschluss-Zeugnis, schriftliche Bewerbung und Lebenslauf mit. Bin vorgemerkt. Hoffnung...?»

«...Zu Hause... Der Tag war ereignisreich... mit Überraschungen... (G'dorf, Gittl, Dresden, Stelle, zu Hause, Tagebuch). Bin wieder bei meiner Mutti und in meiner Stadt. Werde wieder mal zum Lesen kommen... (31.7.1954).

«...An der Ecke oben an unserer Strasse ist ein Unglück passiert abends. Zwischen Russenauto und dtsh. Motorradfahrer (17 J.). Ein Zusammenprall. Motorradfahrer liegt unter dem Russenauto, vielleicht schon tot. Schuld evtl, auf beiden Seiten. Russ. und dtsh. Verkehrsunfall-Kommando kam. Ein Menschaufschlag. Spuren sind übrig: Geröll vom Motorrad, Fetzen, Benzin, Blut. Furchtbar!... Es ist warm draussen und ich bin leichten Herzens wegen Stelle...» (18.8.1954).

«... Habe Bescheid von der HO-,Kaskade'.

Sind für morgen bestellt... Bin dann umsonst in die Wannenbäder gelaufen. Alle haben zu...» (25.8.1954).

«...Zeitig aufgestanden, mich gründlich gewaschen und anständig angezogen. Mit Mutti ins HO-Hotel gefahren (,Kaskade'). Haben Lehrvertrag unterschrieben... Nachmittags kommt mein Vater! Er hat uns wieder Philosophisches erklärt. Dann wegen Beruf besprochen. Nette Geschichten erzählt und Gedichte vorgelesen. Frau Schopf war auch da. Haben sich bekannt gemacht... Er war lange da. Es war ein schönes Verstehen. Er kommt bald wieder...» (26.8.1954).

«... Haben heute wieder auf Bescheid gewartet. Umsonst! Bin in die ,Kaskade' gefahren. Musste etwas warten. Mein Lehrvertrag ist genehmigt – morgen früh 8 Uhr! Das sind nette Leute dort. Freue mich sehr!...» (1. Sept. 1954).

22. Beginn Lehrjahre = «Herrenjahre»?

«Lehrjahre sind keine Herrenjahre» sagt der Volksmund.

Nun, bekanntlich galt das in früheren Jahrhunderten für Generationen von jungen Handwerksburschen, die in die Obhut von besonders hart, oft gar handgreiflich «lehrenden» Zuchtmeistern gegeben wurden. Diese Zustände wurden gottlob überwunden. Die Anforderungen aber sind geblieben, bei nun jedoch menschenwürdiger Behandlung, Wohlbefinden eingeschlossen. Ich erfuhr so gesehen meine Ausbildung – in etwas abgewandelter Form – in beide Richtungen. Danach kam ich in eine Lehre, die einerseits mit einer mir auferlegten gewissen Strenge verbunden war, andererseits jedoch zu meiner grossen Erleichterung dank einem dort angenehm lockeren Betriebsklima auch Vergnügen bereitete.

2. September 1954. Mein erster Arbeitstag. Unvergessen die Chronologie. Die ersten bleibenden Eindrücke. Eine für mich neue Welt!

Täglich führte mich nun mein Arbeitsweg, die Berufsschultage ausgenommen, in den Stadtteil Blasewitz. Dafür fuhr ich jeweils mit der Strassenbahnlinie Nr. 18 bis zur Haltestelle «Waldpark» (zwei Stationen vor dem Verkehrs-Knotenpunkt Schillerplatz). Von dort führte dann ein kurzer Fussmarsch quer durch einen kleinen Park und danach das Käthe Kollwitz-Ufer entlang zur «Kaskade».

Wie die meisten Gebäude in dieser Gegend war es eine um die Jahrhundertwende erbaute Villa. Die auffallend geschwungene Fassade setzte sich ebenso

stilvoll im Inneren fort. Der ebenerdige geräumige Salon wie auch die oben verlaufende Galerie – alles war irgendwie leicht abgerundet, ohne Ecken und Kanten. Eine Ausnahme bildeten die Räume im ersten Stock. In den Anfangsjahren mochte das schöne Anwesen einer herrschaftlichen Familie als Residenz gedient haben. Nach der Nutzung als Konsulat wurde es nach 1945 im Rahmen des verordneten Volkseigentums in einen Verwaltungsbetrieb der HOG umfunktioniert.

Dort also hatte ich mich an diesem, meinem Schicksals-Antrittstag, morgens um 8 Uhr im Personalbüro, erster Stock, einzufinden.

Beim anschliessenden Begrüssungsparcours traf ich zum zweiten Mal den Personalleiter, Herrn Buchwitz – nach meinem am 31. Juli, glücklich verlaufenen, ersten Vorstellungsgespräch in Begleitung meiner Mutter. Er war derjenige welcher..., nämlich der für mich massgebliche und so wichtige Wegbereiter für meine nun beginnende Lehre. Und damit meines zukünftigen Lebensweges! Er war ein schmächtiger, freundlicher Herr mittleren Alters. Auffallend an ihm war eine fast durchsichtige Bläse, die durch einen dunklen Haarkranz noch unterstrichen wurde. Dabei wirkte er ob seiner zurückhaltenden, ruhigen Art auf eine besondere Weise vornehm, was mich irgendwie sehr beeindruckte. Nach der Begrüssung führte mich dann auf seine Anweisung hin eine Angestellte mit den dazu nötigen Erklärungen durch das Haus. Auf Grund der gegebenen räumlichen Enge des ursprünglich ja zur privaten Nutzung konzipierten Gebäudes, waren die Abteilungen über alle drei Etagen aufgeteilt. So befanden

sich im oberen Stockwerk (in den ehemals herrschaftlichen Gemächern) die meisten der Büros, die allesamt von der erwähnten Galerie abgingen.

In ihrem Schlepptau stellte mich Frau Müller reihum in den verschiedenen Abteilungen meinen zukünftigen Kollegen vor. Auf den Start in der «Personalabteilung» folgte das Reich des Hauptbuchhalters, eines Herrn Anders – unter der Erwähnung dass dieser nun mein zukünftiger Lehrausbilder sei. Wegen dessen derzeitiger Abwesenheit konnte hier vorerst die persönliche Vorstellung nicht stattfinden. Danach ging es in ein kleineres Vorzimmer, das gleichzeitig «Sekretariat» und «Betriebswirtschafts-Abteilung» war. Beide Bereiche wurden in Personalunion von der resoluten Frau Behrend geführt. Bei Absenzen des Chefs amtete sie auf gleicher Ebene als dessen zeichnungsberechtigte Vertretung. Von deren Büro führte eine Verbindungstür weiter zur «Finanzbuchhaltung», kurz Fibu. Es war ein grosser Raum, in dem fünf oder sechs Angestellte über ihren, mit Stapeln von Buchhaltungsblättern übervollen Pulten brüteten. Im Sandwich zur nächsten Abteilung lag der schmale Schlauch der Telefonzentrale und (wichtigen!) Kaffeeküche, die von der liebenswürdigen Frau Pluntke betreut wurde. Der folgende, wiederum grössere Raum war die Abteilung «Planung/Warenbuchhaltung». Eine wichtige Abteilung, die von drei Angestellten bewältigt wurde! Sie waren für die Waren- und Materialbereitstellung des gesamten Betriebes verantwortlich, die für das jeweils folgende Jahr benötigt würden (im Konjunktiv), war die Vorausplanung theoretisch ja nur nach den sich bietenden «sozialistisch-volkswirtschaftlichen» Gegebenheiten möglich; insofern,

wie man heute weiss, eine in der Praxis auf Dauer unlösbare Aufgabe.

In diesem, für Kaskade-Verhältnisse Grossraumbüro war ebenfalls die «Parteizentrale» des Betriebes untergebracht, vertreten durch die «umsichtige» Frau Zirnstein. Dieser Frau oblag, was politisch aktuell oder angesagt, zu organisieren oder aufzupassen galt. Viel Platz brauchte es nicht für ihre Agitation, hielt sich diesbezügliches Interesse der Belegschaft doch in gebotenen Grenzen. Wie mir später nicht verborgen blieb, wurde sie von den lieben Kollegen nicht gerade sehr geschätzt und ebenso wenig aktiv unterstützt. In den genannten beiden Abteilungen waren ebenfalls noch die «Grundmittel-» sowie die «Anlagenbuchhaltung» untergebracht, die von jeweils einer Person geführt wurden. Eine Tür weiter betreute die Kassiererin, Frau Eiselt, das Büro «Kasse», für das wiederum ein kleinerer Raum genügte.

Am Ende der Büroanordnungen lag das grosse «Direktionszimmer», ebenfalls mit einem kleinen, von einem Frl. Lutze betreuten «Sekretariats-Büro». Der Direktor, ein Herr Staschko, war ein kleinwüchsiger gedrungener Ostpreusse, dessen feisten Stiernacken ich noch heute mit einer wandelnden glänzenden Speckschwarte zu assoziieren vermag. Ausser einem stark rollenden «R» in seiner Aussprache und allzu häufig laut ausposaunten Polit-Parolen hinterliess dieser Mensch bei mir keinen weiteren nennenswerten Eindruck; abgesehen von der Tatsache, dass einer seiner Entscheide zu einem massgeblichen Mosaikstein in meiner Lebensplanung werden sollte.

Den Abschluss dieser Galerieseite bildete ein hübscher geräumiger Erker über einem ebensolchen Pendant im Parterre.

In diesem Rondell mit Blick auf die wunderbare Eiblandschaft nahmen wir jeweils unser Mittagessen ein. Früher mag es sicher ein ebenso ideales Plätzchen für die herrschaftlichen Kaffeekränzchen oder konsularischen Teezeremonien gewesen sein. Auf der gegenüberliegenden Seite der Galerie gelangte man letztlich über einen Treppenabsatz in die «Lohnbuchhaltung». Hier waren vier Buchhalter für die Lohnberechnungen sämtlicher Angestellter des Kaskade-Verwaltungsbezirkes verantwortlich. Dieses Lohnbüro, das Warenbuchhaltungs- und Planungsbüro, das Direktionszimmer sowie die Erker- oder eben Kantinenecke, waren in den jeweils vier Eckpunkten des Gebäudes untergebracht und bildeten insofern eine sinnvolle Anordnung im Rahmen von dessen räumlichen Möglichkeiten.

Im Parterre befand sich das erwähnte exklusive, später in den 60er-Jahren leider etwas anrühige Tanzlokal gleichen Namens – anrühig deshalb, weil es danach eine etwas weniger feine Gäste-Gesellschaft anzog und so in einen zweifelhaften Ruf geriet. Allgemein wurde es aber ebenso gern von den tanzfreudigen Dresdnern aufgesucht.

Aus Platzmangel und wegen seiner separaten Lage, direkt unter dem Lohnbüro, war die Abteilung «Liegenschaften» ebenfalls im Erdgeschoss untergebracht worden. Dieses grosse Büro mit seinen fünf Leuten war verantwortlich für die zahlreichen Grundstücke und Immobilien des Betriebes. Der Rundgang resp. das Hinabsteigen endete dann im Untergeschoss mit dem «Lager». Dort hatte eine burschikose rundliche Frau, die gute Seele dieser Abteilung, das Sagen. Letztendlich gehörten noch ein Fuhrpark mit zwei Lastwagen und deren Fahrer in ih-

ren Zuständigkeitsbereich. Die Belegschaft des gesamten Verwaltungsbetriebes zählte etwa 50 Personen.

Nach Ende des Vorstellungsprozederes war ich überrascht, dabei keine weiteren jüngeren Leute anzutreffen. Dabei sollte es auch bleiben. Tatsächlich war ich in der ganzen Belegschaft das jüngste Wesen und sollte damit gleichzeitig das einzige Lehrmädchen sein, was mir in der Folge immerhin eine gewisse Einzigartigkeit unter den älteren Mitarbeitern verlieh. Sollte das zu meinem Vorteil oder gar zum Nachteil sein? Ich interpretierte es als Ersteres. Diese Einschätzung jedenfalls stimmte mich zuversichtlich, dass es so sein könnte... Und ich war glücklich!

Am Nachmittag wurde mir dann mein – zunächst erster – Arbeitsplatz zugewiesen: In der Finanzbuchhaltung. Später stellte man mir dort zu meinem Erstaunen und zu meiner Freude einen niedlichen kleinen Schreibtisch hin, der Grösse nach eigentlich ein Kindermöbel. Weiss mit goldgeränderten, geschwungenen Beinen war er ein elegantes Stilmöbel, das wohl aus dem Besitz der ehemaligen Eigentümer stammte und nun dafür eigens vom Dachboden heruntergeholt worden war. Vielleicht mochte an diesem Sekretär eines der herrschaftlichen Kinder gesessen und unter der Aufsicht eines Privatlehrers mit mehr oder weniger zittriger Hand seine Aufgaben gemacht haben. Oder das Tischchen hatte seinen Zweck im hausinternen Konsulat erfüllt, in dem der Hausherr oder irgendein kleiner Ärmelschoner-Beamter seine geschäftlichen Pflichten daran erledigte.

So sass nun also ich unvermutetes Lehrmädchen an diesem schönen Stück, das für mich (zu jener Zeit) bez. Beinfrei-

heit und Höhe gerade noch angemessen passte. «...*Habe niedlichen Schreibtisch in Fibu bekommen... (kleiner Diplomatenschreibtisch, vom Prinzen?)*, hat mir sehr gefallen...» (6.9.1954).

Hier lernte ich die Kollegen dann im Einzelnen kennen. Frau Simon, eine Schlesierin, die auf «Simone» hörte; einen ziemlich temperamentlosen «Camillo», den Herrn Liebert; weiter den nur scheinbar gestrengen Chef des Büros und Stellvertreter des Hauptbuchhalters, Herrn Meusel und letztlich Herrn Lukaszek, «Richard», ein stets wie aus dem Ei gepellter, eleganter älterer Herr, der eher einem Bankdirektor denn einem Buchhalter glich. Vervollständigt wurde die Fibu-Besetzung von der liebenswürdigen Frau Forkert, die je nach Arbeitsanfall nur tageweise arbeitete. Nach einigen Formalitäten und Erklärungen wurde mir dann die erste Arbeit zugewiesen: Inventurlisten nachrechnen – multiplizieren und addieren – eine leichte Aufgabe, die mir lag und die ich insofern und fürs erste auch problemlos zu lösen vermochte.

Am Ende dieses für mich aufregenden Tages wusste ich, dass ich nicht nur in einer schönen Gegend, in einem herrlichen Gebäude, sondern auch in einer darin äusserst lustigen Gesellschaft gelandet war. In diesem Büro wurde ungewein viel gelacht, was eine weitere freudige Überraschung war, die ich hier erlebte. Herr Meusel, ein eigentlicher Buchhalter-Typ wie aus dem Buche, hatte einen wunderbar trockenen Humor. Zuckte es um seine Mundwinkel, kündigte sich wieder eines seiner feinen Bonmots an. Dazu konnte er sich selbst darüber schütteln vor Lachen; Herr Lukaszek seinerseits brach dann jeweils

in laut schallendes Gelächter aus wobei stets ein schmucker Goldzahn bei ihm aufblitzte, und Frau Simon wiederum liess ein, nur zu erahnendes, tief-röhrendes Lachen vernehmen. Herrn Meusels sächsischer Mutterwitz in dem ihm eigenen, gemütlichen Dialekt vorgetragen – das musste einfach Spass machen. Mir fiel es oft genug schwer, diesem herrlichen Humor sowie den darauf folgenden stimmigen Dialogen nicht zu lauschen und so darüber meine Arbeit zu vernachlässigen noch gar zu vergessen. Gewissenhaft arbeiteten die Herrschaften trotzdem dabei. Gegenteiliges liess ihre Berufsehre garnicht zu. Sie hatten einfach nur mehr Vergnügen bei ihrer täglichen Zahlen-Zählerei. Und dagegen war ja nun wirklich nichts einzuwenden, geht doch mit Humor bekanntlich alles besser!

Übrigens trugen die meisten der Büroangestellten weisse Kittel über ihren Anzügen resp. Kleidern, eine übernommene durchaus sinnvolle Tradition aus früheren Office-Zeiten.

In den folgenden Tagen übertrug man mir weitere Arbeiten, bei denen viel nach-, auf- oder zusammen zu rechnen war. Dabei handelte es sich in der Hauptsache um Listen der Tageseinnahmen aus den Aussenbetrieben, die täglich eintrafen und zu kontrollieren waren, einschliesslich unzähliger Gaststätten-Bons. Zeitlich bedingt kamen noch Monats- und Warenabrechnungen sowie an Quartalsenden Inventurlisten hinzu. Alles wurde dann jeweils in der Finanzbuchhaltung erfasst, verbucht und ausgewertet.

Nun, im September, trafen Stapel von Inventurlisten ein, und so war ich für einige Zeit mit dieser Art Buchhaltung beschäftigt. Zur Kontrolle und Aufrech-

nung der vielen Zahlenkolonnen dienten als Haupt-Arbeitswerkzeuge (neben den für das buchhalterische Handwerk damals noch gebräuchlichen Tinten- resp. Bleistiften) kleine Rechenmaschinen, aus denen nach Eingebung all dieses Zahlenwusts die erforderlichen Endergebnisse ausgespuckt wurden. Und so übte ich entsprechend fleissig, lernte mich mit ihnen vertraut zu machen und damit die Arbeit schneller zu erledigen.

Nach wenigen Tagen wurden mir dann – auch von anderen Abteilungen – weitere und unterhaltsamere Aufgaben übertragen: Ich durfte Mappen beschriften, Rechnungen schreiben, viele Papiere stempeln und abheften, aber auch schon Schecks ausstellen und mit diesen auf der Bank bereits ansehnliche Beträge abholen! Immerhin ein Vertrauensbeweis. Oder doch ein Testauftrag...?

Jedenfalls habe ich dieses Vertrauen gerechtfertigt und wurde in der Folge deshalb noch viele Male mit derlei Botengängen beauftragt. Dabei waren immer wieder auch private Aufgaben seitens meiner Kollegen mit zu erledigen: Törtchen mitbringen, Blumen bestellen, Päckchen aufgeben usw. Für Abwechslung war also bestens gesorgt, und damit hatten sich meine ersten Arbeitstage zu meiner Erleichterung wirklich gut angelassen.

Täglich gab es im Haus auch ein warmes Mittagessen, für das man ein geringes Entgelt zu zahlen hatte. Zu Beginn meiner Lehrzeit wurde es jeweils am Abend zuvor (oder in der Nacht) im Gaststättenbetrieb der «Kaskade» zubereitet. Zu Mittag wurde es dann jeweils von der Lager-Mannschaft in grossen Pfannen und Töpfen aufgewärmt und zu uns heraufgebracht. Frisch zubereitet kam es später direkt von einer der

nahen Betriebs-Gaststätten am Schillerplatz. Im ersteren Fall war es ein gutes, im zweiten dann ein wirklich feines Essen, das stets als dreigängiges Menü mit Gemüse und Dessert ausgegeben wurde. An warmen Sommertagen nahmen wir es draussen im schönen Garten ein – aufgewertet mit der unverstellten Sicht auf die gegenüberliegenden drei Schlösser. Den Abschluss bildeten dann schon mal ein kurzer Spaziergang und/oder eine kleine Ruhepause auf den Elbwiesen. Eine schönere Arbeitsstelle konnte man sich also gar nicht vorstellen.

Nach etwa fünf Tagen lernte ich den mir noch unbekanntem Hauptbuchhalter und gleichzeitigen Lehrausbilder, Herrn Anders, kennen. Und mit seinem ersten Auftritt sollte auch mein bis dahin so froher Mut schwinden...!

Als Chef aller Buchhaltungsabteilungen präsentierte er sich auch im Selbstverständnis dieser Position: Einem Derwisch nicht unähnlich stürmte er zur Tür herein, noch ähnlicher einem Oberlehrer fragte er die Kollegen ab und kommentierte deren Arbeit mit knappen Bemerkungen. Zudem hatte er die Gewohnheit, in kurzen, kommandogleichen Sätzen zu sprechen. Auf einem Kasernenhof hätte es nicht anders widergehallt. Neben seinem Auftreten machte ihn eine Respekt heischende Strenge nicht eben sympathischer. Dazu taten sein rötlich-blonder Haarschopf sowie auffallend stechende Augen in einem mit Sommersprossen übersäten Gesicht ein Übriges.

Er begrüsst mich nur kurz, indem er sich dabei als «mein zukünftiger Lehrausbilder» vorstellte. Mit der Aufforderung, mich in seinem Büro zu melden, entschwand er auf die gleiche ungestüme Weise, wie er gekommen war. Ich befürchtete Schlimmes. Da schien eini-

ges auf mich zuzukommen... Sollte das schöne Arbeitsklima, das mir diesen Anfang so leicht machte, schon vorbei sein und mir ab jetzt ein rauer Wind ins Gesicht wehen – der aus der Richtung meines nun eigentlichen Chefs?!

Kaum, dass sich die Tür hinter ihm geschlossen hatte, war kollektives Aufatmen vernehmbar, meines eingeschlossen. Allgemein schien er demnach nicht sonderlich beliebt zu sein.

Mit einiger Bange begab ich mich wie geheissen nach nebenan – in die Höhle des Löwen – und harpte der Dinge, die da kommen sollten. Zum Glück wurde es jedoch weniger schlimm als befürchtet, zumal er seine Ausführungen nun in einem gemässigten Tonfall vortrug. In Umrissen erklärte er mir seine Vorstellung über den Verlauf meiner Ausbildung: Dass ich den Betrieb von Grund auf kennen lernen sollte, dafür zu Beginn in einen Aussenbetrieb müsse und, zurück in der Verwaltung, deren verschiedene Abteilungen zu durchlaufen hätte. Weiter sei ein Berichtsheft von mir zu führen und regelmässig vorzulegen, und dass in Abständen praktische Zwischenprüfungen angesetzt würden. Seine Erläuterungen klangen viel versprechend, was mich wieder versöhnlicher stimmte und auch zuversichtlich machte.

Mit den Worten, «dass seine Tochter die gleiche Berufsschule besuche...», wurde ich für diesen Tag entlassen. Was, so fragte ich mich, bezweckte er mit dieser beiläufig erwähnten Bemerkung...? Es sollte sich bald klären.

Meine Kollegen erwarteten mich bereits mit einiger Neugier und interessierten sich für meinen Bericht über den Verlauf der Unterredung. Danach erfuhr ich

von ihnen die mir bis dahin unbekanntes Vorgeschichte. Ich täuschte mich nicht, dabei eine offensichtliche Genugtuung zu erkennen, dass ich anstelle... Womit sich auch die mir entgegengebrachte Akzeptanz und Herzlichkeit, mit der ich in allen Abteilungen aufgenommen worden war, erklärte! Die Geschichte war in der Verwaltung allgemein bekannt – und nicht eben zu Gunsten des Tochter-Vaters goutiert worden.

Herr Anders nämlich war die bewusste Kaderperson! Nun, man kann sich denken. .. Damit erklärte sich jetzt auch die Verzögerung der lang erwarteten Bestätigung Ende August hinsichtlich meines Arbeitsantritts, die vermutlich auf dessen Widerstand zurückzuführen war. Nachdem der Vertrag jedoch bereits unterschrieben und auf Grund meiner Qualifikation von der Direktion auch abgesegnet worden war, musste er wohl oder übel einlenken. In diesem Zusammenhang war vorauszusehen, dass das Verhältnis Lehrausbilder – Auszubildende belastet sein würde. So gesehen war eine gewisse Ablehnung, gar Aversion mir gegenüber durchaus verständlich. Wie würde er sich daraufhin mir gegenüber verhalten?

Unter dieser Voraussetzung war ich also bestens beraten, mich voll auf die mir gestellten Anforderungen zu konzentrieren und diese zur vollsten Zufriedenheit auszuführen. Ich hatte den festen Willen, damit der mir eingeräumten Bevorzugung gerecht zu werden. Das war keine leichte Aufgabe unter seiner Order, aber nach dem vorgezeichneten Ablauf der Ausbildung freute ich mich jetzt darauf. Zudem – es gibt auch immer zwei Seiten...

Somit begann nun meine eigentliche Lehre.

Der angekündigte Fahrplan wurde umgehend in Kraft gesetzt – zum Kennenlernen vorerst tageweise in verschiedenen Abteilungen vor der mir lt. Anweisung seitens des Kollegen Anders danach verordneten Luftveränderung. Die ersten Einblicke in diese Stationen sowie die weiteren Aussichten machten die vorgegebene Route für mich zunehmend interessanter und damit auch spannend im verwaltungstechnischen Zusammenhang des gesamten Betriebes.

Und ich musste wieder die Schulbank drücken, nun gar in zweifach beruflichspezifischer Ausrichtung: Die kaufmännische Berufsschule «Prof. Dr. Zeigner» sowie, für Schreibmaschine ergänzend, die «Berufs-Volkshochschule». Ausser den Fächern Deutsch und Literatur, Physik, Chemie, Geografie und Sport lag der Schwerpunkt neben Stenografie natürlich auf Buchführung/Buchhaltung und kaufmännischem Rechnen – spezifisch hier wiederum Wirtschaftlichem Rechnen. Letzteres sollte mir später manches Mal von Nutzen sein und ist es bis heute geblieben. Zusätzlich belegte ich in der allgemeinen Volkshochschule noch einen weiterführenden Kurs für Russisch, da dieses Fach in der «Zeigner-Schule» nicht mehr gelehrt wurde.

Ich ging jetzt übrigens in dieselbe Berufsschule, in der ich einige Monate zuvor vergebens um freie Lehrstellen von Firmen nachgefragt hatte. Es war eine Genugtuung, es trotzdem hier hinein geschafft zu haben, noch dazu unter solch ungewöhnlichen Umständen.

Während der kommenden Schultage befürchtete ich nun allerdings, dabei irgendwann der Tochter meines Lehrmeisters begegnen zu müssen. Vermutlich ging sie in eine der Parallelklassen für Industrie-Kaufleute. Ich war nicht

darauf erpicht und überliess es dem Zufall. Man würde sehen...

Auch in diese Schule ging ich gern. Sie lag unweit des Postplatzes hinter dem berühmten Dresdner Schauspielhaus, dem sog. «Grossen Haus» in einer Seitengasse. In den 50er-Jahren war der Postplatz das eigentliche Zentrum, das leidlich pulsierende Herz in der immer noch kriegsgezeichneten Stadt. Für das ausgebombte Dresdner Rathaus (von dessen stehen gebliebenem Turm der Blick auf die Ruinen-Landschaft zum Synonym für die enormen Zerstörungen wurde) hatte man hier in einem der noch stabileren Gebäude vorübergehend das Ersatz-Rathaus eingerichtet. Da hier auch die meisten Strassenbahn-Linien kreuzten und die den Platz umgebenden Ruinen noch nicht geschleift, insofern von den improvisationserprobten Dresdnern gar wieder belebt worden waren, herrschte hier stets reges Treiben. Zur Erinnerung: meine Mutter arbeitete hier im alten «Gambrinus». So stand hier ebenfalls noch die weniger stark zerstörte Sophienkirche auf ihren Fundamenten und unversehrt in der Mitte des Platzes das bekannte runde Tramhäuschen. Aus dessen Lautsprecher dudelte stets irgendeine muntere Musik. Das damals recht populäre und deshalb dort häufig wiederholte Musikstück «Blue Tango» von Leroy Andersen ist mir wegen seiner eingängigen Melodie im Gedächtnis haften geblieben. Noch heute hört man es oft im Radio und unwillkürlich werde ich dabei an diese ferne Szenerie erinnert. Mangels neuer Kinos in dieser Gegend hatte man sogar eine ständige offene Leinwand installiert, auf der zur Kurzweil der Passanten Zirkusfilme, alte Dokumentarfilme über Mode oder auch

Musikfilme gezeigt wurden. In der Nähe gab es bereits das neu erstellte Kaufhaus Wilsdruffer Strasse, das ebenfalls Leben in die Bude brachte und diesen Knotenpunkt damit weiter aufwertete: «...*Es ist ein Thibet auf dem Weihnachtsmarkt (Post- und Theaterplatz). Drei Weihnachtstannen sind erleuchtet. Das Kaufhaus hat eine Beleuchtung an allen Ecken und Enden...*» (9.12.1954). Die Wilsdruffer Strasse wurde in den 60er-Jahren dann in «Ernst Thälmann Strasse» umbenannt. Nach der Wende erhielt sie ihren ursprünglichen Namen wieder zurück.

An diesem Platz wurde das untergegangene «alte» und das aus den Ruinen wieder erwachte «neue» Leben eindrücklich sicht- und fühlbar. Ich war gern dort, häufig auch mit meiner Mutter. Wir gingen dann zusammen ins «Gambrinus» günstig essen oder schauten beim Warten auf die Strassenbahnen den Filmvorführungen zu. Irgendwie war es wie eine altvertraute «Heemde».

Ich hatte meine Lehre angetreten und war positiv überrascht über das angenehme Umfeld. Bei den ersten mir aufgetragenen Aufgaben war es natürlich unvermeidlich, dass ich dabei auch mein erstes «Lehrgeld zahlte»... Ich hatte doch fest vor, das leidige «Bezahlen» möglichst bald abzustellen! «...*Hab' mich x-mal verrechnet. Aber das lerne ich alles noch – drei Jahre! Habe dann Personal-Fragebogen ausgefüllt und Arbeitsbuch ausstellen lassen. Es gab Makkaroni mit Gulasch. Was Feines! Die Frau Schulze ist prima! Händedruck – ein Charakterdruck!...*» (6.9.1954). «...*Sonnabend. Bankbelege sortiert und eingehftet. Zwei Abschriften auf der Schreibmaschine getippt. Allerdings das erste Mal, mit dem*

Zeigefinger und nicht ganz ohne Fehler. Doch das lernen wir alles noch... Sind um 1 Uhr raus...» (11.9.1954).

Im gleichen Stil ging's weiter; dabei erhielt das feine Essen jeweils eine besonders angemessene Erwähnung: «...*Wieder das Übliche... Neu: Vergütungen ausgeschrieben, gestempelt und Rechnungen geschrieben. Habe mich viele Male verschrieben. Habe mich geniert. Heute gab es Reis, aber was für welchen! Zweimal gegessen. Den ganzen Nachmittag ohne Unterbrechung gearbeitet... 4 Uhr raus. Bin ganz durchgedreht. Verpasse sämtliche Bahnen. Stolpere in das Hochhaus Albertplatz hinein, dort meine Monatskarte geholt. Heim gelaufen... Abends wieder mal was gelesen...*» (12./13.9.1954).

Mit der Zeit besserte sich die Situation und es gab Angenehmeres zu berichten: «...*Musste heute auf die Bank 1.500 Mark holen. Grosse Verantwortung.*

*Gleichzeitig sechs Törtchen aus der ‚Koba-HO‘ mitbringen... Habe mit dem Direktor gesprochen... Versicherungsausweis bekommen. Verstehe mich gut mit dem Personal. Die Hauptsache! Es klappt auch alles ganz gut. Heute etwas später raus. Unterwegs meine Äpfel gegessen. Meine Monatskarte eingeweiht...» (15.9.1954). «... *Sonnabend. Habe mich noch von meinen Kollegen verabschiedet, denn Montag geht's woanders weiter...*» (18.9.1954)*

23. Beginn im kleinen Aussenbetrieb

Nach drei Wochen erstem Schnuppern in der Verwaltung bekam ich die angekündigte Luftveränderung verordnet, d. h., ich wurde in einen der Aussenbetriebe versetzt – in den «Lindengarten Leu-

ben». In diesem der Stadt bereits 1921 eingemeindeten Dorf war ebenfalls das Dresdner Operettentheater beheimatet, dessen Restaurationsbetrieb «Apollo» dieser Gaststätte angeschlossen war. Daher war der Ort wie auch das Lokal im Dresdner Raum recht bekannt und entsprechend viel und gern besucht. Der Gasthof lag im alten Zentrum und war selbst ein historisches Gemäuer. Hier nun sollte der eigentliche Ablauf meiner Lehre unter dem Motto «der Weg des Bons» beginnen.

Zunächst einmal begann er, nach einer endlos langen Strassenbahnfahrt, in einem ungeheizten engen Büro, in einem verschachtelten alten Gebäude, in dem ich mich erst zurecht finden musste. Nach den geradezu paradiesischen Verhältnissen in der «Kaskade» strahlte es die triste Realität einer «altertümlichen», früher aber wohl üblichen «Gemütlichkeit» aus.

In Vertretung des Geschäftsführers, Herrn Raum, wurde ich immerhin sehr freundlich von dessen Frau empfangen und fürs Erste eingewiesen. Eine ältere Sekretärin führte das Büro und mit ihr teilte ich in den folgenden Wochen deren Revier. Für das gut gehende Restaurant sorgte eine entsprechend ansehnliche Küchenmannschaft sowie im Hintergrund eine ebenso tüchtige Rüst- und Putz-Brigade. Die Belegschaft zählte etwa 20 Köpfe. Einen Hund gab's auch: Alf, ein Schäfer, der dem Geschäftsführer-Ehepaar gehörte und vor dem ich anfangs meine begründete Angst hatte. Zeitweise konnte er ziemlich lästig, aber auch wieder recht lieb sein – ein lästig-lieber Hund also. Mit der Zeit wurde er zutraulich und sehr anhänglich. Dann lag er meistens neben mir und begleitete mich auch oft, wenn ich Besorgungen

machen musste. Zuletzt hatte ich ihn wirklich ins Herz geschlossen.

So wenig mir zu Beginn der Ort mitsamt seinem ganzen Umfeld Eindruck machte, so sehr gefiel er mir, nachdem ich alles und alle kennen gelernt hatte. Die Kleinheit hatte etwas Heimeliges, alles war überschaubar, der Umgang unter den Kollegen freundschaftlich und die Arbeit abwechslungsreich. Dazu sollte die klamme Kälte in den alten Mauern zum Glück bald ein Ende haben. Dafür wurde einem altertümlichen Ofen ordentlich eingeheizt, so dass es in unserem Office nur so rauchte und qualmte. Nachdem es am Anfang auch kein warmes Mittagessen gab, was ich durch mitgebrachte Bemmchen leidlich kompensierte, wurde hier ebenfalls Abhilfe geschaffen. Nach einer Woche bekamen wir täglich einen feinen Mittagstisch, so dass sich die erste Enttäuschung darüber damit ebenso ins Gegenteil kehrte.

Aus meiner Sicht kam ein weiterer Pluspunkt hinzu: Wie schon in der Verwaltung war ich auch hier die Jüngste im Kreis der kleinen Belegschaft, und das wiederum nicht zu meinem Nachteil, wurde ich von den Kollegen doch ebenfalls herzlich aufgenommen und in meiner Lehre hilfreich unterstützt.

So schienen die veranschlagten vier Wochen «Einblick in einen Aussenbetrieb» also eine recht angenehme Zeit zu werden, und insofern auch schnell vorüber zu gehen. Dass daraus mehr als drei Monate werden sollten, hätte ich mir zu diesem Zeitpunkt allerdings weniger vorstellen können...

Herr Raum, mein gegenwärtiger Chef, war ein korrekter, sehr angenehmer Mensch. Nach einigen Tagen führte er mich durch den Betrieb, zeigte und er-

klärte mir alles. Instruiert von meinem Ober-Ausbilder in der Zentrale, erteilte er mir danach meine aktuellen Lehr-Vorgaben, erläuterte den vorgesehenen Ablauf und seine beabsichtigten Kontrollen darüber.

Nach und nach wurden mir demzufolge die verschiedensten Aufgaben übertragen. So wurde ich in der Gaststube und hinter dem Büfett eingesetzt, war bei Inventuren dabei, nahm Wareneingänge an, kontrollierte Lieferscheine, schrieb Rechnungen, machte Einkäufe, erledigte Bank-, Geldboten- und Behördengänge, dabei auch private Aufträge oder Besorgungen, sowie sämtliche anfallenden Arbeiten im Büro. Bis hin zum Abladen von Bierlieferungen und dem Anstechen der Bierfässer im «Apollo» reichte die Palette der Aufgaben in diesem kleinen und doch so vielseitigen Betrieb. Daneben lief ich viele Male für irgendwelche Abklärungen zwischen Büro und Küche hin und her – interne Telefonverbindungen gab es dafür noch nicht.

Erste Amtshandlung am Morgen war stets das Abrechnen der Tageseinnahmen vom Vortag und das Überbringen zur Bank. Während meiner Anwesenheit war das dann jeweils meine Aufgabe. Danach folgte die tägliche Bon-Kontrolle – eine der Hauptaufgaben, die auch die meiste Zeit beanspruchte, denn oft kam es vor, dass die Kellner sich verrechneten und/oder falsche Preise eingaben, was eben genau kontrolliert und korrigiert werden musste.

Hier übte und schrieb ich erstmals auch mit der Schreibmaschine, was anfangs gehörig schief ging. Z. B. mussten damit täglich die Preisangaben auf den Speisekarten geändert werden. Die wiesen bei meiner Sturzflugtippererei leider schon mal ziemlich utopische Preisangaben

aus, worauf die ganze Chose natürlich nochmals geschrieben werden musste, was wiederum einen Wutausbruch der Sekretärin provozierte. Das ansonsten friedfertige Fräulein Brandt war indes schnell wieder versöhnt und die Sache vergessen. Schliesslich war ich ja – auch – zum Lernen da.

Ebenfalls begann ich hier mit dem Führen des mir auferlegten Berichtsheftes. Darin musste ich nun den erwähnten «Weg des Bons» beschreiben – beginnend bei den Kellnern in der Gaststube und weiter über die Annoncierung zur Küche, von dort ins Büro zur Kontrolle und Registrierung bis zu deren Weiterleitung in die Buchhaltung der Zentrale. Je nach Einsatz- resp. Betriebsbereichen erhielt ich dazu von Herrn Raum die entsprechend zugehörigen Aufsatzthemen. Diese Berichte hatte ich ihm dann im Konzept vorzulegen und bei dessen Zufriedenheit, was zumeist der Fall war, zur endgültigen Bewertung und Unterzeichnung einzureichen.

Da das Berichtsheft gleichzeitig für den Betrieb wie für die Schule geführt werden musste, hatte ich darin auch verschiedene schulische Themen, so auch der Literatur, einzuschreiben.

Eines Tages zeigte sich mein ansonsten recht objektiver Lehrmeister über einen dieser Aufsätze doch auffallend überrascht: er bezweifelte, dass ich diesen selbst geschrieben hatte. Anscheinend war er ihm zu geschliffen sowie in Ausdruckweise und Interpretation etwas «zu reif» formuliert. Meine Erklärung, dass ich eben viel lese und mir demzufolge solcherart Beschreibungen liegen, überzeugte nur mässig. Dagegen folgten Erstaunen, gar mittlere Fassungslosigkeit und ein Zornesausbruch, als ich munter weiter plauderte und, arglos mit eini-

gem Stolz, verkündete, gerade ein Buch von Honoré de Balzac zu lesen... Was für den guten Herrn Raum zuviel war! «...Wie ich solch schweinische Bücher lesen könne...! Und das in meinem Alter...! Was meine Mutter dazu sage...!

Ob sie das überhaupt wisse...! Dass sie unbedingt kontaktiert und davon unterrichtet werden müsse...!» Verstört nach diesem für mich so ungerechtfertigten Verdikt, konnte ich eine solche Reaktion überhaupt nicht verstehen. Ich wusste ja, was ich lese, dass es nichts Verwerfliches war, schon gar nichts «Schweinisches», wie er fälschlicherweise meinte! Meine Mutter las durchweg gute, anspruchsvolle Bücher, insofern entbehrte seine so vernichtende Abqualifizierung jeglicher Grundlage. Sicher waren sie etwas frei in der Handlung, schilderten sie doch die bigotte französische Gesellschaft, keineswegs jedoch in unanständiger oder gar obszöner Form noch Ausdrucksweise. Ahnungslos hatte ich nach damaliger Lehrmeinung «unangemessen für mein jugendliches Alter» agiert.

Ich hätte die Geschichte gescheiter nicht erwähnt, denn sie hatte dann tatsächlich ein Nachspiel. Die Beschwerdeführung über die angebliche Nachlässigkeit meiner Mutter bezüglich meiner Erwachsenen-Lektüre landete umgehend in der Zentrale beim obersten Chef! Sie wurde einbestellt, um zu diesem Vorwurf Stellung zu nehmen. Jesses, was gab das für einen Wirbel! Meine Arglosigkeit... Und meine arme Mutter muss sich für die grundlos abwegigen Meinungen anderer Leute auch noch rechtfertigen!

Was sie mit gutem Gewissen dann auch tat! Sie war klug und konnte sich entsprechend ausdrücken. Überzeugend erklärte sie, dass Balzacs Werke zur Weltliteratur gehörten, dass dieser grosse

französische Romancier in seinen Büchern bevorzugt sozialkritische Themen aufgriff und damit Missstände offen anprangerte. Gemäss dieser ihrer Bewertung hätte ich sie dann eben auch lesen dürfen. Das Argument leuchtete meinen Vorgesetzten zugegebenermassen ein, verteufelten die DDR-Oberen ja stets selbst die frühere bourgeoise Dekadenz. Damit war meine Mutter rehabilitiert.

Ein zusätzlicher Beweis wurde ihr anlässlich der Einladung zu unserer Kellner- und Koch-Lehrlingsschau attestiert: Sie wurde dazu von den Verantwortlichen der Zentrale nämlich besonders aufmerksam begrüsst. Dieser Anlass fand jeweils vor Jahresende im grossen Saal des Loschwitzer «Elbe-Hotels» (dem früheren Hotel «Demnitz») für den gesamten HOG- Südost Kreisbetrieb statt. Unter den vielen Lehrlingen von der «Front» war ich der einzige kaufmännische Lehrling, was meinem Selbstbewusstsein absolut keinen Abbruch tat. Ebenfalls waren fast die ganze Belegschaft der «Kaskade», in corpore natürlich die Direktion, sowie sämtliche Betriebs-Gaststätten- und Hotelgeschäftsführer anwesend. Es wurden Ansprachen gehalten, Preise und Belobigungen verteilt, diverse Direktiven vorgegeben und besonders herausragende Leistungen honoriert.

Und, wenn das nach der ganzen geschilderten Aufregung kein Lohn war, wurde mir persönlich gar zu meiner Berichtsheft-Führung gratuliert! Danach wurden die mit viel Fleiss und Können hergerichteten Speisen- und Kuchen-Platten der Lehrlinge bewertet und benotet, von denen die meisten dann zum Verzehr verteilt wurden. Abschliessend fand für die Eltern noch eine Aussprache statt, wo anstehende Probleme vorgetragen werden konnten (meine Mutter folgte übri-

gens während meiner Lehrzeit ebenfalls regelmässig diesen Gesprächs-Einladungen).

Insgesamt war es für uns also eine wirklich schöne und erfolgreiche Veranstaltung, zugleich hatte die «schweinishche» Geschichte damit ein unerwartet gutes Ende genommen.

Ein weiteres, denkwürdiges Datum war der 30. September 1954 – mein erster Lohn-Zahntag! Ich musste dafür in die Verwaltung, da ich weiterhin auf deren Lohnliste rangierte. Von monatlich 60 Mark im ersten Lehrjahr erhielt ich 54 Mark ausbezahlt. Damals viel Heu für mich. Es war ein erhebendes Gefühl, meinen ersten wirklichen Lohn in Händen zu halten – im Vergleich zu den kleinen und kleinsten Beträgen, die ich mir hin und wieder durch diverse Besorgungen und Handreichungen verdient hatte.

Meiner Mutter gab ich davon 20 Mark Kostgeld, und das gern, war es für sie doch ein notwendiger Beitrag zu dem Wenigen, das sie für uns beide zur Verfügung hatte. Dabei blieb für mich immer noch ein schöner Rest übrig, mit dem ich von Beginn an sehr «haushaltete», d.h., ich wollte es nicht sofort wieder ausgeben – «auf den Kopf hauen». Ich hatte verinnerlicht, was es bedeutete, nie genügend Geld zu haben. So galt meine erste Ausgabe einem dafür «haltbaren» Portemonnaie (seit damals weiss ich dieses schwierige Wort richtig zu schreiben!). Ich erstand es in einem kleinen Lederwaren-Geschäft auf unserer Hechtstrasse. Es war rot und in einer guten Lederqualität. Vermutlich stammte es noch aus über die Jahre herüber geretteten Beständen der Vorkriegszeit. Das gute Stück hatte die ganze Zeit nur auf mich

gewartet... Heute noch (!) kommt es auf meinen Reisen zu Ehren, um darin ausländisches Geld zu separieren.

Weiter wurde mir bewusst, dass ich mir nun ebenfalls neue Kleider sowie Schuhe kaufen konnte, ja musste und wollte! Geschenke, gewendete, geänderte und verlängerte Kleidungsstücke hatte ich bisher zur Genüge aufgetragen. Meinem Alter entsprechend sollte es nun wirklich etwas Modernes, zeitgemäss-jugendlich Pfiffiges sein.

Im Dezember durfte ich mich immer noch zur Belegschaft des «Lindengarten Leuben» zählen; durfte insofern, weil ich mittlerweile wirklich gern dort war. Ich hatte mich gut eingelebt, und die Arbeit machte mir Freude. Mit Letzterer sollte es dann beileibe auch nicht zu Ende sein: Neben den in der Vorweihnachtszeit stattfindenden üblichen Belegschafts- und Betriebs-Weihnachtsfeiern ging nämlich ein weiteres interessantes Ereignis über die sprichwörtliche Bühne – über die des Operettentheaters. Die Generalprobe für die Operette «Eine Nacht in Venedig» stand bevor.

Bereits im Voraus glich unser kleiner Betrieb einem Bienenhaus. Ich bekam die Hektik direkt an vorderster Front mit, da ich für die Bereitstellung der Waren mit verantwortlich war. Und das musste eben auch klappen! So fieberten gleich den Künstlern unsere Leute diesem für uns alle wichtigen Anlass entgegen, waren doch die Reaktion des Publikums und deren Bewertung nicht unerheblich für den zukünftigen Geschäftsgang. Dementsprechend wurde danach nämlich die Planung des Gästeaufkommens und folgedessen bestmöglichen Umsatzes prognostiziert.

Der schöne Lohn des Einsatzes war, dass, wer frei hatte, gratis an diese Vor-

aufführungen gehen konnte. Eine feine Sache, die ich so oft ich konnte genutzt habe, so auch später in der «Kaskade» für Theater-Aufführungen im Dresdner «Grossen Schauspiel-Haus». Nachdem die Kollegen dort alle von meinem Theaterfimmel wussten, erhielt ich oft deren Theater-Anrechte, die ich entsprechend gern annahm. Dadurch habe ich viele schöne Stücke mit z.T. damals wie heute bekannten und berühmten Künstlern gesehen, die mir unvergesslich geblieben sind. Einmal allerdings, das sei hier angefügt, wurde mir für eine lange Zeit doch der Mut genommen, ein weiteres Mal in eine sog. Grosse Oper zu gehen. Schuld daran war «Ariadne auf Naxos»! Die mir damals noch unbekannt griechische Sagenwelt habe ich schlicht nicht verstanden. Zudem war ich mit dieser Musikrichtung einfach noch nicht vertraut: «...Mit Helga nach der Arbeit ins ‚Kleine Haus‘: ‚Ariadne auf Naxos‘ (Oper von Richard Strauss). Hat mir nicht gefallen. War nichts für mich, so ein Mist!...» (7.3.1958). Daraufhin habe ich enttäuscht und für lange Zeit ein Opernhaus von innen gemieden, bis ich viele Jahre später in Zürich die wunderbare Opernwelt doch noch entdeckt habe – auch die des Richard Strauss!

Mit dem Jahresende neigte sich auch meine Aussen-Lehrzeit in Leuben dem Ende zu. Ich hatte den Gaststätten-Betrieb in allen seinen Funktionen durchlaufen und damit praktisch von der Pike auf kennen gelernt. Ich war über die internen Abläufe wie vorgegeben belehrt und danach auf allen Posten eingesetzt worden, sodass ich zuletzt sämtliche anfallenden Aufgaben selbstständig erledigen konnte. Zu Beginn habe ich im Gastraum bedient, überall Hand angelegt,

durch- und ausgeführt, verhandelt und abgewickelt sowie im Büro geschrieben und gerechnet, und dafür, wo nötig, auch verantwortlich gezeichnet.

Schlussendlich habe ich mir mein Berichtsheft vorgenommen und darin ausführlich Zeugnis über meinen diesbezüglichen Wissensstand abgelegt, das ich danach mit berechtigtem Selbstvertrauen meinen beiden Lehrmeistern sowie in der Schule vorlegen konnte. Es wurde unisono dann auch für gut befunden. Die erste interne Prüfung war also bestanden, und damit das lange, und doch wieder kurze Vierteljahr in diesem Betrieb bestens abgelaufen.

Vor meiner Rückkehr in die «Kaskade» sollte ich aber nochmals in einer recht ungewöhnlichen Prüfung gehörig gefordert werden – ausserplanmässig und «per pedes»! Wegen höherer Gewalt, einer undurchdringlichen Nebelküche, wurden viele Dresdner zu unfreiwilligen Fussgängern. Dabei hatte ich die Distanz von Leuben bis zu meinem Heim zu bewältigen. In Relation zu den historischen wie gesellschaftlich bedingten bekannten «grossen Märschen» war das natürlich ein kurzes, für mich jedoch mit Schmerzen verbundenes langes Marschierenmüssen... Der Nebel lichte sich freundlicherweise dann endlich doch – nachdem ich fast zu Hause angekommen war...

Beim Zurückdenken an die schöne Zeit im «Lindengarten Leuben» werde ich unwillkürlich an diese dagegen unschöne Episode erinnert. Mit einem weinenden Auge verabschiedete ich mich herzlich von meinen neuen Kollegen. Später, während meiner Arbeit in der Verwaltung, blieb ich natürlich auch weiterhin freundschaftlich mit ihnen verbunden.

Impressionen von der «Lehr-Grundausbildungs-Front»: Wie oben geschildert, wollte mir am Anfang die dörfliche Idylle so gar nicht gefallen. Von den behaglichen Bedingungen in der «Kaskade» bereits verwöhnt, fielen meine ersten Notizen vom «Aussenposten» entsprechend ernüchternd aus:

. Heute etwas zeitiger raus. Bin in den ‚Lindengarten‘ Leuben gefahren. Auf dem Fucikplatz etwas gewartet. In dem Büro ist ein Fr. Brandt und ein Herr Raum, letzterer kam erst später. Und ein grosser Hund, Alf. Eine kleine Bruchbude, furchtbar, und der Gestank und die Kälte, das miese Wetter, zum Ausreissen. Doch die Arbeit ist ganz gut... Frau B. hat mir alles erklärt. Ging ganz gut. Sie hat mich allen vorgestellt. Allerhand Personal. Bleibe vier Wochen zum Orientieren und Lernen. Muss den Warengang kennenlernen. Komme dann wieder in die ‚Kaskade‘. Bin etwas enttäuscht. Aber die Zeit vergeht auch. Hatte nur flüchtig Frühstück, kein Mittag, später raus nachmittags. Das muss anders werden! Habe an die ‚Kaskade‘ gedacht, die ist mir nun schon vertraut. Freue mich immer auf zu Hause und Mutti. Habe ihr erzählt. Schöne lange Fahrt bis Leuben... – in Altleuben: Kirche, Operettentheater, Apollo, Post...» (20.9.1954).

Nach drei Wochen hatte sich zu meinem Leidwesen nicht viel geändert: «...Heute wieder hin. Habe Geld gezahlt, gebündelt und auf die Bank geschafft (1.915,94 Mark). Habe dann viel addiert und nachgerechnet... zwischendurch etwas gegessen, immer die Stunden gezählt und gefroren. Es ist herbstlich draussen. Alf, der Hund, schnuppert und schlappert mich an. Im ersten Stock aufs Klosett. Eine halbe Stunde eher raus. Bin mit 19 und 3 (Linien) zur ‚Kaskade‘ gefahren etwas

ausrichten... Essenmarken abgeben. Brauche im ersten Lehrjahr kein Essen-geld bezahlen. Im Lindengarten gibt es keinen Mittagstisch, vier Wochen lang. Freue mich wieder auf die ‚Kaskade‘: Essen (gutes), Wärme (geheizt), sauber alles, Arbeit (ordentlich), Fahrt (kürzer) usw...» (22. 9.1954).

Und meinen Obolus an Lehrgeld musste ich natürlich auch hier leisten! «...2.136 Mark auf die Bank geschafft... Heute beim Speisekarten überschreiben etwas falsch gemacht. Fr. Brandt hat Wut, kann es auch nicht ändern...» (25.9.1954).

Dafür erhielt ich mein erstes Gehalt, das die Unbill schon einiges erträglicher machte! «...Ein bedeutungsvoller Tag! Bin früh zur ‚Kaskade‘ gefahren. Habe dort meinen Lohn geholt – meinen ersten Lohn! Rausgekriegt 54 DM, im Ganzen 60Mark...» (30.9.1954).

Die gute Stimmung sollte jedoch nicht lange währen: «...Wieder Büro... Herr Raum hat meinen Bericht angesehen und verbessert... (Herr R. heute furchtbar, kann nicht darüber schreiben). Habe Angst... (Anm.: Die ‚Balzac-Geschichte‘!)...» (5.10.1954).

Vermehrt hörte man dann auch solche Berichte aus dem Freundes- und Bekanntenkreis! «...Schule... Sollten untersucht werden. Schularzt ist abgerückt (in den Westen geflüchtet)...» (18.10.1954).

Davon lenkten wiederum angenehmere Anlässe und Alltägliches ab, was die Lehre immerhin spannend machte: «...Mutti kauft mir ein Paar neue Freizeitschuhe. Meine sind zum Knochenbrechen... Sie macht diese Ausgaben, weil sie gerade Geld hat. Ich brauche diese notwendig und ich habe z. Zt. kein Geld. Warte auf den Lohnstag... Bin auf eine Bahn gesprungen und hängen geblieben. Die Sohle am Schuh klappt. Der Strumpf ist

schmutzig und verärgert bin ich auch...» (21.10.1954).

...Heute ist Generalprobe (,Eine Nacht in Venedig'). Alle haben einen Träsch. Raums gehen auch... Habe in der Küche bei den Kartoffeln etwas geholfen. Es ist ein Theater heute wegen Überstunden, Premiere und Tod und Teufel... Bin spät raus. Musste in FDGB (Freier Deutscher Gewerkschaftsbund) Ebertplatz (Bhf. Mitte) einen Brief abgeben. Habe es auch getan. Bin im Finstern heim...» (29.10.1954).

«...Sonnabend. Bin heute 10 Uhr früh mit der 18 ins Elbehotel (Loschwitz) gefahren. Dort ist eine Lehrlingszusammenkunft. Es sind alles Ältere. Alles Köche und Kellner. Alle kameradschaftlich, nett und anständig. Kollege Buchwitz war auch da (mein ,Wegbereiter'), ebenfalls Kollege Direktor Staschko. Es handelt sich um den VII. Berufswettbewerb der Köche und Kellner. Ich habe diesen in der Schule. Bin der einzige kaufmännische Lehrling im ganzen Betrieb. Bin von dort aus in den Lindengarten gefahren. Von Frl. Brandt eine Abreibung bekommen, habe gestern sämtliche Rechnungen falsch gemacht, ohne mir zu überlegen. War aber auch ein Dös! Muss mich etwas zusammennehmen. Wenn man will, geht es auch! Ich nehme es mir vor, wirklich ordentlich zu arbeiten, in der Schule und im Betrieb! Habe die Rechnungen verbessert... Frl. Brandt war dann wieder freundlich. Bin 2 Uhr raus...» (30.10.1954).

«...Abends ins ,Elbehotel' zur Lehrschau unserer Köche und Kellner. Platten, Gerichte, Tafeln und Servierkünste waren zu sehen. Es war ideale Unterhaltungsmusik und viele Bekannte. Direktoren waren da. Auch Eltern und Lehrlinge. Mutti hatte Extra-Einladung erhalten!... Wer hätte das gedacht! (die ,Balzao-Buchgeschich-

te!)). Sie war anschliessend auch zum Eltemgespräch. Eine Tafel war hergerichtet worden für alle Lehrlinge. Sitze mit am Ende derselben. Kenne schon einige von ihnen. Haben feines Essen von den Platten, zuletzt Bohnenkaffee und Creme-Torte bekommen. Ein Genuss. Mutti hat mir zunächst gegessen. Berichtshefte und Tafeln wurden prämiert, erläutert und kritisiert. Ich soll mein Heft so weiterführen. ..! Es ist ein wichtiges Lob. Das ist ein Dokument zur Prüfung und hat viel zu sagen. Dann wurde VII. Berufswettbewerb erläutert, Berichte abgegeben und eine kleine Umrahmung aufgeführt. Es wurde spät. Mutti und ich sind eilig zusammen nach Hause. Es war ein erfolgreicher Tag. Es ist nasskalt und wir huschen gleich ins Bett. Ein ereignisreicher Tag!...» (15.11.1954).

Hier waren Pfadfinder-Kenntnisse gefordert – den Weg nach Hause fand ich mittlerweile (fast) «blind»: «...Büro... Das Schönste kommt noch (nach Feierabend)! Seit 12 Uhr mittags nebelt es schon furchtbar. Es ist ganz dicke Luft. Mal klart es sich auf, aber umso dichtere Nebelwände folgen. Es hört nicht auf (ging bis 19 Uhr). Es fährt keine Bahn. Grosse Unglücke. Ganzer Verkehr ist unterbrochen. Bin $\frac{3}{4}$ 5 Uhr losgelaufen von Leuben. Die ganzen Sachsenwerker mussten laufen. Alt und Jung in Scharen. Bin frisch und munter voran. Eine Station nach der anderen. Der Nebel hört nicht auf. Man sieht die Hand nicht mehr vor Augen und es ist finster. Die Autos fahren langsam. So schlimm war es noch nie. Schliesslich an der Zwinglistrasse. Bin immer der Bahn nach. Verliere nicht den Mut. Am Fucikplatz ganz duster. Keine Bahn. Weiter der Linie 13 und 5 nach. Meine Füsse schmerzen. Ein seltsames Naturschauspiel. Am Bischofsweg klart 113 es sich auf. Unterhalb

der ‚Schauburg‘ ist es wieder neblig und oberhalb (der dort ansteigenden Königsbrücker Strasse) ganz klar. Alle Welt muss laufen. Es ist ein Gejage und Durcheinander. Bin endlich zu Hause. 2¼ Stunden gelaufen von Leuben bis heim, immer der Bahn nach. Beine sind geschwollen und Blasen hab‘ ich an den Ballen, Fersen und kleinen Zehen. Ein Fussbad gemacht. Das tut gut...» (17.12.1954).

«...Schule... Unterwegs hielt mich eine schicke Frau an. Ob ich in die Oper ‚Grosses Haus‘ in ‚Hansel und Gretel‘ gehen wolle, wenn ich Zeit hätte, sie wollte Karte nicht verfallen lassen. Ich könnte mich auch ärgern über die Schule. Lässt sich nicht ändern... Dafür in Steno vorgelesen bekommen. War interessant. In Buchführung nur eine Stunde bei einem Dr. Winkler (in Vertretung). Hat uns von Pompeji und seinen Reisen erzählt... Ein Grund mehr...» (18.12.1954). Wenn die «Kompensation» auch nicht annähernd der Opernhaus-Vorstellung entsprochen haben mag, so war der Unterricht doch interessant und er hat mir ein Fensterchen zur mir (noch) unbekanntem weiten Welt geöffnet!

Weihnachten (zu Hause) während der Lindengarten-Zeit: «...Bin nicht beschert worden. Wir machen auch nichts her. Hauptsache Essen und warm...» (24.12.1954).

Zu meinem Geburtstag klingt es nicht viel anders! Eine kleine Freude gab’s am Ende doch: «...Habe heute Geburtstag. Bin 15 Jahre. Mein Geburtstag war immer ärmlich... Ich bin nicht anspruchsvoll. Erwarte auch nichts. Frl. Brandt brachte mir einen Blumenstock. Habe mich sehr gefreut. Von Frau W Kaffee und Kuchen. Haben es alle drei genossen. Es war nett... Von Frau Raum

5 DM bekommen...» Dann eine Überraschung zu Hause: «...Zu Hause ist mein Vater da. Kommt zum Geburtstag gratulieren. Von ihm diesen Kuli (‚sofortige Einweihung‘) bekommen und einen Duden. War mein Wunsch. Freue mich sehr... Er hat uns aus ‚Fliegenden Blättern‘ vorgelesen: Von Paganini, dann einem Räuber und Skanderbeg, einem albanischem Freiheitskämpfer im schönen Land an der blauen Adria, und noch anderes. Es war ein netter Abend. Ist spät geworden...» (30.12.1954).

Zum Abschluss eine bedeutungsvolle Tagebuch-Eintragung am letzten Tag des Jahres und gleichzeitig meiner trotz widriger Startschwierigkeiten «erinnerungswürdigen» Lindengarten-Zeit: «.. War heute zum letzten Male im Lindengarten. Es war schön!... Frl. Brandt hat aus dem Westen erzählt. Ich bin eingenommen von drüben. Mir gefällt es hier garnicht mehr. Ausreissen könnt ich! Dies schreibe ich aus tiefster Überzeugung...» (Freitag, 31.12.1954).

Trotz allem – die Sehnsucht nach der Ferne, dem Neuen, Unbekanntem hatte sich in mir festgesetzt und sollte mich eines Tages zu einer gewagten Unternehmung beflügeln...

24. Fortsetzung im «grossen» Innenbetrieb

Der Abschied von meinen dortigen Kollegen und Chefs ist mir wirklich schwer gefallen. Somit ist zu verstehen, dass ich die vielen guten Worte, Wünsche und Umarmungen bei der Verabschiedung – unter Tränen – nur mit diesen dürren Worten wiedergeben konnte.

Ich freute mich aber auch wieder auf meine alten Kollegen. Obwohl zu Be-

ginn meiner Ausbildung nur vier Wochen dazu Gelegenheit war, hatte ich sie während dieser kurzen Zeit doch kennen und schätzen gelernt. Meinen bereits erwähnten Lehrausbilder Herrn Anders, der sich wie mir schien, in keinsten Weise verändert hatte, nehme ich davon aus. Aus seiner Richtung sollte mir nämlich hinsichtlich meiner weiteren Lehrausbildung ein etwas noch rauerer Wind entgegen blasen. Was bei einiger wohlwollender Betrachtung eigentlich nur zu meinem Vorteil sein konnte...

Der von mir verehrte Personalleiter, Herr Buchwitz, bei unserer ersten Begegnung bereits von seinem Leiden gezeichnet, war kurz nach meiner Rückkehr verstorben. Viel zu früh, was ich einschliesslich meiner Mutter ungemein bedauerte! Ansonsten hatte es keine Personalwechsel gegeben und dementsprechend wurde ich von den Kollegen wieder freundschaftlich aufgenommen.

So kam ich mit dem Beginn des Jahres 1955, genau am 3. Januar, wieder zurück in die Verwaltung der «Kaskade» Anzumerken ist hier, dass es damals den Neujahrstag als freien Tag sowie den schulfreien Sonnabend nicht gab und ich deshalb an diesem Tag, dem 1. Januar, die Bank in der Berufsschule drückte.

Herr Anders also bestimmte nun fortan über mich. Er überwachte und forderte mich in meiner jetzt noch folgenden langen Lehrzeit, dass es nur so «eine Freude war» – Sarkasmus als Positivum und beste aller Alternativen in der Sicht der Dinge... Nach dessen Anweisung durchlief ich in den folgenden Wochen und Monaten sämtliche Abteilungen des Verwaltungsbereichs. Dabei lernte ich deren spezifische Aufgaben, internen Abläufe und Zusammenhänge sowie wichtige

zugehörige Details kennen. Kurz – ich lernte von Grund auf mein Berufsfach und schmiedete nebenher Pläne...

Die erste massgebliche Station in der mir von meinem Lehrmeister vorgegebenen Reihenfolge war die Finanzbuchhaltung. Ein halbes Jahr würde ich darin nun über schier endlosen, trockenen Zahlen-Kolonnen brüten, die mir vorerst rein gar nichts sagten oder überhaupt irgend etwas aussagten. Die jedoch sehr viel aussagten, wie sich noch zeigen sollte!

Mein angestammter Platz war wieder an dem kleinen Stil-Schreibtischchen – das Privileg des wie erwähnt einzigen Lehrlings. Ich setzte meinen zweiten Start in diesem Büro mit einer bereits geübten Tätigkeit fort, dem Addieren von unendlichen Zahlen-Kolonnen auf den kleinen Rechenmaschinchchen, deren Blind-Unterrasseln mir keinerlei Mühe bereitete. Die täglich aus den Betrieben herein kommenden Unmengen von Zahlenreihen und Rechnungen in die entsprechend umfangreichen Buchhaltungs-Journale zu übertragen, war dann schon um einiges komplizierter.

Um das zu lernen, bekam ich von meinen «gut meinenden Betreuern» fortlaufend neue Aufgaben gestellt. Die erste und wohl wichtigste bestand darin, für das einzugebende Zahlenfutter die entsprechenden Konten zuzuordnen. Nach Beendigung der Fütterung, der eigentlichen Kontoführung, offenbarten die vorher so nichts sagenden Zahlen-Mengen dann ein untrügliches Abbild des jeweiligen produktiven oder auch unproduktiven Wirtschaftens der einzelnen Aussen-Betriebe, wie letztendlich deren Produktivität insgesamt.

Für meinen Einstieg zur Führung dieser Buchhaltungskonten wurde es notwen-

dig, eine Extra-Lektion «Schönschreib-
übung von buchhaltungskonformen Zah-
len» einzulegen. Mit einer noch etwas
kindlichen Schrift behaftet, waren meine
grosszügig geschwungenen Zahlen für
die Journal-Kästchen zu unpassend, oder
Letztere eben zu klein. «...*Im Betrieb ge-
weint – wegen Simone (meine Zahlen).
Herr Anders sagte, sie sind nicht
schlecht...*» (9.2.1955).

Da alles noch von Hand geschrieben und
eingetragen wurde, war ein korrektes,
gut lesbares Einträgen natürlich wich-
tig. Nach Vorgaben von Herrn Anders,
der eine besonders schöne Zahlenschrift
hatte, lernte ich meine Schreibweise auf
buchhaltungsgerechtes Format zu redu-
zieren und damit derart «nachhaltig zu
automatisieren», dass ich sie mit einiger
Konzentration noch heute so schreibe...
Gelernt ist eben gelernt!

Das Positive an dieser Abteilung war die
darin immer noch bekannt lustige Ge-
sellschaft; abgesehen davon, dass einige
der Kollegen zuweilen je nach Stim-
mung und Arbeitsandrang launisch oder
in ihrer Lehrmeinung streng sein konn-
ten. Allgemein waren sie jedoch meist
guter Laune – Zahlenwust hin oder her.
Ganz problemlos ging meine weitere
Lehrzeit verständlicherweise auch hier
nicht vonstatten. Wo gehobelt wird, fal-
len bekanntlich Späne, demnach waren
in meiner nun noch folgenden Bürolehre
Missgeschicke unvermeidlich. Wie zu-
vor im «Lindengarten» machte ich Feh-
ler, und diese oft genug auf Grund ei-
gener Unüberlegtheit. Ich verrechnete,
verschrieb oder vertippte mich. Demzu-
folge musste ich dafür so manchen be-
rechtigten Tadel einstecken. Neben dem
Ärger war es jedoch zugleich Ansporn.
Mir wurde Zeit gegeben, um die an mich
gestellten Anforderungen trotzdem in

nützlicher Frist zu meistern – und bes-
ser zu machen!

Nach der Finanzbuchhaltung durchlief
ich dann wie angekündigt die verschie-
denen Abteilungen. Die Dauer der Ein-
sätze variierte je nach Schwierigkeit, Ar-
beitsanfall oder -aufwand.

Im Laufe der weiteren Lehrzeit lernte ich
zunehmend auch die Kollegialität der
Mitarbeiter untereinander kennen und
zu unterscheiden. Die Verwaltung war,
wie geschildert, ein kleines überschaubares
Büroensemble. In diesem Rahmen kannten
sich die Kollegen natürlich recht gut, oft
sogar besser, als dem einen oder anderen
lieb sein konnte. So verkehrten sie ent-
sprechend unkompliziert und, sofern es
angebracht schien, ebenso vorsichtig
miteinander, was durch das allgemein
gebräuchliche «Du» zusätzlich vereinfacht
wurde. Diese sozialistisch-brüderliche
Anrede war «kollegiale» Usanz in den
meisten Betrieben der Republik.

Wie überall in den deutschen Landen
wurde die Kollegialität auch bei uns im
Besonderen an Betriebsfesten und Aus-
flügen gepflegt und mehr oder weniger
gefestigt! Hinzu kam eine Vielzahl an
parteipolitisch bedingten Veranstaltungen
und Kulturprogrammen, an denen man,
da unter Anwesenheit der Betriebslei-
tung, wohlweislich teilnahm – pflicht-
schuldigst teilzunehmen hatte...

Willkommene Aussen-Einsätze waren
die von den HOG-Kreisbetrieben auf den
Weihnachts- oder Vergnügungsmärkten
temporär eingerichteten Verpflegungs-
stände. Ob man dazu nun delegiert wur-
de oder in der Freizeit dort die Kollegen
aufsuchte, nach getaner Arbeit fand sich
immer eine Gelegenheit, bei fröhlichem

Durchhecheln der aktuellen Ereignisse oder sonstiger Belange zusammen zu sitzen, um dann nach einer letzten obligatorischen Kaffeerrunde zu später Stunde den Tag ausklingen zu lassen oder den nächsten zu begrüßen.

Zuweilen kam es vor, dass es die lieben Kollegen bei bestimmten Einsatzorten und Anlässen vorzogen, nicht präsent zu sein, sich davor zu drücken! Häufig handelte es sich dabei um speziell sonntags stattfindende Sportveranstaltungen, die verständlicherweise nicht jedermanns Sache waren. Da die Teilnahme zu diesen Nebeneinsätzen meistens freiwillig war, wurden die benötigten Arbeitskräfte jeweils auf Anfragen, Empfehlungen oder nach Aufrufen aufgeboten. Wenn es zu wenige waren, wurde auch schon mal mittels Anmahnung rekrutiert... Nachdem ich davon gehört hatte, meldete ich mich für eine dieser Veranstaltungen an. Ich war neugierig, mir bis dahin noch Unbekanntes kennen zu lernen und etwas Neues zu erleben. Zudem interessierte mich dieser, anlässlich eines internationalen Reitturniers ungewöhnliche und anscheinend so unbeliebte Arbeitsort: die Dresdner Pferderennbahn. Dieser Sportanlass fand bereits im Sommer 1955 statt. Dabei handelte es sich um eine reine Militär-Veranstaltung, demzufolge waren die Reiter-Mannschaften allesamt Armee-Angehörige, davon die meisten wiederum hohe Offiziere. Sie kamen ausschliesslich aus den sozialistischen, im damaligen Sprachgebrauch «befreundeten Bruderländern» Sowjetunion, Polen, Tschechoslowakei, Ungarn und Rumänien sowie der DDR als Gastgeber. Die Russen, sozialistisch korrekt «Sowjetbürger», stellten dabei den grössten Teil. Dazu schwirrte eine Equi-

pe von Betreuern, Bereitem und Funktionären um die Aktiven herum. Die in ihren Boxen eigentlichen Hauptakteure, die wertvollen Reitpferde, vervollständigten den stattlichen Begleittross.

Dieses Umfeld – das Gewusel, die Atmosphäre, das Sprachengewirr – blieb für mich als eindruckliches Bild, wie ich es so noch nie gesehen und erlebt hatte, besonders im Gedächtnis haften.

Unser Arbeitsplatz war ein gediegenes Holzhäuschen, das dort seinen festen Standplatz hatte. Ich nannte es unsere «Wurschtbude», ging es bei diesem Einsatz doch tatsächlich um die Wurst. Um Unmengen von Bockwürsten! Mit zusätzlich allerlei Getränken, ausgenommen den «Prozenthaltigen», waren wir ordentlich bestückt, um unsere erwartete Kundschaft mit genügend Speis und Hank zu versorgen.

Wir, das waren der für die Ware zuständige Betriebsleiter des «Strehleiner Hofes» sowie ich selbst für den Verkauf und die Kasse. Mit dieser Mini-Besatzung schmissen wir den Laden. Und wie! In den Hirnierpausen war unsere Verkaufstheke ständig von hungrigen und durstigen Mannen umlagert. Es war eine wie am Laufband funktionierende Fressbude und dabei eine gänzlich neue Erfahrung! Die Armee-Sportler waren nämlich samt und sonders eine ungemein angenehme Spezies, die sich trotz der zum Ende doch etlichen (mitgebrachten!) Wodkas immer noch zu benehmen wussten. Bei diesem Anlass fiel mir zudem auf, dass sich die Angehörigen der verschiedenen Länder untereinander alle in der russischen Sprache verständigten, so wie heute allgemein das Englisch internationalisiert ist. Eine einfache Sache demnach auch für mich. Mit meinen Russisch-Kenntnissen war es

mir ein Leichtes, mit den freundlichen Militärs zu kommunizieren. Sicher war dies auch ein Grund, warum die mehrheitlich älteren Kollegen damit ihre Probleme hatten und derartige Einsätze deshalb tunlichst umgingen.

Einträchtigt arbeiteten wir – Chef und Lehnmädchen – von morgens früh bis zum Abend unermüdlich hinter unserem Tresen. Doch es hatte sich gelohnt! Auch für mich... Das vergnügte Reitervolk war grosszügig und rundete meistens auf, sodass am Ende nach Inventur und Abrechnung stolze runde 60 Mark übrig blieben. Ein reichliches Trinkgeld, das ich mit ausdrücklicher Genehmigung des «Budenschefs» sogar behalten durfte. Viel Heu für eine kleine Wurstverkäuferin. Und das für einen freiwilligen Einsatz-Tag!

Aber das war's dann auch, sollte es doch bei der Einmaligkeit bleiben! Auf Grund des «DDR-Jugendarbeitsschutzgesetzes» war es Lehrlingen verboten, an Sonntagen zu arbeiten. Diese Order hatte ich unbewusst umgangen, zumal die Organisatoren ja froh um jede Arbeitskraft waren. Dummerweise hatte ich mich anderntags selbst verraten, indem ich im Büro mit Begeisterung darüber berichtete. Womit dieses Thema fortan für mich erledigt war – leider! Hinsichtlich des Erlebens und der Erfahrung sollte dieser eine Tag jedoch allemal genügen und mich obendrein um 60 Mark reicher machen!

Zweieinhalb Jahre später sollte diese Einschränkung für mich nicht mehr gelten. Ich hatte bereits ausgelernt und konnte nun auch an Sonntagen voll eingesetzt werden, z.B. für einen ganz besonderen Tag: den 13. Oktober 1957 – Geldumtausch in der DDR!

Das Aufgebot zu diesem bislang strikt geheim gehaltenen Kommandounternehmen erging an alle Verwaltungsangestellten. An jenem Sonntag waren wir in dafür gesondert eingerichteten sog. Zahlstellen für die angelieferten grossen Geldmengen verantwortlich. In kleine Teams eingeteilt, wurde von uns dort das neue Geld für die einzelnen Betriebe genau abgezählt und gebündelt. Pro Kopf erhielt jeder 300.00 Mark.

Ich arbeitete mit meinen beiden ehemaligen Lehrmeistern, und nun Chefs, zusammen. Bis heute erinnere ich mich der gestapelten Geldbündel, die wir zu bewältigen – abzutragen und zu verteilen – hatten. Da die Lieferung mit ziemlicher Verspätung eintraf und wir so erst gegen Abend mit der eigentlichen Arbeit beginnen konnten, hatten wir eine entsprechend lange Nacht, eine Nacht der wirtschaftspolitischen und zukunftsorientierten Notwendigkeit, wie uns erklärt wurde...

Meine Mutter, in Anbetracht meiner ungewohnten Verspätung in grosser Sorge, telefonierte spät abends von der nächsten Kneipe aus, um sich nach meinem Verbleib zu erkundigen. Sie erhielt den Bescheid «es ginge mir gut, jedoch habe sich in der Arbeit etwas verzögert und es könne deshalb noch dauern». Natürlich hat sie keine Ruhe gefunden. Als ich erst am folgenden Morgen gegen 5 Uhr zu Hause anlangte, empfing sie mich mit entsprechend grosser Erleichterung.

Nach 20 Stunden Arbeits-Einsatz(!), todmüde und überdreht, hatte ich an diesem denkwürdigen Tag immerhin mit dazu beigetragen, eine neue Geld-Generation – die «DDR-Mark» – unter unsere Leute zu bringen.

Ich hatte die drei Jahre Lehrzeit mit Anstand hinter mich gebracht – mit Höhen

und Tiefen, mitunter auch mit Ärger und Frust, aber das gehörte dazu, sonst wäre es ja zu schön gewesen. Am Ende verlief jedoch alles in konstant geraden Bahnen und fand letztendlich mit durchwegs guten Leistungen einen erfreulichen Abschluss.

Bis dahin hatte ich jedoch noch einen beschwerlichen Prüfungs-Marathon zurückzulegen. Nachdem die Zwischenprüfungen der ersten Zeit nicht das Ergebnis gezeigt hatten, das meine Chefs und natürlich ich selbst erwartet hatten, ergaben die umso wichtigeren, endgültigen Lehrabschluss-Nachweise ein ansehnlicheres Bild.

Dazu war ich vor Ablauf des dritten Lehrjahres von meinem Lehrausbildungs-Gremium in sämtlichen von mir durchlaufenen Abteilungen einer praktischen Prüfung unterzogen worden. Die hatten es wahrlich in sich! Ich bestand sie mit guter Beurteilung. Das Ergebnis dafür wurde mir jedoch nur mündlich mitgeteilt – wohlweislich mit Bedacht, wie ich später erfahren sollte. Das schriftliche, massgebliche Facharbeiter-Zeugnis erhielt ich von der Berufsfachschule, nachdem ich die theoretischen Prüfungen ebenfalls mit guter Benotung abgeschlossen hatte.

Als nunmehr ausgewiesene «Kaufmännische Fachkraft/Hotel- und Gaststätten-Kaufmann» (neudeutsch: «Kauffrau») wurde ich daraufhin in allen Abteilungen der Verwaltung als sog. «Springer» eingesetzt; d.h. ich löste die Kollegen bei Vakanzen wie Ferien, Krankheiten oder Dienstreisen ab. Dementsprechend wurde ich nach deren höheren Gehaltsstufen entlohnt. Die Mühe des Lernens und Büffelns, wenn auch oft unter Leiden und Tränen, hatte sich gelohnt. Und ich konnte nun ernten... Berechtig-

ter Stolz sowie die Genugtuung, es geschafft zu haben, trugen dazu bei, mein Selbstwertgefühl zu heben und es auch nicht mehr infrage zu stellen.

Die anfänglichen Schwierigkeiten sowie die ständigen Hänseleien meines Lehrmeisters gehörten damit ebenfalls der Vergangenheit an: Herr Anders, der Schrecken meiner Lehrzeit, zeigte sich zunehmend von einer unbekannt freundlichen Seite. Angesichts meiner Leistungen erhielt ich von ihm bis dahin ungewohnte Lobreden, was mich um einiges versöhnlicher stimmte, hatte ich es doch trotz oder gerade wegen seines strengen Diktats geschafft.

Ob vielleicht der Vergleich mit seiner Tochter die Umkehr bewirkte, insofern sich die Konkurrenz zu meinen Gunsten entschieden hatte, entzieht sich indes meiner Kenntnis.

Hatte ich anfangs gehofft, ihr nach der Lehrstellen-Geschichte nie begegnen zu müssen, sollte ich sie doch noch kennen lernen – an einem Betriebsvergnügen im Februar 1958, zu dem die Angehörigen ebenfalls eingeladen worden waren. Ich vertraute darauf, dass die Zeit von nunmehr drei Jahren und die individuelle positive Entwicklung beider – Vater wie Tochter – ehemals verständlichen Unmut haben vergeben und vergessen lassen und hatte insofern keine Berührungsängste. Ich erfuhr, dass sie in einem Industriebetrieb einen nichtkaufmännischen Beruf ergriffen hatte. Allerdings ist mir nie ganz klar geworden, was ihr Vater mit unserem dortigen, offensichtlich arrangierten Zusammentreffen bezweckte. Jedenfalls sind der Tag wie auch die Begegnung verblasst und haben keinen bleibenden Eindruck hinterlassen.

Im letzten Lehrjahr sowie im folgenden Jahr 1958 wurde ich häufig in der Kas-

se eingesetzt. Schwangerschaft, danach oft Krankheit und deshalb über längere Zeit während Absenzen der Kassiererin machten es nötig, dass ich deren Aufgaben übernehmen musste. Was ich ehrlicherweise gern tat! Mir gefiel diese kleine, aber feine Abteilung. Ich arbeitete dort selbstständig und konnte das Gelernte in der dafür gebotenen Verantwortung zeigen und ausüben. Vielleicht auch zukünftig?

Im September 1957 teilte mir Herr Anders mit, dass es mit meinem zukünftigen permanenten Arbeitsplatz geregelt werde – Abteilung, Position, Gehalt usw.: «...Heute Herr A. wieder da. Es wird alles geregelt wegen Arbeitsplatz...» (9.9.1957) . So blieb für mich abzuwarten, wie die Regelung aussehen würde. Ingeheim hoffte ich, dass die Direktion meinen Wunsch «erahnt» und erfüllt, was für meine anstehende Entscheidung nicht eben unwesentlich sein sollte...!

Ende der Lehrzeit! Dazu einige Auszüge über Erlebnisse, Ereignisse, Stimmungen und Ausblicke...

«...Heute für Verwaltung Löhne ausbezahlt. Haben immer Schwierigkeiten mit der Bank (kein Geld auf dem Konto!)... Habe wieder länger gemacht...» (22.1.1957) . Dank der volkseigenen

«Volks-(Miss-)Wirtschaft» konnte nicht mal ein grosser Betrieb wie der unsere die Löhne für das aktiv arbeitende Volk an der Basis garantieren!

Dafür war der folgende Tag ein vergnüglicher und ebenso ereignisreicher, der ausführlich beschrieben werden musste: «...Heute Blaufahrt. Mit schickem Bus ins Blaue gefahren: In Moritzburg Schloss besichtigt und Kaffee getrunken. In Bergwirtschaft Einkehr zu Vesperplatten, abends im Hansa-Hotel Tanz. An-

ders tut ,blöde'! Waren bis 23 Uhr dort. Es war sehr lustig! Hatte Stöckelschuhe an. Es ging ganz gut...

(sep. Ausf.):... Bericht über unsere Blaufahrt: Es war ein Samstag. Herrliches Wetter liess uns alle lustig werden. Früh war ich noch im Strehleiner Hof zur Warenkunde (war aber nichts, weil die Lehrlinge tags zuvor Fasching hatten). Habe mich mit Lodi (Lodemann, Chef der Lohnbuchhaltung) unterhalten, hat mir Fotos von Apeline (Frau Apel, «abgerückte» Kollegin aus der Lohnbuchhaltung) gezeigt und von ihr erzählt, auch Frau B. geht es sehr gut, ist in Bremen... Bin dann in Kaskade... Sind dann zum Essen runter in die Bar. Haben von der ‚Festspielleitung‘ (Blaufahrt-Organisatoren) kleine Zettel bekommen (‚Wohin geht die Fahrt, und wo wird sie enden?‘). Sind um 1 Uhr mit ‚duftem‘ Bus (‚Ikarus‘, ein schicker Bus, scheinbar ganz neu, schnittige Karosserie, mit Tischlampen, Gardinen und Funk- und Radioanlage, fein gepolstert, graue Farbe) losgefahren. Es war ein schönes Fahren... Die Leute haben alle nach dem schnieken Bus gekiekt. Hatten Bier auf Abschnitte (Gutscheine) und auch Musik durch Alleinunterhalter (Akkordeon). Es ging in die Stadt, über die Manenbrücke, durch die Heide nach Radeberg, über Pulsnitz, ich glaube auch Langebrück, Ottendorf-Okrilla, ein Stück auf der Autobahn und weiter über Hellerau nach Moritzburg. Dort ausgestiegen und zum Schloss. Dieses besichtigt. Kalt war es drin, aber sehr interessant. Sind vom Direktor fotografiert worden! In HO-Gaststätte Kaffee und Kuchen, mit Direktor S. und A. am Tisch, gegessen. Der Direktor hat Törtchen und Schlagsahne für uns nachbestellt. Mit dem Bus dann weitergefahren nach dem ‚Wilden Mann‘ in Restaurant ‚Berg-

hof'. Dort ein reservierter Raum mit gedeckter Tafel. Klavier und Mikrofon-Anlage, Platz zum Tanzen, alles tipp-topp. Haben es uns bequem gemacht. Programm: Wissenstoto (über Allgemeines und Musikalisches), Ringfreisendung (war mit dabei, habe Luftballon gewonnen), Putzlappengeschwader-Wettstreit (zum Schreien komisch, wir haben uns gebogen vor Lachen!). Dann war Tanz (Direktor mit Sekretärin mit einer Kartoffel auf der Nase). Als Preise wurden immer Würste vergeben, die wurden dann aufgeschnitten und verteilt... Aber auch Sachpreise: Ein Buch, Likörgläser, eine Vase, eine Sammeltasse.

Zum Abendbrot gab es bunte Platte mit allem drauf (versch. Wurst, Salat, Grünzeug, Schinken, Käse und dazu Brot). Habe gewürgt, es war viel. Nur Apfelsaft getrunken. Herr S.'berg hat Sketch über Kollegen vorgetragen. Habe bei Damenwahl H. geholt. Guter Tänzer. Mit ihm dann paar Mal getanzt, aber auch mit verseh, anderen Kollegen. A. hat mich zuletzt noch mal geholt – sagt, ‚zuletzt noch mit dem Lehrling‘ (Blödian!). Es klapperte überhaupt nicht, dabei kann ich tanzen! Hat sich lustig gemacht... Aber mit dem Menschen kann ich keinen Schritt tanzen. Ich habe ihn nicht mehr angesehen, dieses Scheusal. Er ist dann wenigstens schon um 11 Uhr gegangen. Wir anderen sind alle noch geblieben. Gegen 12 Uhr sind dann auch wir aufgebrochen, wollten irgendwo noch in ein Café... Auf Umwegen ins Hansa-Hotel. Dort alle Kaffee getrunken. Stellanto (ein Blinder, war erst im Strehleiner Hof) hat dort gespielt. Unsere kannten ihn. Hat für uns den ‚Goldenen Pavillon‘ gespielt. Hatten mich erst gefragt. Hat sich mit uns noch unterhalten. Ein netter Mann. G. war mein Kavalier... Da kam ich mir direkt vornehm

vor, in solch einem Hotel und unter solchem Publikum zu sitzen. Sind dann gegen 1 Uhr alle raus, und in verschiedene Richtung heimgefahren. Es war ein herrliches Sommerwetter. Hatte mich schön gemacht, meine neuen Kleider an... Sie sagten zuletzt alle, ich, die Jüngste, der Lehrling, wäre kein Spassverderber, würde Spass verstehen und alles mitmachen. Na, das war es doch immer! Mutti hat gewusst, wo ich war. So war es auch schön. Bloss der Sch.' A. liegt mir im Magen – dumm reden, meckern und gackern, aber kümmern tut er sich nicht!...

Der ganze Tag stand unter dem Motto ‚Männlein gegen Weiblein‘. Die meisten Punkte bei den Gesellschaftsspielen hatten am Ende die Männer. Direktor S. erhielt in ihrem Namen zuletzt eine Schnapsflasche. Sie wurde dann ausgegeben. Punkt – Schluss – Ende! Das Schönste war die Busfahrt!!!...» (2.3.1957).

Den Auswärtseinsätzen der «Häuptlinge» stand die temporäre Freiheit von uns «Indianern» gegenüber: «...Vom 11. bis 14.3. ist Leipziger Messe. Dort muss schön was los sein. Der Verkehr, die Menschen, der Trubel, das wäre was für mich. Am Montag war die Geschäftsleitung weg, da hatten wir in der Fibu grossen Spass...» (16.3.1957). Ganz wichtig und eine Sonder-Berichterstattung wert: «...Gestern war ich das letzte Mal Lehrling!!!...» (1.9.1957).

«... Meine Passbilder geholt... (für meine neuen Ausweise!). Sehe furchtbar aus. Zu helle belichtet...» (4.9.1957). «... Bin neue Photographien holen gegangen (vier Stk.). Furchtbar! Wieder solch miese Dinger. Zu scharfe Backenknochen. Das dämliche Lachen!...» (11.9.1957). Am Fotografen kann's sicher nicht gelegen haben...

Geschafft!! Der Rückblick machte mich stolz und zufrieden. Der Ausblick klang dann schon pessimistischer: «...*Endlich! Die drei Jahre Lehrzeit sind um! Keine Schule mehr – Prüfung hinter mir – mit ‚Gut‘ bestanden – war im Westen – habe neue Sachen – und diesen Monat Geld! .. Mich ekelt hier alles an. Ich will nächstes Jahr nach dem Westen, wenn alles gut geht! Mir macht meine Arbeit Freude, aber sonst ekelt einen alles an!...*» (14.9.1957), u.a. auch deshalb: «...*Mit Mutti abends Streit. Ich bekomme das erste Vierteljahr nur 229.00 DM brutto...*» (17.9.1957). «...*Übernahme jetzt Stelle von Anders's Sekretärin – Schreibmaschinenarbeiten, Betriebswirtschaft, Anlagenbuchhaltung, Bonbericht-Kontrolle und Essensgeld-Kasse. Abschluss in der Fibu auch noch. Ich will mir Mühe geben – bis nächstes Jahr in aller Frühe...*» (21.9.1957). Vorsatz und Planung reiften...

Dann gab es wieder positive und schöne Erlebnisse, die mich in meiner Absicht hin und her, für und wider, ob oder nicht – zuweilen zweifeln liessen, letztendlich aber doch nichts mehr infrage zu stellen vermochten: «...*Heute ist Verwaltungsbesprechung. Bin ‚freigestellt worden von Lehrlingsstand‘ und gelobt worden über meine Arbeit. Habe ein Buch mit Widmung bekommen...*» (28.9.1957). «...*Heute wieder dicke für Anders gearbeitet. Nach Hause und feingemacht. Ins ‚Grosse Hause‘ in: ‚Hamlet‘. Sass neben Anders, war ganz grosse Aufführung – vier Stunden Länge!...*» (30.9.1957). Ein wichtiger Tag für die Geldwirtschaft der DDR. Das klappte aber auch nicht wie es sollte! «...*Heute (Sonntag!) ist Geldumtausch in der DDR. Überall grosse Aufregung. Verwaltungsangestellte müssen zum Einsatz. Ich mit Hauptbuch-*

halter Anders und Stellvertreter Meusel in einer Zahlstelle. Geldumtausch über 300.00 Mark. Das Geld kam erst um 18 Uhr. Habe sortiert und gebündelt. Waren in der Nacht erst fertig. War früh um 5 Uhr zu Hause. Einmalige Aktion – ein Skandal!...» (13.10.1957).

«... *Bekomme ab diesem Monat 375 Mark für Vertretung von Richard. Musste es beantragen...*» (2.5.1958). Eine sympathische Zahl und Feststellung!

Zu guter Letzt eine wichtige «Verbesserung» für den DDR-Alltag: Das Schnipseln der Abschnitte und Marken für Grundnahrungsmittel hatte ein Ende. Man konnte ab jetzt frei einkaufen – vorausgesetzt, es gab etwas zu kaufen!

«...*Ab heute fallen die Lebensmittelkarten weg. Wir mussten alle zum Einsatz in die Betriebsstätten. Waren bis 23 Uhr in der Kaskade. Mit Frau Eiselt nach Laubegast (eine unserer HOG-Betriebsstätten). Dort Inventur gemacht und Preise eingestellt... Bin früh 6 Uhr zu Hause gewesen... Habe bis 9 Uhr geschlafen... Bin todmüde...*» (28./29.5.1958).

25. Kompensation Freizeit

In den Jahren 1955/56 stellte ich das Tagebuchführen ein. Ab 1957 hielt ich dann in kleinen Kalender-Agenden nur noch kurz das Wesentliche fest (wie oben) resp. bis auf einige wenige Anlässe, zu denen ich separat ausführlichere Aufzeichnungen machte (unter: *sep. Ausf.**). Gründe dafür waren einmal der Zeitdruck während der zunehmend strengeren Ausbildung sowie meine daneben zahlreichen Aktivitäten. Zudem wiederholte sich im täglichen Arbeitsablauf vieles, war zu abstrakt oder einfach nur uninteressant. Ein weit wichti-

gerer Grund jedoch war, dass ich meiner Mutter kein «Lesefutter» mehr liefern wollte. Verschiedentlich war mir aufgefallen, dass sie während meiner Abwesenheit fündig geworden war und meine Eintragungen las. Dabei liess sie den gebotenen Anstand und eben auch Abstand vermissen. Etwa seit der Zeit mit Alejo, mein erster Freund (darüber später), begann sie mir dazu Vorschriften zu machen, wenn auch aus anderen Motiven. Sie plagte schlichtweg die Neugier, was weiter passieren und ich darüber schreiben würde. Ihr wurde damit auch klar, dass sie nicht mehr das Wichtigste in meinem Leben war, befürchtete gar, mich zu verlieren und nun vermehrt allein zu bleiben (womit sie ja nicht so Unrecht haben sollte...). Um sie insofern nicht weiter zu beunruhigen und mir selbst etwas Luft zu verschaffen, speicherte ich meine Absichten und zukünftigen Unternehmungen nun vorzugsweise nur noch im Gedächtnis.

Das während dieser Zeit folgende, nun noch strengere Ausbildungspensum verlangte naturgemäss nach einem Ausgleich, besonders für einen jungen Menschen von sechzehn, siebzehn Jahren. Soviel Freizeit musste sein! Lehre hin oder her! Und die nahm ich mir. Nicht anders als die Jugend zu allen Zeiten hatten meine Freundinnen und ich nun andere Interessen. Wir liebten die neu aufgekommene, bis zu uns herüberschwappende Rock'n Roll-Musik, wollten ausgehen und diese zeitaktuelle westliche Jugendkultur erleben. Wenn auch nur in zugestandenem, eng gestecktem Rahmen mit einem dabei kontrolliert bescheidenem Angebot, so bereitete sie uns doch ein neues Lebensgefühl. Und die Ahnung des Möglichen...

Nach den Jahren der Entbehrungen, der Neuorientierung und dem Vorrang des Wiederaufbaus bestand allgemein ein Nachholbedarf an Vergnügen und Festivitäten. Dieses verständliche Verlangen durften die Kulturbeflissenen nicht ignorieren, wenn die Bevölkerung – und hier wiederum die jüngere Generation – weiterhin motiviert bleiben sollte. Demzufolge wurden vermehrt ausgesuchte Darsteller, Interpreten der aktuellen Musikszene wie überhaupt bekannte Publikumsliebhaber eingeladen, im Besonderen aus West-Deutschland und dem Ausland, von denen die meisten dann auch nach Dresden kamen. Für uns sorgte das natürlich jedes Mal für grosse Aufregung. Bereits Wochen vorher – und dabei oft genug vergebens – bemühten wir uns um die begehrten Veranstaltungskarten. Hatten wir sie dann endlich ergattert, öffneten sich damit für uns die Tempel zu diesen sonst unerreichbaren Göttern: z.B. dem Franzosen Yves Montand – ein offiziell hoch willkommener Gast, weil erklärter Kommunist – mit seiner Frau, der grossartigen Schauspielerin Simone Signoret.

Zu diesem Erlebnis die Beschreibung im Tagebuch*:

«...Abends mit Helga in Karl Hermann-Saal. Es sang Yves Montand. Hatten miesen Platz, dann oben in Loge. Unter Schwierigkeiten Autogramm (organisiert ...

(sep. Ausf.): ...Um 19.30 Uhr bin ich mit Helga, nachdem ich mir durch telefonischen Anruf Karten zu 5.00 DM organisiert hatte, im ‚Haus des Handwerks‘ Postplatz) in Karl Hermann-Saal. Ziel und Zweck: Yves Montand.

Er sang seine bekanntesten Chansons – und das grossartig!, «typisch ist ja bei

Chansonsängern sowie bei Mimen die Bewegung. Das war ‚klassisch‘! 5.00 DM war der billigste, 10.00 der teuerste Platz. Traudel mit ihrer Freundin hatte zu 8, 50 Mittelparkett. Wir hatten den hintersten Rang (letzte Reihe ganz am Rand). Es war nichts zu sehen. Merkwürdigerweise waren sehr viel Russen (Offiziere mit Frauen) da. Ich glaube bald, es waren $\frac{2}{3}$ Russen. Die nahmen uns die ganze Sicht. Ausserdem gingen alle, als es anfing, in die Seitenlogen. Helga und ich, wir sind dann aufgestanden, um überhaupt etwas mitzubekommen. Beide sind wir dann die Treppe runter und um das Parkett herum und auf der anderen Seite wieder eine Treppe hinauf, denn rechts, auf unserer Seite, hatten die Russkis alles schon belagert. Wir sind bis ganz vor an die Loge und haben uns sogar zwischen die Stühle und die Barriere gezwängt, nur um gut sehen zu können. Das konnten wir dann auch. Ich hab' ihn mir genau beguckt: Sieht gut aus, ebenso, wie man sich einen Franzosen so vorstellt. Hatte braunen Anzug und Haare flott. Die Bühne war auch raffiniert zurecht gemacht, d.h. im Hintergrund sass das Orchester und davor war ein hauchdünnes Gewebe in grün gespannt, so dass man dies bei Licht gar nicht bemerkte; im Vordergrund Yves Montand. Die Russkis, der ganze Saal war begeistert. Beim letzten Chanson sind wir runtergeflitzt, um ein Autogramm zu ergattern. Nach vieler Mühe erreichten wir das auch, aber wie! Unten angekommen, gab er eine Zugabe. Wir und auch Russkis und deren Frauen standen und warteten. Alle waren vergnügt. Zwei alte Männer liessen uns nicht rein, schoben sogar den Flügel vor die Tür. Eine Weile warteten wir, es hiess schon, Yves gibt keine Autogramme, aber wir hatten Glück. Nun, der Alte

kam wieder raus, nachdem er die Genehmigung hatte, uns reinzulassen. Erst nur zwei, einige andere liess er (ich natürlich mit dabei) nacheinander rein... Ich hab' es schwarz auf weiss im Programm. Dazu mussten wir erst über die Bühne (da waren die Musiker schon fertig) über ein Hintertreppchen, in ein kleines Zimmerchen, wo er unterschrieb. Bedankt haben wir uns mit ‚merci‘... Es war toll. Und so gefällt mir das. Wo es etwas aufregend ist, wo es um etwas geht, da bin ich dabei! So wollen wir es auch in der ‚Jungen Garde‘ machen. Helga denkt genauso und ist da mit von der Partie! Compr! N.S. Chaos herrschte an der Garderobe... Aber das gehörte wahrscheinlich mit dazu. «typen konnte man dort sehen, einfach verrückt. Vor uns sassen in der Loge so paar Intelligenzler, so kamen sie mir jedenfalls vor, die konnten Französisch, war spannend!

Mir hat es ausgezeichnet gefallen und ich war wieder mal in meinem Element! Seine Frau Simone Signoret, war bereits im Hotel, wurde gesagt. Und wir hatten so ein duftes Bild... (zum Autogrammzeichnen)...» (27.1.1957).

Unvergesslich ebenso der Schweizer Vico Torriani mit seinen romantischen Liedern, die uns eine schöne und doch so ferne Welt offenbarten: «...Diese ganze Woche bin ich nur nach Karten für Vico rumgerannt. Nichts. Voraussichtlich am 16. Sondervorstellung...» (25.5.1957). «...Mit Karte für Vico hat es geklappt! !...» (14.6.1957). «...War heute zum Klassentreffen... Bin in der Festschrift: ‚Und wenn ich Hunger habe – aber Vico muss ich sehen‘...» (12.10.1957).

Zu diesen Anlässen gehörten natürlich die unvermeidlichen Menschenansammlungen. Dann aber dabei zu sein,

alles und alle leibhaftig zu sehen, zu bewundern und darüber zu erzählen, ja, noch lange davon zehren zu können – das war Erlebnis genug! So waren wir nicht anders als heute, Fans unserer Idole – damals noch ehrfürchtig und auf gut-deutsch: Verehrer/innen. Die ebenfalls nach all diesen Veranstaltungen, Aufführungen und Vorstellungen geduldig erworbenen Autogramme waren zudem begehrte Jagdtrophäen, die dann zu wertvollen Sammel- und Tauschobjekten wurden.

Die meisten dieser Live-Auftritte fanden in den ersten Jahren in einem der wenigen noch intakten Säle in der Neustadt statt. Diese «Tempel» waren zum grossen Teil recht einfache Alternativen, was durch die gegebene Nähe jedoch einen dafür sichtlich guten Ausgleich schaffte.

Ein weiteres für die Sommermonate geradezu ideales Podium, besonders für ein grösseres Publikum, war das neue Freilicht-Theater «Junge Garde». Ab Mitte der Fünfziger Jahre war es architektonisch anmutig im Südosten des Grossen Gartens angelegt worden. Es bot sich wunderbar für Vorstellungen bei schönem Wetter an. So wurde diese Arena für uns nun hauptsächlich Ziel und Angelpunkt zu manch denkwürdiger Veranstaltung. «Die kleine Cornelia», die damals noch kindliche Cornelia Froboess, schmetterte lautstark «die Badehose fürs Strandbad einzupacken», und die bekannten «Vier Brummers» aus (Ost-)Berlin brummt dort auch für uns «Dräsdner Sachsen». Viele Theateraufführungen, internationale Artisten, Gruppen, Chöre, klassische und volkstümliche Orchester, junge Rockmusiker und viele weitere bekannte und unbekannte Künstler rundeten das umfangreiche Kultur-Programm ab. Es

wurde in der Tat viel, und dabei wirklich anspruchsvolle Unterhaltung geboten. «...*Die Junge Garde-Karten würden mich interessieren. Es kommen demnächst ja lauter prominente Künstler wie Vico Torriani, Leila Negra, die Kleine Cornelia, die Vier Brummers, Kurt Edelhagen, ‚Brasiliana‘, das Pariser Eisballett u.a., Programm will Hänselmann mir besorgen, das brauche ich dringend!...*» (11.2.1957) . «...*Bin mit Helga in die ‚Junge Garde‘. Kleine Cornelia aus dem Westen u.a. waren da. Es war kalt dort, aber hat gelohnt!...*» (26.5.1957).

Und es gab Tanzmusik! Aufgespielt wurde dazu von bekannten Kapellen sowie von Rock'n Roll-infizierten einheimischen Bands. Ebenso gelehrig setzten wir die von ihnen interpretierten westlichen Schlager und Hits in möglichst originale Formationen um – rock'n rollig eben. Also waren jetzt mit Vorliebe diese heissen Tanzanlässe angesagt, die wir überall in der Stadt, in der Umgebung und auch auf dem Land aufsuchten.

Während meiner Lehrzeit besuchte ich weiterhin meine Schwester und ihre kleine Tochter auf dem Land. Wenn auch nur für wenige Tage während der Wochenenden, so reichte es doch, dann ebenfalls zum Tanz in die umliegenden Dörfer zu fahren. Mit dem Fahrrad! Die in den Tanzsälen grösserer Gasthöfe von Kapellen aufgespielten flotten Schlager und die dort uns mittlerweile bekannten guten Tänzer waren es jeweils wert, die mehr oder weniger beschwerlichen Strecken über Land bei Wind und Wetter unter die Räder zu nehmen.

Mit der Zeit änderte sich mein bisher gewohnter Tagesrhythmus. So kam ich fast nicht mehr zum Lesen, meiner Lieblingsbeschäftigung, was ich sehr bedauerte.

Dafür gab es andere, neue Aktivitäten. Wie früher von der Schule wurden diese nun, dabei anspruchsvoller und lehrbezogen, vom Betrieb oder der Berufsschule organisiert. Das waren Museums- und Ausstellungsbesuche, Vorträge, Klassiker-Theateraufführungen und Konzerte. Hinzu kamen die üblichen Betriebs- und Schülerfeiern, Jahresabschlussfeiern, separate Lehrlings-Maifeiern, politisch bedingte Ausseneinsätze, natürlich Ausflüge und Wanderungen und vieles mehr. Neben diesem wahrlich ausgefüllten Programm ging ich, so es sich ergab, ebenfalls noch gern ins Kino, wobei ich mir nun jedoch besonders ausgesuchte Filme ansah. Wie schon früher beeindruckten mich die oft in internationalen Streifen schonungslos dargestellten sozialen Zustände, die mich immer wieder aufzuwühlen vermochten. Mein Tagebuch legt darüber beredtes Zeugnis ab.

Bereits im August 1955 machte ich meine erste grosse und die bis dahin weiteste Reise! Für zwei Wochen ging es nach Berlin.

Meine Freundin Traudel aus der Friedrichstadt und auch ich hatten Verwandte im Ostteil der Stadt. So konnte ich bei einer Kusine unterkommen, die mit Mann und Kindern im Hause ihres Schwiegervaters in Berlin-Weissensee lebte. Traudel übernachtete nicht weit davon entfernt bei ihrer Tante. Sie hatte das Ganze organisiert und auch angeregt, da sie sich durch frühere Besuche bereits auskannte. Und so machten wir uns auf, Berlin kennen zu lernen – na ja, soweit das möglich war... Vor allem wollten wir ja West-Berlin sehen, das für uns so nahe und doch so ferne, verheissungsvolle Schlaraffenland.

Vorerst erkundeten wir das Zentrum Ost-

Berlins. So fuhren wir zum Alexander-Platz, dem «Alex», sahen uns das – soweit noch vorhandene und erkennbare – alte Berlin an und gegensätzlich dazu die entstehende neue sozialistische Stadt, einschliesslich der mit viel Pomp propagierten Stalin-Allee, von deren Dimension wir fast erschlagen wurden. Sie gehörte zu jener Zeit zum Besichtigungs-Pflichtprogramm der «Hauptstadt der DDR». Man musste sie aber auch gesehen haben, denn eindrücklich war sie allemal. Traudel, trotz ihrer Bein-Schienen, machte tapfer alles mit. Notgedrungen mussten wir oft weite Strecken zu Fuss zurücklegen. Mit Neugier und Abenteuerlust besuchten wir die während des Sommers angesagten Veranstaltungen und Rummelplätze, schipperten mit einem rappelvollen Ausflugsdampfer durch die Berliner Spree-Kanäle oder gingen in der Sommerhitze des August-Monats zur Abkühlung am nahen Weissensee auch schon mal baden. Viele weitere Unternehmungen und Ausflüge in die Umgebung vervollständigten unser vierzehntägiges Berlin-Programm. Und nicht zuletzt natürlich die Fahrten nach West-Berlin! Mein insgeheimer Wunsch...

Meine Kusine sollte mir diesen bereits am ersten Tag erfüllen. Mit der S-Bahn fuhren wir nach Gesundbrunnen, die, soweit mir in Erinnerung, erste Station auf Westgebiet im Bezirk Wedding. Noch heute sehe ich die lange Strassenzeile, die vielen Geschäfte mit ihren schönen Auslagen, die Farbenvielfalt und das geschäftige Treiben und Gewusel der Menschen.

Mit allen Sinnen nahm ich diese, mich verwirrenden, neuen Eindrücke auf, über deren Gegensätzlichkeit zwischen dem Ost- und Westteil der Stadt ich nur staunen konnte. Ein wenig beneidete ich

sogar die Ostberliner über ihre Möglichkeit, doch immerhin schnell mal dorthin fahren und so die augenscheinlichen Vorteile nutzen zu können, wenn auch mit gelegentlichen Kontrollen durch die DDR-Grenzpolizei (in Berlin gab es damals eine sog. «Sektoren-Grenze». Sie verlief zwischen dem russisch-besetzten Sektor und denen der drei West-Alliierten USA, Frankreich und England. Diese Linie konnte man bis zum Bau der Mauer im August 1961 in beiden Richtungen relativ problemlos passieren. Viele Ost-Berliner pendelten täglich zu ihren Arbeitsstellen im Westteil und kehrten abends zurück in ihre Heime in Ost-Berlin. DDR-Bürger aus der Provinz ohne Wohnsitz-Nachweis für Berlin dagegen wurden wegen der zunehmenden Flüchtlingswelle stärker kontrolliert).

Mit Traudel fuhr ich dann zwei weitere Male über diese noch imaginäre Grenze. Mit unserem wenigen Taschengeld, aufgestockt mit einem Obolus von Traudels Tante, erstanden wir dort sogar kleine bezahlbare Mitbringsel.

Mit vielen neuen Erfahrungen und reich an Erlebnissen kehrten wir danach befriedigt, aber auch ein wenig ernüchtert (ich ebenso wehmütig) nach Dresden zurück. In unsere Heimatstadt, die noch viel aufzuholen hatte; was noch sehr, sehr lange dauern würde.

«Einstimmung» Reise Berlin: Die abschliessenden Kommentare sprechen für sich!

«...Heute in Lohnbuchhaltung. ...Mit Scholz, Gretl, und Frau Müller ist es prima. ...In drei Wochen bin ich schon im Westen. Gretl und ich, wir unterhalten uns immer über den Westen. Alle raten, ich solle drüben bleiben. Kann noch nicht wegen Zeugnis...» (20.7.1955).

«Mein Urlaub in Berlin vom 2.-20.8.1955»

«...Mit Hanna nachmittags im Westen, Kontrolle! Die Geschäfte! Unglaublich...» (4.8.1955).

«...Heute mit Traudel und Verwandten in Berliner Tierpark Friedrichsfelde. Alles angesehen ...Er ist gross, aber es fehlt noch allerhand...» (9.8.1955).

«...Es ist heiss heute. Nachmittags mit Traudel und Verwandten nach Potsdam (Sanssouci) gefahren. Es geht über den Westen. Eine Stunde mit der S-Bahn. Haben uns den Park, das Schloss mit den 132 Treppen und das chin. Teehäuschen angesehen. Potsdam ist ebenfalls Kunststadt und zerstört...» (12.8.1955).

«... Um 2 Uhr Traudel abgeholt. Sind mit der S-Bahn nach der Wuhlheide. Dort war Schlagermusik mit Tanzorch. K. Beyer, Heinz Igel und Sonja Siewert. Haben sie alle leibhaftig gesehen! Dann ein Ensemble. Da sieht man so Typen! Interessant!!!... Sind dann durch die Wuhlheide gebummelt...» (14.8.1955).

«...Sind nachmittags nach der Stalinallee, bis Alex und dann mit der U-Bahn. Sind die ganze Allee langgelaufen. Komische Bauten, aber mit allem Drum und Dran. Haben Geschäfte, Cafés – alles angesehen. Dann ins Kino, ital. Film um den Montesi-Skandal...» (15.8.1955).

«... Wieder in den Westen. Wollten ins Kino. Nehmen aber kein Ostgeld. Es war teuer, 1.–DM! Haben uns wieder die Geschäfte angesehen. Mir die Filme aufgeschrieben. Sind durch ein Kaufhaus gegangen. Zum Schlechtwerden, soviel... Habe Schokolade gekauft... Bei Traudel abends noch RIAS gehört, leise gestellt...» (17.8.1955).

«...Sind heute wieder auf die Friedrichstrasse gefahren. Haben uns den Friedrichstadt-Palast angesehen, das Thea-

ter am Schiffbauerdamm, die Weidauer Brücke und den Bahnhof. Sind Unter den Linden lang an den Ministerien der DDR vorbei nach dem Brandenburger Tor. Dahinter geht dann der Westen los – eine breite Strasse mit der Siegestsäule. Am Botschaftsgebäude der UDSSR vorbei. Unter den Linden weiter an der Universitäts-Bücherei, der wiedererbauten Staatsoper (prachtvoll), die Hedwigskirche mit den Kuppeln nach dem Marx-Engels-Platz. Haben beim Angeln zugesehen. Am Schloss und am Rathaus vorbei, an der Tribüne und am Deutschen Dom. Dann kamen die Museen. Unter den Linden zurück vorbei am Zeughaus, Akademie der Künste und Staatsbibliothek, Humboldt-Universität und Museum für Deutsche Geschichte. Haben das DEFA-Kino Kastanienallee gesehen, den Pariser Platz am Brandenburger Tor, aber vieles ist zerstört, fast alles. Aber viele Taxis und Pkw – schick! Sind noch ein Stück an der Friedrichstr. lang. Nun ist es die letzte Nacht! ...»(19.8.1955).

«...Heute ist es nun soweit. Die schönen Tage sind vorbei. ...Auf Wiedersehen Berlin! Es war so schön, das vergisst man nicht leicht. Im Zuge gute Unterhaltung. Haben auf unseren Koffern gesessen am Fenster. Waren um 9 Uhr zu Hause...» (20.8.1955).

...Aber auch in Dresden geschahen noch Zeichen und Wunder. Ein wunderbares, unerwartetes Ereignis sollte dort im Sommer 1956 stattfinden, zu dem die Dresdner Bevölkerung in hellen Scharen herbeiströmte. Emotional aufgewühlt begrüßten sie in dem wieder hergestellten Ostflügel der Semper-Galerie Rafaels aus dem Exil zurückgekehrte «Sixtinische Madonna». Zusammen mit weiteren Kunstwerken alter Meister war die-

ses berühmte Gemälde in den wirren Tagen des Krieges ausgelagert und nach deren Auffinden durch die Rote Armee in die Sowjetunion gebracht worden.

An einem der ersten Tage besuchten meine Tante Rosa und ich die Galerie. Aufgeregt berichtete sie mir vorher von den anscheinend verloren geglaubten Exponaten. Und nun standen wir leibhaftig davor und bewunderten die Magie dieser Bilder! Ein unbeschreibliches Erlebnis für mein Tantchen wie für mich. Ich bin danach noch viele Male in die Gemälde-Galerie gegangen. Immer wieder habe ich sie mit den gleichen unvergesslichen Eindrücken verlassen.

Sehe ich irgendwo auf der Welt – tausendfach kopiert – die Köpfchen der beiden Engelchen abgebildet, diese wunderbare Darstellung am unteren Rand des Madonna-Gemäldes, erinnere ich mich an diesen denkwürdigen Tag. Dabei empfinde ich Genugtuung bei dem Gedanken, sie im Original an diesem so besonderen Ort zu wissen!

In jenen Jahren nahm mich meine Tante auch mehrere Male mit ins Dresdner Hygiene-Museum. Diese Institution ist seit der grossen Hygiene-Ausstellung im Jahre 1930 einer der Anziehungspunkte der Stadt. Das Gebäude, und damit vor allem auch seine wertvollen Ausstellungsstücke, hatte die Bombardierung relativ schadlos überstanden, u.a. der in der ganzen Welt berühmte «Gläserne Mensch». Es war (und ist) immer wieder faszinierend, in dieser durchsichtig dargestellten Figur das filigrane Innenleben eines Menschen zu sehen und studieren zu können. Daneben fanden in dieser Ausstellung viele interessante Vorträge zu populär-wissenschaftlichen Fragen statt, die jeweils von Experten – oft in Bild und Ton – über

Volksgesundheit und verwandte Themen allgemeinverständlich erklärt wurden. Dementsprechend hatten sie einen grossen Zulauf. «...Früh mit Tante Rosa ins Hygiene-Museum zum Vortrag eines Arztes über (Kosmetik der werktätigen Frau'...» (9.3.1958). «...Sind früh ins Hygiene-Museum zum Vortrag: (Können Kleinkinder denkenb – Lehre: Erst mit Beginn des Sprechens...» (30.3.1958). «... Früh kam Tante Rosa zu uns. Wir sind ins Hygiene-Museum zum Vortrag über Jugendfragen. Westdeutscher Prof. Dr. ... War interessant...» (16.6.1958).

Modernisiert, erweitert und fortlaufend aktualisiert besteht dieses wahrlich lebendige Museum bis heute.

Nach der Berlin-Reise und den dort zaghaften ersten Gehversuchen im Westen, war ich neugierig geworden: Auf Mehr, Weiteres, Neues, auf alles, was man so hörte, vor allem was man nicht hörte, und so nur erahnen oder sich vorstellen konnte – über die sog. «BRD», den Westteil Deutschlands. Ich wollte es selbst sehen, erleben und beurteilen. So kam es, dass ich dieses Vorhaben in die Tat umsetzen wollte!

Mein Bruder hatte bereits im Jahre 1952, nach dem Abschluss seiner Lehre, die DDR Richtung Westen verlassen. Mit seiner Familie lebte er nun im Rheinland, im Bergischen Land. Schon vor einiger Zeit hatte er mich eingeladen, sie dort zu besuchen. War es mir vorher finanziell und vom Alter her nicht möglich gewesen, so wollte – und konnte – ich nun im Sommer 1957 die Reise wagen. In jenen Jahren war es auch für junge Menschen noch erlaubt, auf Einladung zu besonderen Familienanlässen nach West-Deutschland zu fahren. Voraussetzung für die Genehmigung durch

die Polizei war in unserem Fall die Taufe meines kleinen Neffen, bei dem ich Patin sein sollte. So traf ich während des Monats Juli die Vorbereitungen zu dieser für mich nun wirklich grossen Unternehmung. Alles lief problemlos, Ausweispapiere, Genehmigung, Fahrkarten, Grenzübertritt, die Reise überhaupt, und ich landete bestens im anderen Teil Deutschlands – in einer so völlig anderen Lebenswelt, mit einem mir bis dahin unbekanntem, so gänzlich eigenen Flair.

Während vierzehn Tagen lernte ich nun also das schöne Rheinland und seine Umgebung kennen: das quirlige Köln mit seinem berühmten Dom, das elegante Düsseldorf und die mondäne Königsallee, bekannt als die «Kö», die landschaftlich so liebliche Eifel, das Siebengebirge und natürlich das Bergische Hinterland, wo meine Verwandten wohnten. Oftmals kam ich aus dem Staunen nicht heraus – über die Menschen, die Gebäude, die Landschaften, wie überhaupt so Vieles... Es war die Zeit des Wirtschaftswunders, des grossen Aufbau-Booms nach dem Krieg. Den Menschen ging es gut, und sie zeigten es offen. Viele hatten bereits ihre ersten Status-Symbole – Autos. Damit reisten sie nach Italien. Sie waren elegant gekleidet, und augenscheinlich schon ziemlich gut genährt. Man spürte förmlich dieses Jetzt-leben-und-geniessen-Wollen! Dagegen buken wir DDR-Zonis noch sehr lange kleine Brötchen. In Ermangelung all dessen beschäftigten wir uns dafür umso mehr mit geistiger Nahrung. Wenn zu meist auch aufgezwungen, so hatten wir dessen ungeachtet doch die Möglichkeit – und auch genügend individuellen Spielraum – uns mit angemessenem Le-se-Futter zu verköstigen. Insofern wa-

ren wir also nicht sooo arm, ja schienen sogar reicher ... Dennoch, der Mensch lebt bekanntlich mit allen seinen Sinnen! Die im Westen so eindrücklich demonstrierte Rundum-Lebensqualität war im Vergleich zu unseren Ost-Möglichkeiten doch um einiges gehaltvoller... Nach zwei Wochen war ich jedenfalls reichlich versorgt mit einem Fundus an Schö-nem, Gesehenem und Erlebten (leider aber auch weniger Schö-nem – meinem Bruder mit bereits zwei Kindern und einer kranken Frau ging es selbst nicht so gut). Ich fuhr also mit vielen neuen Ein-drücken und neu zu ordnenden Wertur-teilen wieder zurück nach Hause, nach Dresden, in meine gewohnte Umgebung. Ich hatte viel zu verarbeiten...

«Erfahrungen» tief im Westen:

«...War in Reisebüro-Auskunft wegen Westfahrt. Heute wieder auf Hauptbahn-hof fragen. Alle sagen was anderes...» (16.7.1957).

«...In drei Wochen bin ich schon im Wes-ten...» (20.7.1957).

«...Ich freue mich auf den Urlaub. Hur-ra!...» (26.7.1957).

... Heute Abend geht es los. Heute noch auf Arbeit. Um 3 Uhr schon heim. Von al-len noch «verabschiedet... Abends ab Hbhf. mit Interzonenzug nach Köln abge-fahren. Die ganze Nacht durch bis mittags – über Karl Marx-Stadt, Gera, Bebra, Kas-sel. Musste ein Mal umsteigen. Gut in Bergerhof angekommen...» (7.8.1957).

«... Früh mit R. eingeholt beim Kauf-mann. Hier gibt es alles! Das Dorf ist so sauber, die vielen neuen Häuschen, die chicen Autos, alles ist anders...» (9.8.1957).

«...Lennep ist sehr schön – eine nette, kleine Provinzstadt, sauber und gemüt-lich. Habe zum ersten Mal Coca Cola ge-trunken...» (10.8.1957).

«...Mit R. zu ihres Vaters Wohnung. Sie wohnen sehr nett, wie in einer Puppen-stube, in einem kleinen Lennep Schie-ferhaus...» (17.8.1957).

«...Habe meine neuen Kleider an. Zur Taufe Klein-Franks in Kirche. Ich bin Pa-tin...» (18. 8.1957).

«...Heute ist ein grauer Montag. Haben eine kleine Autopartie ins Westfalener Sauerland gemacht... Das war prima. Es ist ein zweisitziges Goggomobil...» (19.8.1957)

«...Mit L. den ganzen Tag in Düsseldorf. Sind über Remscheid, Solingen und über die höchste Brücke Europas gefahren... waren in der Altstadt und im Zentrum. Düsseldorf ist eine tolle Stadt. Nicht um-sonst ‚Klein-Paris‘!...» (21.8.1957).

«...Habe für Mutti, S. und Gittl ein-gekauft (Schirm, Umhängetäschchen, Handtasche), 1 Pfd. Aprikosen für die Reise...» (29.8.1957).

«...Früh abgefahren. War V212 Uhr in Wuppertal. Hatte falsche Auskunft bekom-men. Musste bis 17 Uhr auf Dresdner Inter-zonenzug warten. Habe Koffer aufgegeben und bin viereinhalb Stunden durch Wup-pertal gebummelt – Hauptstrasse entlang, Geschäfte angesehen. Die Sonne schien. Dann die ganze Nacht mit Zug gefahren. Die meiste Zeit kein Platz. Kontrolle über-haupt keine. Eine Stunde Verspätung. 9 Uhr morgens in Dresden... Mutti hat mich abgeholt... Noch ins Rathaus zur Entlas-sung (Lehrabschluss) Zeugnis abgeholt – 2x ‚Gut‘. Bin sehr froh...» (31.8.1957).

1958, wiederum im Sommer, lernte ich nach einigen kurzlebigen oder auch nur flüchtigen Beziehungen resp. Freund-schaften einen jungen Mann kennen, dessen Besonderheit hier nicht unerwähnt bleiben soll: Alejo Castro, einen jungen Spanier.

Nach der Machtübernahme Francos im Spanischen Bürgerkrieg war eine grössere Gruppe der unterlegenen und aus ihrer Heimat geflohenen Widerstandskämpfer von der Regierung der DDR aufgenommen worden. Einige dieser Exil-Spanier wohnten mit ihren Familien am äussersten Ende unseres Hecht-Viertels in unmittelbarer Nachbarschaft zu den russischen Offiziers-Familien (...wo ich vor Jahren meinen schönen «Aljoscha-Teddy» gegen Brot versetzt hatte!). Diese kleine Exklave war bei uns als die «spanische Kolonie» bekannt.

Alejo gehörte zu dieser Exilanten-Gruppe. Er war ein Jahr älter als ich und ging bereits auf die Oberschule. Er sah gut aus, dabei hatte er einen fast unmerklichen, interessanten Silberblick. Sein Äusseres entsprach – wie man sie sich so vorstellt – einem echten Spanier. Ich war ihm schon früher an einem der Gartenfeste in unseren Schrebergarten-Kolonien begegnet. Meistens war er in Gesellschaft von Freunden oder Verwandten aus seinem Familien-Clan. Mein neuer Verehrer musste wohl schon seit einiger Zeit ein Auge auf mich geworfen haben. An jenem Tag – wir schauten beide an einem der Volksfeste dem Treiben auf der Tanzfläche zu – bat er mich dann um den nächsten Tanz. Und so ergab sich die Fortsetzung von selbst...

Wir trafen uns danach so oft es uns die Zeit erlaubte. Er hatte ein gutes Elternhaus, dazu ausnehmend gute Manieren – und er war gebildet. Das machte es leichter, unsere kostbare gemeinsame Freizeit auch mit anspruchsvolleren Unternehmungen zu verbringen. Daneben gingen wir ins Kino, auf die Dresdner Vogelwiese oder einfach nur spazieren. Zudem tauschten wir Bücher aus,

die uns gerade beschäftigten und für den anderen interessant sein konnten.

Die spanischen Familien hatten in ihrer Nachbarschaft ein eigenes Clubhaus, wo sie ihre Gemeinschaft pflegen, gesellig und unter sich sein konnten. Darin befand sich ein Fernseher – in jenen Jahren noch eine Seltenheit! Freunde und Bekannte durften in diese kleine Bodega mitgenommen werden. So wurde diese Räumlichkeit meistens zu unserem Treffpunkt. Je nach Programm und Wetter hielten wir uns gern dort auf. Dort lernte ich dann auch seine Eltern, die Geschwister und Freunde kennen. Von allen wurde ich herzlich aufgenommen. Es war für mich eine neue, interessante Erfahrung.

An dieser Stelle ist naturgemäss ein wichtiger Punkt anzuführen. In unserer Beziehung, in den wenigen Stunden, die wir zusammen sein konnten, war Sex nicht das eigentlich vordergründige Thema. Alejo und ich waren gewarnt – von seinen Eltern, die vernunftgelenkt vorausdachten, ebenso von Seiten meiner Mutter. Wir sollten damit zuwarten, uns die Zukunft nicht verbauen. Aber auch wir selbst wollten es deshalb (noch) nicht und waren uns darin gleichfalls einig. Darüber hinaus gab es ja noch die Möglichkeit des neudeutschen Pettings. Zudem war Alejo ein zurückhaltender junger Mann, dem Respekt kein Fremdwort war. So hatten wir damit nicht das gegenwärtig dringliche Problem. Nachdem wir eines Tages auch den Vortrag eines Arztes darüber hörten, wurde unsere Meinung und Einstellung dazu nur noch bestätigt. Zwei weitere, allzu praktische Anschauungsbeispiele waren gerade zu jener Zeit meine zwei Freundinnen aus unserer Strasse. Beide wurden sie bereits im jungen Alter von sechzehn

bzw. siebzehn Jahren schwanger. So sahen und erlebten wir unmittelbar in unserer Nachbarschaft die Folgen dieser zu frühen Erfahrung und was es für deren Zukunft bedeutete... Einen solchen Start ins Erwachsensein, das wollten wir beide nicht! Nach einigen Wochen begann sich Alejo jedoch zu verändern. Er begann zunehmend über mich zu bestimmen, ja mir Vorhaltungen zu machen. So wollte er mir diktieren, was ich zu tun und zu lassen hätte. Darüber hinaus wollte er meine an sich schon karge Freizeit weiter einschränken und kontrollieren.

Von klein auf war ich, wie bereits erwähnt, sehr selbstständig. Meine Mutter liess mir stets ein gewisses Mass an Freiheit, die ich auch brauchte und auf keinen Fall aufgeben wollte. Ich beanspruchte weiterhin meinen Freiraum, ohne Alejos Diktat. So ging ich danach schon mal mit meinen Freundinnen aus oder ins Kino. Dann sagte ich ihm jeweils ab oder schützte Zeitmangel vor. Dabei hatte ich aber nicht mit seinem mir fremden Verständnis von Patriarchat gerechnet. Als «seine feste Freundin» hätte ich das nicht tun dürfen! Seine Erziehung, das vorgelebte Beispiel der Eltern, wie überhaupt die althergebrachte südländische Auffassung von männlicher Bestimmung, nicht zuletzt sein Ego und der bekannte spanische Stolz verboten ihm, mir als seiner Freundin mein gewohntes Selbstverständnis zu erlauben. Nachdem er zuletzt in unserer Wohnung auftauchte, um sich bei meiner Mutter zu beschweren, und mir bei einem folgenden Treffen sogar weiter heftige Vorwürfe machte, war es des Unguten zuviel. Und für mich war damit Schluss! Soweit ging die Liebe nicht. Ich wollte mich nicht vereinnahmen und

meiner ureigensten Entscheidungsfreiheit berauben lassen. So erklärte ich ihm meinen Standpunkt und er verstand die Konsequenz...

«Episode» Alejo:

«...Mit Alejo spaziert und im Zeitkino Neustädter Bahnhof... War sehr gut. Er geht ab September auf ABF studieren als Dolmetscher. ...» (18.6.1958). «... Mit ihm früh zum musikal. Frühschoppen (Robby Hanson, Hella Jansen, Leo de Beer u.a.). Mittags öffentl. Lottoziehung in ‚Junger Garde‘, Vertreter aller Zeitungen in Dresden haben gezogen (,Union, ST. SZ, fit (?)), Zoodir. Ullrich mit Robby Hanson, 4 Brummers, tschech. Kucera-Ensemble). Abends am Fucikplatz mit O. F. Weidling, Eberhard Cohrs, Tanzmusiker...»

(29.6.1958) . «...Mit Alejo zum Sommerfest. Danach in Klub Platten gehört und Zeitung gelesen (,L'Humanité!'). Abends noch mal allein zum Sommerfest...» (6.7.1958). «... Heute zusammen zum Internat. Radrennen Bämsdorfer Str. (Italien, England, Belgien, CSR, Polen, Ungarn, DDR). England Sieger, Italien Zweiter... » (8.7.1958).

Nach diesen eigentlich ganz harmonischen Treffen und gemeinsamen schönen Freizeitunternehmungen begann Alejo seine Macho-Allüren zu zeigen: «Alejo hat mich telefonisch bestellt. Wäre wichtig. Haben uns gestritten – weil ich am Sonntag nochmals allein zum Sommerfest bin. Und das passt ihm nicht. Aber mir passt es!... Mir gefällt das nicht mehr. Er redet dumm und ist eifersüchtig!...» (10.7.1958).

Danach tat mir ein wenig Abwechslung gut: «...Sind heute auf die Vogelwiese. Mal gefahren, fotografiert, Blumen geschossen – über Grunaer Str. und Brühlsche Terrasse, Brücke, Platz der Ein-

heit und Königsbrücker Str. nach Hause gelaufen. Bin noch zum Sommerfest in ‚Erholung‘. Dort jungen Mann (Arzt-Student) kennengelernt. Mit ihm nach Hause...» (12.7.1958).

Was kommen musste, kam. ...!>... Abends mit dem Bekannten ins Kino... Netter Junge... Komme heim, da sitzt der Spanier da. Mit ihm ist's aus!... Mag das ganz und gar nicht...» (15.7.1958).

Ich hatte einen zwar stolzen, gleichzeitig aber auch einen Macho-Spanier kennen gelernt. Gerade mal sechs Wochen währte diese Romanze. Und meine kleine Welt drehte sich munter weiter...

...Bis ich Wolfgang traf! Meine frühere Klassenkameradin Christa Kiefer, mit der ich nun viel zusammen war, wusste um meine Geschichte mit Alejo. Um mein einsames Single-Dasein nicht zu einem Dauerzustand werden zu lassen, arrangierte sie zusammen mit ihrem Freund eine gut gemeinte Kuppellei. Sie organisierten ein Treffen, bei dem sie mir einen Freund vorstellten – Wolfgang W.. Er gefiel mir auf Anhieb. Obwohl kein Ausbund an Schönheit, hatte er ein gewinnendes Äusseres, dabei ein gewisses Etwas, das man bekanntlich nicht erklären kann. Seine stattliche Körpergrösse sowie gute Manieren taten ein Übriges. Zwei Jahre älter als ich, hatte er bereits ausgelernt und erhielt bei der ostdeutschen Reichsbahn eine weiterführende Ausbildung zur Spezialisierung. Bei all diesen Attributen nicht verwunderlich: Es funkte! Gegenseitig! Wir fanden Gefallen aneinander und blieben während der uns noch verbleibenden schönen Sommer- und Herbsttage zusammen...

26. Entscheidung, Planung, Flucht

... mit Wolfgang – mit dem ich die letzten Sommer- und Herbstmonate des Jahres 1958 verbrachte! Gelegenheit für unsere Treffen hatten wir meistens nur an den Wochenenden, da wir beide unter der Woche beruflich recht angespannt waren – Wolfgang in seiner fachlichen Weiterbildung und ich durch die ständigen wechselnden Vertretungen während der Ferienzeit. Häufig waren wir mit unseren Freunden Christa Kiefer und deren Freund Peter (wiederum der Freund Wolfgangs) zusammen. Wir gingen tanzen, zu den zahlreichen sommerlichen Volksfesten und Veranstaltungen oder machten ausgedehnte Spaziergänge. So oft es ging waren wir natürlich gern allein. Dann trafen wir uns schon mal in der elterlichen Wohnung, in der Wolfgang sein eigenes kleines Zimmer hatte. Seine Eltern waren beide berufstätig, hatten aber nichts dagegen, wenn wir uns dort aufhielten.

Ich hatte Wolfgang sehr gern und wir passten zusammen. Während das Verhältnis zu Alejo auf einer eher intellektuellen Ebene basierte, war die zu Wolfgang eine fühlbar innere Beziehung. Und sie war nicht so kompliziert und enervierend, sondern im Gegenteil wunderbar einfach im gegenseitigen Verständnis.

Mit nunmehr neunzehn Jahren war ich jetzt alt genug, selbst für mich zu entscheiden, zu tun und zu lassen, was ich für richtig hielt. So erzählte ich meiner Mutter nichts von meiner neuen Bekanntschaft – aus berechtigter Angst, dass sie mir wieder dazwischen funken würde. Und eine Beziehung wollte ich mir kein weiteres Mal zerstören lassen! Frühere Erfahrungen, bei denen sie mir

Peinlichkeiten nicht ersparte, waren bereits Warnung, sodass ich entschied, sie nicht mehr alles wissen zu lassen. Ein Beispiel ist mir noch bildhaft vor Augen, bei dem sie mich im Sommer 1956 vor einem Verehrer unglaublich blamierte. Wie eine Furie und unter Schimpfkanonaden zerrte sie mich eines Tages von dessen Motorrad herunter. Hatte ich schon mal einen Freund mit einem derart prestigeträchtigen Maschinchen, beendete sie das kleine Glück kurzerhand mit dieser demütigenden Vorstellung. Den jungen Mann, erschreckt durch die unmögliche Reaktion meiner derart «Besitz ergreifenden» Mutter, war ich damit natürlich los. Er liess sich nie wieder blicken. Eingedenk dieses Szenarios sowie der Häufung solcher Vorkommnisse konnte es kein Vertrauen mehr geben. Ich zog die Konsequenzen.

Eigenartig war, wie meine Mutter sich überhaupt verändert hatte! Mit der Zeit erkannte ich sie fast nicht mehr. Sie benahm sich ähnlich wie Alejo in dessen letztlich eigentlichen Absicht, mich zu kontrollieren und damit an sich zu binden. Ihre früher mir zugestandene und trotzdem unmerklich beaufsichtigende Freiheit, ihre wunderbar liberale Einstellung, ihr insgesamt vertrauensvolles Verhalten, waren einem missmutig-misstrauischem, eifersüchtigem, ja sogar unverständlichem prüdem Denken und Handeln gewichen. Abgesehen davon, dass sie mir die Freunde vergraulte, damit das aufkommende Verlangen vergällte, verbot sie mir zunehmend geradezu banale Kleinigkeiten wie z.B. auch nur mit den Nachbarn im Hof zu plaudern. Dazu machte sie mir unberechtigte Vorhaltungen, hintertrieb meine Freundschaften, säte Unfrieden, wurde gar böse, indem sie mich aus- oder ein-

schloss, um mich am Ausgehen zu hindern. Alejos Schwester Manuela erzählte mir später, dass meine Mutter ihm gegenüber zu verstehen gegeben habe, dass ich mich in Zukunft sowieso mehr um sie kümmern müsse, ich demzufolge keine Zeit mehr für Ausgehen und dergleichen Firlefanz hätte. Um das Mass voll zu machen, mischte sie sich auch in meine Arbeit ein – wenn es um meinen Zahltag ging oder wegen der vielen Überstunden, die ich nun mal umständehalber zu leisten hatte, die ich ja nicht umsonst leistete, sondern die mir im Gegenteil etwas einbrachten.

Ein weiteres, hier nicht zu verschweigendes Problem war, dass meine Mutter schlicht nicht mit Geld umgehen konnte. Früher war es mir weniger aufgefallen – aus dem einfachen Grund, weil wir generell nicht damit gesegnet waren. Da zählten schon kleine Beträge: «...*T. Rosa hat mir 2,50 Mark geschenkt. 1,50 gehört mir... (der ‚kleine‘ Rest ging an meine Mutter!)...*» (18.4.1954). «...*Ja, ich träume immer, ich hätte mal viel Geld. Wir leben hier furchtbar, nie ist Geld da. Mutti vergeht vor Sorgen. Es ist furchtbar. Nur fort, fort von hier aus dem Elend!...*» (4.5.1957) . «...*Heute sind wir arm. Haben nämlich kein Geld, daher auch nichts zu essen. Aber wir sind Optimisten...*» (5.5.1957). «... *Mutti ist böse. Wir haben wieder mal kein Geld...*» (15.1.1958).

Nachdem ich nun meinen geregelten Lohn bezog und mir vornahm, ernsthaft zu sparen: «...*Habe diese Woche ein Sparkassenbuch eingerichtet, damit man sich mal was anlegen kann...*» (18.6.1958), begann sie mich vermehrt darum anzugehen, wie ich ihr in Gelddingen überhaupt oft nachgeben musste. So «durfte» ich von ihr für die liebe Verwandt- und Bekanntschaft gutherzig

bedachte Geschenke bezahlen: «...*Mutti hat Sorgen mit der Arbeit. Sie schafft es bald nicht mehr... Werde Schulden bezahlen...*» (23.2.1957), «... *Bezahle Muttis Schulden...*» (25.2.1957). Dies in der vollen Überzeugung, dass ich ja nun gut verdiente! Zwar zahlte sie es meistens zurück – dann wiederum von meinem an sie abgegebenen Kostgeld, sofern es dazu noch reichte. Darüber hinaus ging sie nämlich ebenso gern und grosszügig einkaufen. Um mich zu besänftigen, brachte sie dabei schon mal ganz besonders feine Sachen nach Hause, die es damals hin und wieder noch «über» die Ladentheke gab: Exotisches wie Erdnüsse, Mandarinen, Apfelsinen und sogar Schokolade. «...*Mutti hat mir heute wieder etwas mitgebracht, obwohl ich es gar nicht will (Haselnüsse, Pfefferminz-Fondant, eine Zitrone und Äpfel). Sie ist wirklich gut (Mutti), aber sie hält mir immer Vorträge...*» (7.1.1954). Diese an sich gut gemeinte Einkaufsfreude machte das leidige Problem nicht eben einfacher. Es bedeutete im Gegenteil zusätzliche Belastung... Und Besorgnis!

All das konnte ich mir nur dahingehend erklären, dass meine Mutter, vielleicht in Vorahnung hinsichtlich der Zukunft und ihres Alters wegen, egoistisch, gar verbittert wurde und dementsprechend ungewohnt berechnend reagierte. Dieses Verhalten entsprach überhaupt nicht ihrem ursprünglich so offenen, grosszügigen Charakter.

Mit Beginn des Jahres 1958 hatte ich meine ab 1957 nur noch sporadisch geführten Aufzeichnungen ebenfalls eingestellt. Vordergründiger Anlass hierfür waren neben den erwähnten Problemen mit meiner Mutter einmal mehr Zeitmangel, hauptsächlich jedoch nun strikt zu

beachtende, notwendige Vorsichtsmassnahmen für mein nächstes Vorhaben. So behielt ich das Kommende wohlweislich für mich. Die Gedanken sind bekanntlich frei und unergründlich. Dafür gab es nun Anderes, weit Wichtigeres, auch Schöneres und Spannenderes zu tun, zu erleben und zu erledigen... !

Bis weit in den Sommer 1958 hinein hatte ich noch immer nicht den versprochenen festen Arbeitsplatz zugewiesen bekommen. Stattdessen sprang ich von Posten zu Arbeitsplatz zu Ablösung, wo überall es eben nötig war und ich gebraucht wurde. Es war Ferienzeit und die Kollegen entsprechend grösstenteils abwesend. Ich dagegen war verfügbar, die Lücken zu füllen und so deren Arbeit fortzuführen. Im Grunde eine schöne Sache, war sie damit doch sehr abwechslungsreich und sollte mein Können unter Beweis stellen. Und zu allem war sie finanziell lohnend! Ich erhielt nämlich den z.T. nicht zu verachtenden Lohn der jeweils zu vertretenden Kollegen.

Wie erwähnt, hatte ich grosses Interesse an dem Posten in der Abteilung «Kasse». «...*In der Kasse ist es prima. Bin selbstständig und es klappt alles bestens...*» (12.6.1957). Es zeichnete sich ab, dass die Kollegin dort die Arbeit nicht mehr würde machen können, da ihre Absenzen immer länger wurden und ich sie deshalb immer wieder vertreten musste. Krankheit und/oder das Baby waren wohl der Grund dafür. Also bewarb ich mich um die Stelle, sollte sie vakant werden. Aber da hatte ich nicht mit den Auflagen für eine solche Kaderstelle gerechnet! Mir wurde zu verstehen gegeben, dass dafür eine Parteimitgliedschaft in der SED («Sozialistische Einheitspar-

tei Deutschlands») erforderlich ist. Und Frau Eiselt war, wenn auch nur passiv, Parteimitglied! Ohne Eintritt in die Partei keine Chance, lautete das Verdikt. (Jahre später erfuhr ich, dass dem eine rein persönlich-individuelle Order seitens der linientreuen Direktion vorausging. Diese «Pflicht» war also keine offiziell vorgegebene Voraussetzung!) Ich fühlte mich natürlich zurückgesetzt und meiner Leistung nicht entsprechend gewürdigt – Lehre, Qualifikation und bisherige Springer-Einsätze zählten trotz fachlicher Empfehlung offensichtlich nichts. Ein Parteieintritt kam für mich jedoch nicht infrage, Karriereleiter hin oder her. Ich wollte nur meine Arbeit machen. Und das gern und gut! Mit meiner Weigerung konnte ich dieses Ansinnen leider vergessen. Welchen Posten aber würde man mir dann anbieten? Was hatte man mit mir wirklich vor...?

... Dafür hatte ich selbst einiges vor! Und das nicht erst seit diesem enttäuschenden Bescheid. Nun trieb ich mein Vorhaben noch vehementer voran – meine «Ausreise» in den Westen, deutlicher, die Flucht nach drüben!

Ich befasste mich bereits seit etwa zwei Jahren mit dem Gedanken, nachdem sich die Verhältnisse in der DDR zusehends verschlechterten: «...Bin früh mit Mutti in die Markthalle (Bauernmarkt), in die Wismut – nirgends Butter bekommen...» (29.4.1957). «...Heute auf den Altmarkt... Es ist alles Lug und Trug hier!... Ich habe alles satt bis obenhin...» (20./21.12.1957). Die Politik wurde restriktiver. Ausreisen, Kontrollen und Überwachungen nahmen zu.

Mir wurde es physisch wie psychisch zu eng. Ich aber wollte mehr, wollte weiter-

sen! Ich träumte von der Freiheit, hatte Vorstellungen, Vorbilder, Sehnsüchte. Die grösste Triebfeder war, dass ich, worüber ich früher so viel gelesen und was ich begierig aufgesogen hatte, selbst sehen, erleben und bereisen wollte! Die Zeit dafür war reif...

Ich anerkannte meine ausserordentlich gute Lehre und war der mir ermöglichten vorbildlichen Ausbildung bewusst. Ich schätzte den Betrieb und liebte meine Arbeit: «...*Mich ekelt hier alles an. Ich will nächstes Jahr nach dem Westen, wenn alles gut geht! Mir macht meine Arbeit Freude, aber sonst ekelt einen alles an!...*» (14.9.1957). Dennoch! Ich wurde von Tag zu Tag unzufriedener

– und beunruhigter! Mit zunehmender Sorge verfolgte ich die angespannte Lage in Berlin sowie die damit einhergehenden Einschränkungen rund um die Hauptstadt, die auch uns in der Provinz nicht verborgen blieben. «...*Jetzt wird es immer strenger mit dem nach dem Westen Fahren. Hoffentlich klappt es noch einmal. Es ist jetzt überhaupt furchtbar mit allem!...*» (2.11.1957). «...*Jetzt stinkt es mal wieder mächtig wegen der Grenze. Wir dürfen nicht rüber und die von drüben nicht herüber (Grenze von 1949). Man kann noch über Berlin. Alles wird verriegelt. Mal sehen, wie's nächstes Jahr ist...*» (7.12.1957). In der Folge sollte sich die Besorgnis erregende Situation bis in unsere engere Umgebung auswirken. Arbeitskollegen, Lehrer, Schulfreunde, Nachbarn, Bekannte – viele setzten sich ab, flüchteten. Sie hinterliessen eine immer grösser werdende Leere – im Betrieb, der Schule, um mich herum, in mir selbst! Ich bedauerte mit jedem Mal mehr, wenn es hiess: «Die, der, jene sind weg»! Oft waren es gerade Menschen, die mir etwas bedeuteten

und die darum empfindliche Lücken und mit ihnen wehmütige Erinnerungen zurückliessen. Und viele (wie ich) hatten es noch vor: *Simone gefällt es hier auch nicht mehr. Sie will nach Düsseldorf... »* (5.12.1957)

In dieser Stimmung trug die innerbetriebliche Auflage der nur unter bestimmten Bedingungen zugestandenem Kassen-Stelle mit dazu bei, meinen Entschluss zu festigen. Ich war drauf und dran, nun ebenfalls alles aufzugeben. Die so aufgezwungene Notwendigkeit sollte letztendlich bedeutsam für meine Zukunft sein...

...Zugegeben! Meine Freundinnen und Freunde und ich hatten in dieser Zeit genug Abwechslung. Wir gingen an zahlreiche Veranstaltungen, vergnügten uns, wo wir nur konnten. Wie waren wir auf Draht im Organisieren, um ja nichts zu verpassen, wenn es galt, etwas von der grossen weiten Welt mitzubekommen, und sei es nur aus der gebotenen Distanz! Um die Jugend in diesem Sinn zu «beschäftigen» wurde, wie bereits geschildert, ja einiges getan. Aber genügte das?! Für die meisten, mich eingeschlossen, je länger je mehr eben nicht. Im Gegenteil! Es verdeutlichte nur das von der Obrigkeit verzweifelt organisierte Ablenken von unserer eingeschränkten kleinen Welt, in der wir ja tatsächlich lebten. Das war für den Moment schön und gut – bis zu dem Zeitpunkt, in dem das Denken darüber einsetzte, dass diese Alibiübung jenseits jeglicher Realität eben nur ein passives Erleben war. Und so dachten und handelten viele Unzufriedene in die «gleiche Richtung»...

Die Entscheidungs-Kriterien für meinen Entschluss wegzugehen hatten nach den vorgehend geschilderten Ereignissen ei-

ne in der Reihenfolge rangierende Gewichtung, entsprechend einer vordem langfristigen, mittelfristigen oder kurzfristigen Entwicklung resp. Erfahrung: Die sich seit Längerem abzeichnenden gesellschaftspolitisch verschlechternden Bedingungen; die innerbetrieblichen und mein persönliches Weiterkommen behindernden Auflagen; das zunehmend sonderliche Verhalten meiner Mutter. All das gefiel mir nicht, und ich konnte und wollte es auch nicht akzeptieren. Ich sah in diesem Umfeld für mich keine Zukunft mehr.

Auf Grund all dessen traf ich meine Entscheidung!

Ich plante, mein Vorhaben im Herbst 1958 in die Tat umzusetzen. Es war wichtig, erst einmal genügend Startkapital anzusparen, wofür ich mir nach dem Abschluss der Lehre ein Jahr Zeit gab. Zudem wäre es nicht ratsam gewesen, die Arbeit sofort aufzugeben. Und ich konnte nach dem Stress der Lehrabschluss-Prüfungen so in Ruhe, mit aller gebotenen Vorsicht, die nötigen Vorbereitungen treffen!

Die grosse Herausforderung war also, wie kam ich in den Westen? Für immer! Auf welchem Wege war das noch möglich? Ein Jahr nach meiner damals noch bewilligten Besuchsreise war das schon nicht mehr so einfach. Ich hätte dafür wieder eine Genehmigung beantragen müssen, zudem wäre ein weiterer Besuchsgrund unglaubwürdig gewesen. Mittlerweile hatte ich auch den für mich so wichtigen Facharbeiterbrief in der Tasche, ein womöglich weiteres Indiz für die Polizei, darauf besonderes Augenmerk zu lenken. Nachdem sie es jetzt ohnehin speziell auf studierte und ausgebildete Leute abgesehen hatten,

würden die Sicherheitsbehörden hinter meinem erneuten Besuchsantrag mehr vermuten – meine eigentliche Absicht... Bekanntlich bestand bereits seit Jahren eine durchwegs kontrollierte Grenze zur Bundesrepublik. Einzig in Berlin war sie für den innerstädtischen Grenzverkehr noch durchlässig, jedoch nur für Berliner – die Ost-Berliner durften hinüber und im Gegenzug die West-Berliner herüber pendeln. Das taten sie vorzugsweise mit der S-Bahn, der von der DDR-Reichsbahn (DR) betriebenen Stadtbahn, die nach Vereinbarung der vier Siegermächte ganz Berlin – den Ost- und Westteil der Stadt – bediente. Nach reiflicher Überlegung und Risikoabschätzung kam für mich also nur der Versuch über Berlin infrage. Ein grosses Problem bestand aber auch hier: die jetzt ebenfalls verschärften Kontrollen, besonders in den aus der Provinz in die Hauptstadt verkehrenden Zügen. Berlin war eben das einzig noch geöffnete Tor und demzufolge hoffnungsvolles Ziel für die von Tag zu Tag zahlreicher werdenden Entschlossenen. .. Die konnten aber nun bei Observation und Erkennung durch die Sicherheitsbehörden ohne Umstände herausgeholt und abgeführt werden! Dieses Vorgehen machte in der Republik natürlich überall die Runde. Umso grösser war meine Sorge, diese nicht ungefährliche Hürde überwinden zu können.

In dieser Situation kam mir ein glücklicher Zufall zu Hilfe – durch meine Springer-Tätigkeit im Betrieb. Als zuverlässige Mitarbeiterin erfuhr ich in den jeweiligen Arbeitsbereichen zunehmend das Vertrauen meiner Kollegen. So lernte ich sie und ihre Meinung im Zusammenhang mit meiner geschilderten Reise in die Bundesrepublik näher kennen. Ich

erkannte, wie sie im Einzelnen tickten, was sie dachten, hörte, worüber sie sich unterhielten, vernahm Vertrauliches. So wussten sie mittlerweile auch um meine politische Einstellung. Dieser verschworenen Runde von Gleichgesinnten gehörten gar nicht mal so Wenige unserer Verwaltung an.

Eine dieser Kolleginnen war Frau Müller. Die rundliche, sehr sympathische Matrone arbeitete jeweils nur vier Tage in der Woche. Neben der Fibu war sie dabei hauptsächlich in der Lohnbuchhaltung tätig. Sie ersetzte dort Frau Apel – in Anlehnung ihres Namens «Apline» gerufen – eine ungemein liebenswürdige, dazu temperament- und humorvolle Mittvierzigerin, die einige Monate zuvor in den Westen «ausgereist» war.

Aus Gesprächen erfuhr ich, dass der Mann von Frau Müller in Berlin arbeitete, demzufolge pendelte er zweimal in der Woche zwischen Dresden und der Hauptstadt. Während einer dieser Unterhaltungen erwähnte ich beiläufig, dass ich meine Ferienpläne wohl begraben könne, da es auf Grund der neuen Berlin-Restriktionen nun schwierig sein würde, wieder einmal Ferien in Ost-Berlin zu machen. Mit keinem Wort erwähnte ich meine eigentliche Absicht. Dabei nahm ich bewusst diese Ausrede als harmlosen Vorwand, um mich und auch Frau Müller nicht in etwelche Schwierigkeiten zu bringen; um meinen Plan nicht zu gefährden. Ungebetene Lauscher gab es überall. Wer nichts weiss, kann auch nichts ausplaudern! Frau Müller verstand sofort, sie hatte es wohl bereits vermutet, und zu meiner Freude – und insgeheimen Erwartung! – wollte sie mit ihrem Mann reden. Der Bescheid: Er war einverstanden «...wolle mich mitnehmen...»

Kurz vor dem nun alles entscheidenden Termin wurde in der Wohnung der Familie Müller ein Treffen vereinbart, um wichtige Details für die Fahrt zu besprechen, denn diese Hürde war damit noch keineswegs genommen! Herr Müller – wenn das kein Widerspruch in sich ist – arbeitete im Ministerium! Er erklärte mir ausführlich sein Vorgehen. Er wollte mich bei allfälliger Kontrolle als seine Nichte aus Dresden ausgeben, der er Berlin, die Hauptstadt der Deutschen Demokratischen Republik, zeigen wolle. So würden sie mich – schon auf Grund seiner Arbeitsstelle – sicher nicht behelligen. Aber ich dürfte kein auffälliges Gepäck, wie überhaupt nicht zu viel dabei haben. Des Weiteren solle ich mich unbefangen geben und, sehr wichtig, nur ihn reden lassen! Selbstredend, dass dies alles in meinem Sinn war!

An diesem konspirativen «Reffen erfuhr ich, dass die Familie ebenfalls beabsichtigte, in absehbarer Zeit «in die BRD überzusiedeln»! Ich konnte ihnen also voll vertrauen.

Nachdem dieser erste und mich bis dahin sehr belastende Punkt geklärt war, plante ich systematisch die nächsten notwendigen Schritte.

Ich machte meine Arbeit in der Firma weiterhin so unauffällig wie bisher und sprach auch mit sonst niemandem über mein Vorhaben. Die Reise nach Berlin war nun als Ferienwoche in Ost-Berlin programmiert und insofern kein erwähnenswertes Thema mehr. So lief alles im gewohnten Rahmen weiter.

Unterdessen konzentrierte ich mich auf die nächsten zu erledigenden Vorkehrungen. Unbedingte Vorraussetzung für diese Unternehmung war strikte Geheimhaltung. Ein Fehler, eine unbedachte Äusserung, eine Missdeutung konnte

alles zunichtemachen und mich in die Fänge der Staatssicherheit, und damit in deren berüchtigten «Bau» bringen! So war die nun anstehende und umzusetzende Schwierigkeit: «Wie sag' ich's meinem Kinde...?!» Ich kam nicht darum herum: Ich musste die mir wichtigsten, nahe stehenden Menschen über meine Absicht informieren.

Juli/August. Auf Grund der Wohnungsknappheit wurde von der Stadt bis in die 60er-Jahre jeder Person nur ein begrenzter Wohnraum zugestanden, wie geschildert bei meiner Tante Rosa. Das bedeutete, dass ich solch einer drohenden Massnahme unbedingt vorbeugen musste, sollte meine Mutter nach meiner Flucht nicht fremde Untermieter aufnehmen oder gar aus der Wohnung ausziehen müssen. Deshalb sah ich mich gezwungen, meine Schwester einzuweihen. Gleichzeitig musste ich sie von der dafür dringenden Notwendigkeit eines Umzugs nach Dresden überzeugen. Ich vergesse nie den Tag, als ich ihr in Gegenwart ihres Freundes (und späteren Ehemannes) mein Vorhaben eröffnete. Immerhin eine Hammer-Nachricht für diese Stadt-ungewohnten Landeier! Nach dem Überdenken meines Vorschlags erklärten sich beide zu meiner grossen Erleichterung damit einverstanden. Sie wollten in unsere Wohnung ziehen! So lösten sie mich quasi als Mitbewohnerin ab und erhielten gleichzeitig meiner Mutter das Zuhause. Mit der Bodenkammer unter dem Dach, dazu Hof und Garten, war genug Platz für alle vorhanden. Ein weiterer wichtiger Aspekt dabei: Unser Heim blieb in der Familie! Später sollten nämlich noch meine Nichten mit ihren Partnern in dieser Wohnung leben – in dritter Generation!

Mit dieser unerwartet einvernehmlichen Lösung war so ein weiterer wichtiger Punkt geregelt.

August/September. Mein Freund Wolfgang war die zweite wichtige Person, der ich mich offenbarte. Die Zeit wurde knapp, und so wir hatten nicht mehr so viele Gelegenheiten, zusammen zu sein. Umso intensiver waren die Momente der Vertraulichkeit. Aber auch hier musste es sein – die Notwendigkeit der Einweihung in meinen Plan! Was ich nicht erwartet hatte und mich unglaublich glücklich machte, war seine Eröffnung «...dass wir uns bald wieder sehen würden...». Nach dem definitiven Abschluss seiner Ausbildung wollte er in den Westen nachkommen! Er trug sich ebenfalls mit dem Gedanken, «rüber zu machen», und das offensichtlich nicht erst seit meiner Beichte! Das war doch wahrhaftig eine wunderbare Nachricht, die für mich nun alles Kommende in einem rosigeren Licht erscheinen liess.

Auf unseren letzten gemeinsamen Ausflügen, Spaziergängen und Buden-Treffs besprachen wir dann noch wichtige Details, die uns beschäftigten oder zu bedenken waren. Wir tauschten Fotografien und kleine Maskottchen aus, die uns gegenseitig begleiten und beschützen sollten. Wolfgang brachte mir auch ein kleines Köfferchen mit, schwarzglänzend und ausgelegt mit rotem Satin. Ein wunderbares, handliches Gepäckstück! Für die «Ferienreise» nach Berlin hatte es gerade die richtige Grösse und eignete sich insofern bestens, um damit nicht aufzufallen. Leider habe ich dieses persönliche Andenken später einem ebenfalls geflüchteten Verwandten überlassen, der es für seine bescheidene Habe gebrauchen konnte. So gesehen hat das

gute Stück im ähnlichen Sinn seinen Zweck ein zweites Mal erfüllt.

Das Zusammensein mit Wolfgang in unserer Heimat währte also nur noch die letzten Sommertage. Dafür sollte es im Westen Deutschlands bald seine glückliche Fortsetzung geben, eine überaus beruhigende Vorstellung angesichts dieses vertraulichen Wissens. Damit war ein weiterer Problem-Punkt gar zu einem hoffnungsvollen Wendepunkt geworden! «...Sonnabend. Der letzte Arbeitstag in der Kaskade. Bei M. 's wegen Berlin-Fahrt. Fahrkarte geholt. Bei Traudel mich für ‚Berlin abgemeldet‘... Abends mit Wolfgang in ‚Parkhotel‘, haben getanzt... lange, lange...!! Gegen 23 Uhr nach Hause... Wolfgang hat mir kleinen Koffer mitgegeben...» (25.10.1957).

September. Dritte und schwerste Amtshandlung – meine Mutter! Ich fürchtete mich vor dem Moment, ihr meinen Plan zu eröffnen, das Wort Flucht überhaupt nur auszusprechen. Ich hatte bewusst lange damit gewartet, es ihr zu erklären. Der Schock musste natürlich furchtbar sein. Aber ich hätte meine Mutter besser kennen sollen. Sie ahnte es wohl schon lange, hatte es vielleicht gar gewusst, trotz aller Vorkehrungen. Entsprechend gefasst war ihre Reaktion – sie nahm es mit versteinelter Mine auf. Vermutlich hatte sie sich mit dem Gedanken bereits vertraut gemacht, was mich doch sehr erstaunte. Und was für eine plötzliche Erkenntnis für mich! Dadurch erklärte sich ihr in der letzten Zeit zunehmend gereiztes, mitunter gar boshaftes Verhalten. Trotz oder gerade wegen ihres vorherigen möglichen Wissens und ihrer deshalb mit Fassung aufgenommenen «beredt stummen» Antwort – ich war um eine Zentnerlast erleichtert! Wo-

mit der für mich dritte und schwierigste Punkt nun ebenfalls gelöst war!

Meinen Freundinnen erzählte ich nichts, wie ich ihnen gegenüber nie etwas darüber je erwähnt hatte. Mit der unverfänglichen Bemerkung, ich führe wieder nach Berlin und der beiläufigen Nachfrage, ob ich ihnen etwas mitbringen solle, liess ich sie im Ungewissen, bis... Nun, bis sie dann definitiv wieder von mir hören sollten!

Meinen Nächsten und Eingeweihten musste ich nicht zweimal sagen, ja nichts über mein ihnen anvertrautes Geheimnis verlauten zu lassen, niemandem etwas davon zu erzählen. Sie mussten damit rechnen, dass ihr Wissen sie bei der geringsten Indiskretion selbst in Gefahr bringen würde. Darüber hinaus bat ich meine Mutter eindringlich, bei evtl. Befragungen oder gar Druckversuchen seitens der Polizei und deren Vollzugsorgane absolutes Nichtwissen vorzugeben. Ihre so vorgetäuschte, völlige Ahnungslosigkeit über meine Flucht wie überhaupt deren Vorbereitungen wäre für sie der sicherste Weg, dass man sie unbehelligt liesse. Sie hielten alle dicht!

Oktober: Der Tag der (Aus-) Reise nahte. Die letzten Entscheidungen mussten getroffen werden. Was nehme ich mit an Kleidern, Wäsche, Effekten? Es durfte keinesfalls zu viel sein – für «nur eine Ferienwoche» in Berlin... Nur ja nicht auffallen, war das Gebot, von dem viel, um nicht zu sagen alles, abhängen konnte! Ich hatte mich bewusst für einen Tag Ende des Monats Oktober entschieden. Im bereits kühlen Spätherbst konnte ich mehrere Kleidungsstücke übereinander

dabei logischen Überlegung, dass diese «Lagen» an Unterwäsche, Unterziehpulli, Bluse, Pullover, Jacke und Hose sowie darüber ein Mantel der Jahreszeit angemessen waren. Mit meiner schmalen Handtuch-Figur würde ich in dieser Ausstaffierung sicher nicht auffallen oder gar zu dick erscheinen. In Wolfgangs kleines Kofferchen packte ich zum Wechseln eine weitere Lage Wäsche und einige Kleidungsstücke, in einen kleinen Seesack, den ich schon länger besass und meist für Wanderungen benutzte, ein zweites Paar Schuhe, Toilettensachen und drei Bücher, die mir am Herzen lagen und die ich unbedingt mitnehmen wollte. Meine Tagebücher verstaute ich gut und nicht sofort sichtbar unter ein kleines Fotoalbum zu unterst im Beutel. Eine Umhängetasche mit den üblichen Utensilien sowie wichtigen Papieren vervollständigte mein Reisegepäck. Derart ausgerüstet wäre ich fürs erste versorgt, sollte alles gut gehen.

Ein nicht minder wichtiges, buchstäblich «zählbares» Argument sprach ebenfalls für dieses Datum. Ich konnte nach dem Oktober-Zahltag nochmals einen vollen Lohn für meine Vertretungsarbeit «mitnehmen». Zu guter Letzt die Überlegung: Ich wollte weder im Sommer noch im Winter das Unternehmen starten, schon gar nicht unmittelbar vor Weihnachten. Es würde ohnehin hart genug werden. Alles also wichtige Faktoren, die es zu bedenken galt! So war nach meiner Einschätzung die Festlegung auf das vorgesehene Datum der genau richtige Zeitpunkt. Zuletzt verschaffte mir die eingereichte Ferienwoche eine beruhigende Zeit-Reserve vom Betrieb. Ich hatte, soweit es möglich war, alles bedacht.

Unabänderlichen: *«...Früh Koffer gepackt. Bei Helga gewesen. Nachmittags zu Wolfgang, haben von Tonbändern und Hitparade gute Musik gehört, so wunderbar... Abends zeitig zu Bett. Konnte fast nicht schlafen vor Aufregung..*

(26.10.1957).

27. Oktober 1958 – *Der alles entscheidende Tag für mein weiteres Leben!* Nun war es soweit! Lange hatte ich darauf hingearbeitet, hatte davon geträumt, der Gedanke daran hatte mich nicht mehr losgelassen.

Eine innere Eingebung bestimmte fortan mein weiteres Handeln. Evtl. aufkommende Unsicherheiten, gar Zweifel, oder die in letzter Minute befürchtete Angst vor der eigenen Courage – all das hatte darin keinen Platz! Im Gegenteil! Ich folgte mit einer Selbstverständlichkeit dem mich ziehenden Sog meiner einmal gefassten Entscheidung.

Einzig aufhalten konnten mich auf diesem vorgezeichneten Weg nur noch unvorhersehbare Zwischenfälle, die ausserhalb meiner Vorsicht oder Einflussnahme lagen – wie etwa die Sicherheitsbehörden in den Zügen. Vorerst aber verschwendete ich keinerlei Gedanken an eine solch schlimme Vorstellung. Zudem hatte ich als «persönliche Versicherung» ja meinen eigenen hilfreichen «Zugbegleiter».

Im Gedächtnis eingebraunt – der letzte Morgen! Das Aufstehen zur Nachtzeit, ohne vorher überhaupt etwas Schlaf gefunden zu haben ... Die wenigen letzten Worte! Was gesagt werden musste, war gesagt... Das rationale Handeln, um keine Gefühlsregungen aufkommen zu lassen... Der Abschied von meiner Mutter, von unserer Strasse, von Dresden... Mein Aufbruch ins Unbekannte... An diesem Morgen kämpften erstmals zwei

Gegengewichte in meiner Brust. In dieser Stunde offenbarten sie beide ihre unterschiedliche «Stärke»: Die Emotionen hinsichtlich der Endgültigkeit gegen das ohne-wenn-und-aber-Wollen ! Obwohl, wie geschildert, meine Mutter mir in der letzten Zeit doch sehr auf die Nerven gegangen war, bleibt unweigerlich unser bisheriges gemeinsames Leben – das Gewesene, Schöne, die gewachsene Vertrautheit, meine ärmliche und doch so behütete Kindheit – tief verwurzelt. Ich hing an meinem Zuhause, an meinen Lieben. Und ich liebte Dresden, meine Heimatstadt, die ich damit ja ebenfalls verliess. Alles und alle zu verlassen, und das für eine unbekannt lange Zeit, fiel mir schwer! Wer verlässt schon gern seine Heimat, wenn die Umstände es nicht zwingend machen? Es war eben keine der vorübergehenden Auszeiten mit Rückkehr-Garantie, wie sie sich junge Leute gelegentlich genehmigen, sondern ein lange gereifter Prozess, den ich jetzt, ohne seine Selbstverständlichkeit irgendwann je infrage gestellt zu haben, abschliessen musste. Wären die Verhältnisse nicht so gewesen, wie sie es leider waren – eine solche Lösung wäre für mich, wie für so viele andere, nie ein Thema gewesen.

In Anbetracht all dessen liessen sich die Gefühlsregungen zu diesem nun finalen Zeitpunkt trotz allen Verdrängens nicht mehr aufhalten. Das bisher verschlossene Ventil sollte sich ungehemmt öffnen...

Es war ein trockener, kühler Tag. Wie geschildert, hatte ich mich gut «gepolstert». Nach einem Kaffee – mehr brachte ich nicht herunter – war ich bereits vor der Zeit parat. Den Abschied machte ich bewusst kurz, um ihn uns nicht zu

schwer zu machen. Eine innige Umarmung, ein letzter Blick durch die Wohnung, mit meinem Gepäck eiligst die Treppe hinunter und unsere kleine Strasse hinauf bis zum oberen Eckhaus. Vor der Biegung warf ich einen letzten Blick zurück und sah meine Mutter am Fenster, wie sie mir nachschaute – ohne Worte, kein Winken. In dem Moment öffneten sich alle Schleusen, die Tränen liessen sich nicht mehr aufhalten! Ich weinte hemmungslos all meine Wehmut heraus. Meiner armen Mutter wird es nicht anders ergangen sein, bedeutete mein Weggang doch auch für sie einen nicht minder herben Einschnitt, ein abruptes Ende, gefolgt von neuen Lebensumständen und notwendig werdenden Anpassungen. Und über allem die furchtbare nicht zu beantwortende Frage: Wann würden wir uns, wenn überhaupt, je wieder sehen...?!

Zu dieser Zeit war die mittlere Hechtstrasse von den Lümmern zwar geräumt, aber noch nicht bebaut worden. So störte mich nichts und niemand, und ich liess meinen Hünen freien Lauf. Im unteren, schon etwas belebteren Teil hatte ich meinen Abschiedsschmerz überwunden, und meine Tränen versiegten. Zusehends wurde mir leichter ums Herz, sogar meine zwei Gepäckstücke verloren fühlbar an Gewicht. Mit munteren Schritten gelangte ich guten Mutes zum Neustädter-Bahnhof.

«... Wolfgang war da!... Ade Dresden, ade Mutti!... Aufwiedersehen!!!...» (27.10.1957).

Die erste grosse Schwierigkeit dieses Tages, den Abschied von zu Hause, hatte ich also, wenn auch mit vielen vergossenen Tränen, einigermassen glimpflich hinter mich gebracht.

Wie verabredet traf ich pünktlich am vereinbarten Treffpunkt Herrn Müller. Nach einigen Worten zur Begrüssung und noch nötigen kurzen Erklärungen, war ich gewappnet, unter seiner Obhut nun die zweite, ungemein grössere Hürde zu nehmen. Zusammen fuhren wir dann weiter zum Hauptbahnhof.

Und – mein Wolfgang war da! Wir hatten noch einige Minuten Zeit für uns allein. Danach der zweite schlimme Abschied, wieder unter Tränen! Diese aber wenigstens nicht ohne Zuversicht...

Der Zug, ein Triebwagen speziell für die frühmorgendlichen Berlin-Pendler, war entsprechend gut besetzt. Ohne lange Suche fand Herr Müller unsere reservierten Plätze. Während der Fahrt wurde nur wenig gesprochen. Überhaupt fand im ganzen Zugabteil faktisch keine Unterhaltung statt. Es schien, als fürchteten die Leute – wohlweislich! – damit etwas über sich selbst preiszugeben.

Und tatsächlich! Vor Berlin kamen die angesagten Sicherheitsleute, zwei Volkspolizisten. Herr Müller gab wie selbstverständlich den fürsorglichen Onkel und, mich betreffend, seine Erklärung ab. Ich machte dazu passend das erwartungsfrohe Gesicht ob der Aussicht, dank ihm nun Berlin kennen zu lernen... Die Uniformierten fanden das in Ordnung und zogen weiter mit der Absicht, evtl. doch noch mögliche potenzielle Opfer zu finden.

Nach diesem Herzklopfen-Aufreger – mit folgendem unhörbaren Aufatmen! – kamen wir unbeschadet in Berlin an. Herr Müller begleitete mich bis zur Strassenbahn. Dort verabredeten wir uns (zum Schein) noch für die «Berlin-Tour». Es sollte bis zuletzt alles echt aussehen. Danach ging ein jeder seiner Wege: Mein «Guide» fuhr zu seiner Dienststelle, ich

Richtung Weissensee. Damit war die erste der zwei letzten und schwersten Hürden ebenfalls geschafft. Und ich war meinem Ziel damit einen Riesenschritt nähergekommen!

Um die Ziellinie endlich überqueren zu können, hatte ich an die Hilfe meiner Kusine gedacht. Von meinem Ferientaufenthalt im Jahre 1955 wusste ich um deren, wie ebenfalls des inzwischen verstorbenen Opas, politische Einstellung. Der 17. Juni 1953, damals noch in unverfälscht frischer Erinnerung, hatte gerade die Ost-Berliner ungemein aufgewühlt. Dementsprechend deutlich fielen ihre Kommentare über die ursächliche Unzufriedenheit und das harte Vorgehen der Regierung aus. Ich konnte ihr also vertrauen und ging insofern kein Risiko ein, wenn ich sie für mein gewagtes Anliegen um Hilfe bat. Um ganz sicher zu sein und sie auch wirklich anzutreffen, hatte ich sie über meinen vorgesehenen Berlin-Aufenthalt informiert und dazu das genaue Datum angegeben, nichts weiter. Sie erst an Ort und Stelle einzuweihen schien mir sicherer. So sollte sie nun meine hierzu unverzichtbare Berlin-Reiseführerin oder richtiger, nächste «Zug-Begleiterin» sein!

Hanna erwartete mich bereits. Es war noch früh am Morgen. Die Kinder waren bereits auf dem Weg zur Schule. So hatte sie die nötige Zeit für mein Vorhaben, das ich ihr nun offenbarte. Ich machte es kurz und bündig, sagte, was zu sagen war: «Hanna, Du musst mich in den Westen bringen», dazu einige nötige Erklärungen – warum, wieso, weshalb. Darauf meine Kusine – ebenso «unmissverständlich»: «Keen Problem, det machen wa!» Ich war erleichtert! Mittlerweile lebte meine Kusine schon so lange

auf dem Zilleschen Berliner Pflaster, dass sie meinem Anliegen in dessen bekannt-schnoddriger Ausdrucksweise spontan zustimmte und mir auf dieser letzten – und gefährlichsten – Etappe behilflich sein wollte! Ich habe diesen Dialog mit seiner derart prägnanten Aussage über all die Jahre hinweg nie vergessen.

Nach einem kleinen Mittagessen machten wir uns auf den Weg nach Tempelhof. Dazu war die S-Bahn-Linie von Ost nach West-Berlin zu nehmen, die uns dorthin bringen sollte. Nach drüben... Das konnte ebenfalls noch zur Falle werden! Auch in diesen Zügen kamen vermehrt Sicherheitsbeamte durch. Hier war die eigentliche Schwierigkeit mein Gepäck. Deshalb riet mir meine Kusine, es abseits unter die Sitze am anderen Ende des Abteils zu stellen! Bei etwelchen Kontrollen bliebe dann noch genügend Zeit, uns davon zu «distanzieren», zumal der Wagen gut besetzt war. Leider wäre ich damit wohl auch meine Habseligkeiten und Tagebücher los gewesen. Oder gar auch mehr – meiner Vision von Freiheit ... Aber so weit sollte es zum Glück nicht kommen. Die berüchtigten Uniformierten verschonten heute die Passagiere oder vielleicht nur dieses Abteil! Einen grösseren, gewichtigeren Stein, der mir hörbar vom Herzen plumpste, konnte es gar nicht geben. Sofort nach der letzten Station im Osten, unmittelbar auf Westgebiet, lief ich durch den Wagen und holte mein Gepäck hervor, das, wie es mir schien, bereits sehnsüchtig auf mich wartete – eine wunderbare Vorstellung. Ich war heilfroh, es wieder fest in meinen Händen zu halten. Wir kamen also unbehelligt auf der Station Tempelhof an. Ich war endlich «drüben». Die letzte und höchste der Hürden war überwunden!

Ich war nun in Berlin-Tempelhof, dem Abflughafen von der «Insel Berlin» nach dem «Festland-Deutschland». Meine Kusine musste wohl um die zu dieser nachmittäglichen Zeit eher gefahrlose Situation gewusst haben. Wie ich später erfuhr, wurden die Ost-Flüchtlinge nämlich meistens vormittags ausgeflogen. Vermutlich wurden dementsprechend die Kontrollen in den Zügen zeitlich angepasst. Nach der glücklichen Ankunft verabschiedeten wir uns. Wie am Morgen bereits Herrn Müller, so dankte ich auch ihr herzlich für ihren hilfreichen Begleitschutz. Und ein weiteres Mal war es ein Abschied auf eine unbestimmte lange Zeit...

Die DDR, der Osten, war Vergangenheit!

*Anmerkungen zu den schlimmen Unwettern von 1954, 1957 und 1958.

Die offizielle Verlautbarung zu den Unwetter-Katastrophen im Sommer 1954 (Lesart Original-DDR-»Interpretation«) :
«Die Unwetterkatastrophen verbreitet über Deutschland, Ost und West, radioaktiver Regen – Australien, Kanada, Schweiz, Island, Schweden, Italien, Japan und die Donauländer (Ungarn, CSR – (damals Tschechoslowakei)).

In Bayern stieg die Donau 12m und überflutete Flächen vom Ausmass drei Mal so gross wie der Bodensee. Passau ist eine versinkende Stadt. Es kostete Todesopfer. Sensationslustige Reisende kamen. Furchtbar!

In Ost-DDR ist die Elbe etwas rau geworden: 6V2 m gestiegen und reissend. Nur die Torbogen sind zu sehen. Riesa, Magdeburg, Dresden sind jedoch nicht in grosser Gefahr. Karl-Marx-Stadt ist von der

Mulde in Gefahr gesetzt. Grössere Schäden wurden aber verhindert durch Gemeinschaftsarbeit von Sowjetsoldaten, Volkspolizei, Katastrophen-Kommission, Kasernierte und Bevölkerung. Solidarität von allen Seiten wird eingesetzt für Katastrophen-Betroffene. Massnahmen werden unternommen und Gelder und Sachen gesammelt. Hilfe!

Seit Menschengedenken noch nie so eine Katastrophe. In England ist eine Hundekälte, in SU (Sowjet-Union) ebenfalls Regen und Hitze wie in Amerika. Ursachen sind die Wasserstoff- und Atombomben im Pazifik der USA. Sie wirken auf Sonne und Regen. Radioaktive Strahlen und Wolken gehen nieder und bringen Katastrophen. Wie seinerzeit die Eruptionswolken des Krakatau, so sind es jetzt die radioaktiven Einwirkungen der H-Bombe. Joliot Curie obiges ebenfalls.» (Juli/Aug. 1954).

Dagegen die von mir im Sommer 1957 «authentisch kommentierten» Wetter-Kapriolen:

«...Hitze!! ...Mutti und ich, wir ziehen in der Hitze die weissen Büromäntel an; wie im Sanatorium...» (30.6.1957.)
«...Heute ist eine derartige Hitze, dass wir nicht gewusst haben, wie wir uns retten sollen. In der Sonne 50° und im Schatten 38°! Gestern war der heisseste Tag seit Jahren. Auf Arbeit ist es unerträglich. ...» (4.7.1957).

«...Heute hat es den ganzen Tag gegossen. Es war ein elender Tag. Der Himmel grau-schwarz...» (22.7.1957).

«...Diese Nacht ist in Pirna und im Gottliebatal Wolkenbruch niedergegangen. Die Elbe gelb-schmutzig...»(23.7.1957).

«...Den ganzen Tag hat es gegossen. In Pirna Riesenüberschwemmungen. Elbe elend hoch...» (25.7.1957).

«...Diese Woche hat es nur geregnet, viel mehr gegossen. Die Elbe reicht bis an die Mauern. Überall Hochwasser. Wolkenbrüche an Samstag/Sonntag. Die Strassen sind verwüstet und verschlammt. Freital, ganz Dresden abgesperrt. Es dürfen keine Touristen rein, keine Kinderferienlager. Die Priessnitz und Weisseritz sind übergelaufen. Bei uns hat's reingereget. In Dresden die stärksten Niederschläge – 100 Ltr. auf m². Alles muss zum Einsatz...» (S. 7.1958).

WEST-DEUTSCHLAND

Nun hatte ich endlich den Boden der Freiheit betreten, zwar noch im Westteil der Stadt, aber immerhin, ich war im freien Westen «angekommen»! Lange hatte ich darauf hingearbeitet und dafür manche Erschwernisse überwunden, immer eingedenk der drohenden Gefahr, vor Erreichen des ersehnten Zieles erlappt zu werden und danach die berüchtigten DDR-Kerker womöglich von innen zu sehen. Jetzt konnte mich nichts und niemand mehr aufhalten! Ich konnte aufatmen und meine weitere Zukunft nun nach meinen Vorstellungen angehen und gestalten.

Die ersten Schritte – Orientierung, Zurechtfinden und Handeln sowie mein mir treues «Zufalls-Glück» – verhiessen Gutes...

27. Neuanfang im Westen

Erstes Staunen – eindrücklich das weite Flughafen-Gelände, der ausladende, runde Gebäudekomplex, die gewaltige Abfertigungshalle! Unauslöschlich gespeichert bleibt auch dieses Bild!

Es war früh am Nachmittag und so blieb noch genügend Zeit, mich ein wenig umzusehen. Ich studierte die Abflugdaten, erkundigte mich an den Schaltern, schlenderte an den Läden und Eincheck-Desks vorbei. Und wichtig, ich wechselte mein kleines Ost-Vermögen in – zwar weniger, jedoch ungleich härtere – echte Deutsche Mark, Westmark! Für mein Erspartes von genau 484,15 DM Ost erhielt ich gerade mal 110,03 DM West. Der Kurs lag an diesem Tag bei 440,00. Mit diesem ziemlich reduzierten «Herausgeld» löste

ich dann mein Flugticket für 66.00 DM. Viel blieb in der Tat nicht übrig, aber ich hatte damit doch immerhin schon einiges erreicht. Nun harrte ich der Dinge, die da noch kommen sollten – höher, schneller, weiter – ohne Angst!

Der Flug mit der PANAM, der einzigen Fluggesellschaft der westlichen Alliierten, die West-Berlin damals anfliegen durfte, ging erst am Abend um 18.45 Uhr. So hatte ich ausreichend Zeit, mich endlich in eine Ecke zu setzen, um einigermaßen zur Ruhe zu kommen und die aufgewühlten Gedanken zu sortieren: Der Abschied von zu Hause, die Fahrt nach Berlin, der Umweg über Weissensee, das glückliche Gelingen des Grenzübertritts, endlich West-Berlin, schliesslich der Flughafen Tempelhof. Ein wahrlich eindrückliches Programm!

Ich dachte an Wolfgang. Und an meine Freundinnen. Sie würden von meiner Flucht bald erfahren. Ohne jegliche Abschiedsworte war ich auf und davon. Das bedrückte mich. Mit der Distanz – hier, jetzt, zwischen Zeit und Raum – wurde mir die Endgültigkeit der Trennung erst so recht bewusst. Wieder überkam mich Traurigkeit.

Aber auch die ging vorüber. Ich schüttelte die trüben Gedanken ab. Mit dem Aufruf der Maschine mit der Flug-Nummer 627 kehrten sie, derart motiviert, schnell wieder in die Gegenwart zurück. Ich reihte mich in die Schlange vor dem Abfertigungsschalter ein und verfolgte gespannt das Prozedere. Schliesslich war für mich der bevorstehende Ritt über den Wolken ebenfalls eine Premiere in meinem Leben. Die Vorstellung, dass

ich buchstäblich im Fluge in eine neue Welt – in Hannover, mit einem «Happy Landing» – eintauchen würde, erheiterte mich sogar, zum ersten Mal an diesem Tag!

Hannover war die Stadt in West-Deutschland, die mit ihrer menschlichen Fracht von der PANAM am häufigsten angefliegen wurde. Da der grösste Teil der Passagiere meistens Ost-Flüchtlinge waren, war sie die dafür günstigste Destination. Von dort aus wurden die Leute dann mit der Eisenbahn oder in Bussen auf verschiedene Lager im Land verteilt – was mir die Gruppe junger Leute mit ihrem Wissen lange voraus hatte, die am Abend in Begleitung von zwei Betreuern lärmend in die Bahnhofs-Mission einfiel. Ich hatte vor, dort die Nacht zu verbringen und am nächsten Morgen mit dem Zug weiter nach Köln zu fahren. Ihr unüberhörbar vertrauter Dialekt, sie waren alle aus Sachsen, ermunterte mich, mit ihnen ins Gespräch zu kommen. Und so erfuhr ich, dass ich meine Flucht, und damit die Ausreise aus Berlin, völlig falsch angegangen hatte! Nicht einen Moment hatte ich daran gedacht, mich in dem für die Republik-Flüchtlinge eigens eingerichteten Lager Berlin-Marienfelde zu melden, wobei von der Bundesrepublik dann auch alles bezahlt wurde, für die dort Ankommenden also keinerlei persönliche Kosten anfielen. Ich dagegen wollte von Beginn an alles allein durchziehen, ohne irgendwelche Hilfe oder Umwege. Und dafür hatte ich eben auch alles selbst berappt. Der erwähnte direkte und eben auch selbstständig verfolgte Faden Richtung Ziel... Nach ausführlicher Auskunft rieten mir die jungen Landsleute, mich ihnen anzuschliessen. Ihre Betreuer unterstützten den Rat und

erklärten mir die wesentlichen Vorteile. Der Vorschlag leuchtete ein. Und so fand ich mich inmitten der kameradschaftlichen Truppe auf dem Weg nach Westertimke wieder. Die Fahrt mit dem Bus führte durch die Lüneburger Heide ins nördliche Niedersachsen und dauerte etwa vier Stunden.

Früh morgens in Dresden gestartet, sank ich spät in der Nacht – nach einem langen, ereignisreichen und für mich denkwürdigen Tag – tief im Westen Deutschlands in eine ungewöhnliche, fremde Lagerstatt. Übermüdet und zugleich glücklich!

In Westertimke war ein sog. Verteillager (nur für Mädchen, die Jungen fuhren weiter in ein Jungenlager) für das Land Niedersachsen. Es lag im Raum Rotenburg, unweit Bremen. In diesem Lager wurden die ersten wichtigen Formalitäten und nötigen Abklärungen für die Aufnahme in die Bundesrepublik vorgenommen: gesundheitliche Untersuchungen, Befragungen zur Person (Ausbildungsstand, Beruf, Gründe für die Übersiedlung in die BRD, Bezugspersonen in Westdeutschland) sowie allgemeine Wissensfragen über Deutschland. Schliesslich mussten Angaben über die allgemeinen Vorstellungen hinsichtlich der beabsichtigten Lebensplanungen und der gewünschten Zielorte genannt werden. Danach wurden dann, sofern man überzeugte, die Anträge für die begehrten Pässe als Bürger der Bundesrepublik ausgefüllt.

Das Mädchenlager hatte in der Umgebung leider einen nicht gerade guten Ruf. Dafür verantwortlich waren immer wieder einige Mädchen, die sich an keinerlei Regeln hielten. So kamen sie oft ver-

spätet aus dem Ausgang zurück, trieben sich herum, hatten ständig wechselnde Männerbekanntschaften und rauchten in den Zimmern, was streng verboten war. Zudem hatten sie häufig Alkoholprobleme und beteiligten sich auch nicht an den obligatorischen Gemeinschaftsarbeiten. Was die Probleme für ihre Weitervermittlung noch zusätzlich erschwerte, war die Tatsache, dass sie weder Vorstellungen über ihre Zukunft noch Ziele hatten, sie zeigten demzufolge keinerlei Willen, am bestehenden Status Quo etwas zu ändern oder überhaupt etwas tun zu wollen. Dies vermutlich in der berechnenden Absicht, sich ob ihrer offensichtlichen Angst vor der eigenen Unselbstständigkeit so lange wie möglich im Lager «versorgen zu lassen». Und das oft für Wochen, vereinzelt gar Monate! In Erinnerung an die DDR-Verhältnisse eine in der Tat absurde Interpretation der neu gewonnenen Freiheit...

Die vorgegebene Pflicht-Aufenthaltsdauer war ca. zwölf Tage. Nachdem ich alles ohne Schwierigkeiten hinter mich gebracht hatte war ich heilfroh, nach dieser Zeit das Heim endlich verlassen zu können. So begab ich mich am Montag, dem 11. November, zusammen mit sieben weiteren Mädchen auf die nächste Reise. Und damit erwartungsfroh auf die letzte Etappe Richtung Westen! Ich war bundesbehördlich ausgestattet mit Empfehlungsschreiben, autorisierten, noch provisorischen Ausweispapieren, Persönlichkeitsattest und Gesundheitsausweis, dazu versehen mit einer Zug-Fahrkarte und sogar einem kleinen Taschengeld. Die Fahrt führte über Hannover und Hamm nach Köln, mit zwei Übernachtungen in Bahnhofsmissionen. Weil ich zwar in der Nähe meines Bruders bleiben, ihm und seiner Familie je-

doch nicht zu sehr auf die Pelle rücken oder sie belasten wollte, hatte ich diese Stadt als mein Ziel angegeben. «*...Sind zu viert nach Köln gefahren. Die anderen nach Düsseldorf und Bochum... Fahre nach Rodenkirchen. Hier sind 60 Mädchen aus Ost und West. Bis zum festen Verdienst ist alles frei. Alles ist sehr modern und fürs erste auszuhalten...*» (13.10.1958)

Diese Anlaufstelle in Köln war ein regionales, ebenfalls mit staatlicher Unterstützung geführtes Übergangsheim im Stadtteil Rodenkirchen, wiederum nur für Mädchen, hier jedoch aus Ost und West. Es war praktisch ein Zuhause auf Zeit, in dem die Mädchen bis zum Finden einer eigenen Wohnung bleiben konnten. Von der Heimleitung erhielt man dazu beratende Hilfe und Unterstützung sowie die hier ebenfalls nötigen wichtigen Informationen über Stadt, Land und Leute. Zum Eingewöhnen wurde der Aufenthalt durch zahlreich gebotene Unterhaltung wesentlich erleichtert. Es wurde musiziert, wurden Theaterstücke geprobt und aufgeführt, kleine Sketches einstudiert und vorgetragen. Daneben wurden Stadtführungen, Kinobesuche, Kulturveranstaltungen und kleinere Ausflüge in die Umgebung organisiert.

Köln war schon damals eine quirlige Stadt. Dort wirkten bekannte Künstler wie die Kabarettistinnen und Sängerinnen Helen Vita und Thide Herr, der Schlagersänger Rudi Schuricke, der Grieche Leo Leandros – Vater der Sängerin Vicki Leandros – in dessen stadtbekanntem Lokal viele von ihnen verkehrten, und viele andere. Mit ihren Kulturprogrammen waren sie neben dem Dom und dem Karneval ebenfalls Anziehungspunkte der Stadt.

In Rodenkirchen bekamen wir auch von der zuständigen Polizeibehörde die provisorisch beantragten bundesdeutschen Pässe, mit denen wir endgültig als Bundesbürger galten. In dieser angenehmen Atmosphäre konnte ich zudem die längst fälligen Briefe an meine Lieben schreiben. In Westertimke war das nicht möglich gewesen. Um sie fürs erste zu beruhigen, hatte ich von dort aus nur das Nötigste berichtet. Nach dem hektischen Durchgangslager war es also fast wie eine Heimstatt, in der man sich dank der kultivierten Ordnung wirklich wohl fühlen konnte. Augenscheinlicher Grund dafür waren die von den Lagerverantwortlichen vorher durchgeführten Befragungen, nach denen zur Weitervermittlung – sprichwörtlich in Wort und Tat – «die Spreu vom Weizen getrennt» worden war.

«...Heute Kollegmappe gekauft. Dann zum Wohnungs- und Meldeamt. Auf Polizei Ausweis (Bundes-) bekommen. Heute dritte Woche von zu Hause weg. Wie eine Ewigkeit erscheinen sie mir...»

(17.10.1958) . Neun Tage war ich nun in dem schönen Heim (nach der Ankunft am 13. Oktober) und ich fand, dass ich mich bereits genug akklimatisiert hatte. Es war an der Zeit, mich auf Stellensuche zu begeben: *«...Heute zum Arbeitsamt Rodenkirchen. War in verschiedenen Firmen, aber nichts Gescheites dabei. Überwiesen an Kölner Arbeitsamt. Gehe Freitag hin. Mir ist traurig zumute! Heimweh! Nach drei Wochen...»* (18.10.1958).

«...Diese Woche ist wieder eine entscheidende Wende in meinem Leben. Ich gehe in Köln auf Arbeitssuche...»

(20.10.1958) . Gesagt, getan – ich fuhr am Morgen des 21. November nach Köln. Vom Hauptbahnhof führte mich

Ich hatte eine genaue Vorstellung, was ich wollte und brauchte! Da ich im Gastgewerbe gelernt hatte, hoffte ich, etwas in einem Gaststättenbetrieb mit integrierten Personalzimmern zu finden, also eine Stelle mit Kost und Logis. Der grosse Vorteil dabei: Ich müsste weder selbst ein Zimmer oder gar eine Wohnung suchen noch Miete bezahlen. Dementsprechend erklärte ich die mir vorschwebende Wunschstelle der dort zuständigen Sachbearbeiterin. Emsig blätterte sie daraufhin in ihren Karteikästen die vorhandenen Stellenangebote durch. Und wurde fündig! Zwei Gastronomiebetriebe entsprachen meinen Wünschen. Bei beiden Offerten wurde eine Gaststätten-Buchhalterin resp. -Sekretärin gesucht. Ein Hotel in Köln bot 300.00 Mark Anfangsgehalt bei freier Verpflegung, und ein GmbH-Wirtschaftsbetrieb in Köln-Eipeldorf bot für eine Stelle in Schloss Lerbach im Bergischen Land zwar nur 200.00 Mark Netto-Lohn, dafür mit Kost und Logis. Intuitiv entschied ich mich für das Schloss. Es klang irgendwie exklusiv und obendrein nach einer feinen Adresse. Nach einem Telefongespräch bat mich die Bürodame, mein Gepäck zu holen und gegen Ende des Nachmittags wiederzukommen. Ich würde dann abgeholt und direkt mit hinaus zum Hotel genommen. Von ihrem Amt aus hatte ich die Zusage für diese Stelle, definitiv entscheiden würde es sich jedoch erst am Abend beim persönlichen Gegenüber mit der eigentlich massgeblichen Person ... Tempo, Teufel kehrte ich also zurück ins Heim, packte in aller Eile meine sieben Sachen, räumte das Zimmer und meldete mich ab. Bei den gerade Anwesenden liess ich den anderen unter Hinterlegung der neuen Adresse Grüsse ausrichten, ständig dabei in Sorge, ja die Zeit nicht

zu verpassen. Trotz aller Hektik war ich bereits vor der vereinbarten Stunde wieder im Amt! Dafür wartete ich dann geschlagene zwei Stunden auf jenen, der da kommen sollte... Die freundliche Bürodame brachte mir zwischendurch etwas zu trinken, plauderte und erklärte mir derweil dies oder jenes. Dabei machte sie gleichzeitig Überstunden, da der Personalchef – oder wer auch immer da kommen sollte – sich mächtig verspätete.

Als sie sich wieder ihrer Arbeit zuwandte, hing ich meinen Gedanken nach. Was hatte ich in der doch relativ kurzen Zeit nicht alles erlebt! Und das Erstaunliche, alles war ohne jegliche Schwierigkeiten abgelaufen! Nun hiess es abzuwarten, ob mir das bisherige Quäntchen Glück auch weiterhin treu bleiben würde.

Gegen 19 Uhr kam ER dann endlich. Ein stattlicher, gut gekleideter, älterer Herr. Er entschuldigte sich für die Verspätung, begrüßte uns freundlich und stellte sich vor. Es war der Chef des Schloss-Hotels persönlich, ein Herr Bollwahn. Ich fühlte mich plötzlich klein neben diesem vornehmen Gentleman, der mich mächtig beeindruckte – einen anderen Stellenwert konnte ich ihm gar nicht zuordnen. Die Bürodame erklärte ihm dann kurz meinen Lebenslauf, worauf er mir einige zusätzliche Fragen stellte. Mit einem prüfenden Blick in meine Unterlagen und danach auf mich gerichtet – ich hatte mich für diesen Termin natürlich extra fein gemacht – erklärte er mich als seine neue Bürokraft. Es war unglaublich, ich hatte «eingeschlagen», hatte die Stelle! Die nette Sachbearbeiterin wünschte mir Glück und dann fuhr ich in Begleitung meines neuen Chefs zu meiner ersten Arbeitsstelle im Westen. Und zum ersten Mal überhaupt in einem Mercedes!

Während der knapp einstündigen Fahrt erklärte mir Herr Bollwahn im schönsten rheinischen Dialekt einiges über das Hotel, dessen betuchte Gäste sowie in Umrissen die Aufgaben, für die ich nun zuständig sein sollte. Die gegenwärtige Bürodame stand kurz vor der Pensionierung. Sie würde mich während einiger Wochen einarbeiten. Es schien in der Tat ein sehr exklusives Haus zu sein, und es machte mich unglaublich neugierig und zugleich stolz, zukünftig dort arbeiten zu dürfen. Etwa gegen 21 Uhr, Ende Oktober war es bereits dunkel, erreichten wir das Schlossgelände. Nach einer kurzen Abklärung mit dem Nachtportier sowie der Terminierung für den nächsten Tag, wurde mir ein Zimmer im Turm des Hotels zugewiesen. Ein Blick aus dem Fenster liess erahnen, dass ich in dieser Nacht wahrhaftig ein Schloss-Fräulein hoch oben in einem Turmzimmer sein würde. Fürwahr ein Einstand wie im Märchen, nur dass ich keine langen blonden oder schwarzen Haare hatte...

Rückblende des so erfolgreichen Jobsuche-Tages:

«... Bin heute früh nach Köln rein zum Arbeitsamt. Habe zwei Stellenangebote als Gaststätten-Buchhalterin. In ein Hotel als Buchh., 300.00 Mark Anfangsgehalt, Verpflegung frei; und G.m.b.H. Wirtschaftsbetriebe ‚bohème‘, Köln Eipenstein, als Hotel-Sekretärin nach Schloss Lerbach, grosser Kurbetrieb im Bergischen Land... Zurück in Haus ‚Ruth‘ – abgemeldet und Steuerkarte geholt, Taschengeld bekommen, Wäsche abgegeben, Adresse da gelassen, verabschiedet... Wieder zum Arbeitsamt gehetzt... Abends mit Auto nach Schloss Lerbach. Habe ungewöhnliches Zimmer – in einem Turm... Ein aufregender Tag...» (21.10.1958).

Mit diesem Meilenstiefel-Schritt war mein vorerst letztes Ziel erreicht: Ein wunderschöner Ort im Westen der Bundesrepublik Deutschland! Dieser 21. November 1958 wurde damit ein weiteres denkwürdiges Datum in den Annalen meines noch jungen Lebens!

Zehn Tage darauf war für mich ein ebenfalls lang gehegter Wunsch in Erfüllung gegangen: «...In dieser Woche beginnt für mich ein neuer Lebensabschnitt. Ich bin seit Freitag, dem 1.11.1958 Bundesbürger!»

27. (Märchen-)Schloss Lerbach

«...Das Schloss ist herrlich gelegen, nur für mich etwas einsam. Habe heute im Büro schon aufgeräumt und Ablagen gemacht. Das Essen ist erstklassig... Hier verkehren nur Geldleute und Ausländer. .. « (22.11.1958). . Mittags im Park etwas spaziert und mich nachmittags hingelegt. Zum Fenster hinuntergesehen. Es war herrliches Wetter, welch ein Ausblick. .. Lauter reiche Leute fahren vor... » (23.11.1958).

Die Begeisterung über meine neue Wirkungsstätte ist auch aus erster Sicht wahrlich nicht übertrieben.

Das Schloss liegt unweit Bergisch-Gladbach, nahe Bensberg. Zu Beginn des Jahrhunderts war es im englischen Landhausstil von dem Bergisch-Gladbacher Papierfabrikanten Zanders erbaut worden. Mit dem herrlichen Park, mit hohen alten Bäumen, einem darin vorgelagerten Teich, mit Reitställen, einer Reithalle, mehreren Tennisplätzen sowie einem grossen Gesindehof bildet es ein komplettes, herrschaftliches Anwesen. Es ist im Privatbesitz der Familien Siemens & Zanders und in dieser Verbindung wie-

derum der Frau von Siemens (aus der Industriellen-Dynastie), der Frau des Seniors der ebenso bekannten Papierfabrik Zanders.

Im Zusammenhang mit Herrn Bollwahn vom Schlosshotel ist vorzuschicken, dass dieser ein Kompagnon von Hans Herbert Blatzheim, dem Stiefvater der Schauspielerin Romy Schneider (zweiter Mann ihrer Mutter Magda Schneider) war. Beide Herren waren Gastronomen, die zusammen eine Gastronomiebetriebe GmbH in Köln und Düsseldorf führten. Zu diesem Unternehmen gehörten Vergnügungsbetriebe sowie zahlreiche Hotels und Gaststätten des gehobenen Segments. Die Varieté Bühnen und Revuetheater des H. H. Blatzheim waren in den Jahren des aufkommenden Wirtschaftswunders sehr bekannt sowie legendär für ihre grossen Shows.

Herr Bollwahn hatte im Rahmen des Unternehmens seine teuren Edel-Restaurants mehrheitlich in Düsseldorf. Die Ausnahme in diesem Portefeuille bildete das Schloss Lerbach bei Bergisch-Gladbach. Es war sein ausgesprochenes Lieblingsobjekt, in das er viel Geld investierte, das er wiederum aus den Einnahmen der gut gehenden Düsseldorfer Gastronomiebetriebe abzog. Er hatte das herrschaftliche Anwesen in Pacht übernommen und den einstigen Familiensitz der Zanders in ein Kurhotel umfunktionierte. Ausgerichtet auf Kneippkuren waren dafür im Park eine Anzahl kleinerer Pavillons aufgestellt und zur individuellen Behandlung eine von einem anerkannten Spezialisten geführte Praxis eingerichtet worden. Zwei ausgebildete Assistentinnen, die die reichen «Kaltwassertretenden» Kurgäste betreu-

ten, ein diplomierter Masseur, ebenfalls mit Fach-Assistentin, sowie eine auf Gesundheitskost spezialisierte Diät-Köchin, komplettierten das für die betuchte Klientele notwendige Fachpersonal.

Hinter einem Torbogen befand sich der Schlosshof mit an den Längsseiten angeordneten Auto-Unterständen und Pferde-ställen. Zwei identische Zwillingsbauten, in denen das Hotelbüro und die Massageräume sowie im gegenüberliegenden Pendant die Wohnung des Hausmeisters lagen, schlossen den Innenhof ab. Vermutlich waren diese beiden Häuschen früher den Familien des Schlossverwalters vorbehalten.

Den Hauptanteil der Hotelgäste stellten Geschäftsleute grosser Firmen wie Krupp, Thyssen, Glöckner, Humboldt-Deutz, Linde u.a. aus der nahen, nach dem Krieg wieder aufstrebenden Wirtschaftsregion. Auswärtige Angestellte oder in diesen Unternehmen auf Zeit tätige Ausländer logierten dabei oft auch über längere Zeit als sog. Dauergäste. Der Amerikaner Sikorsky von der bekannten Flugzeug-Firma z.B. wohnte mit seiner Familie über Monate in einer der Suiten des Hauses. Vollpension, besondere Essenswünsche, dazu flexible Essenszeiten, eigener Zimmerservice, ein vom Haus eigens eingestelltes Kindermädchen sowie eine Gouvernante, ärztliche Versorgung und natürlich individueller Wäschediens waren dabei selbstverständliche Serviceleistungen. Neben den Vertretern zahlungskräftiger Konzerne wurden die vielfältigen Annehmlichkeiten des Hotelbetriebes gern auch von reichen Individual-Gästen frequentiert. Die herrliche Lage und Umgebung, eine exquisite Küche, ein eben-

so gepflegter Service sowie nicht zuletzt ein kleines feines Kulturangebot waren eine ausgewiesene edle Visitenkarte. Zur Klientele zählten ebenfalls die reichen Privatleute, die ihre z.T. kostbaren Pferde auf dem Reiterhof in Pension hatten und sie in den umliegenden Wäldern jeweils auf Trab brachten.

Neben den edlen Vierbeinern bevölkerten noch zahlreiche weitere Tiere das Anwesen. So teilten sich friedlich Pfauen, alle Arten von Wasservögeln sowie Kleinwild den grossen Park. Ein halbes Dutzend vom Hausmeister-Ehepaar privat gehaltene Schafe vervollständigten die Tierschar. Eines dieser Woll- oder Fleischlieferanten – wie auch immer – war ein besonderes Exemplar seiner Art. Mit Vorliebe hielt es sich im Schlosshof auf und dort wiederum gern in der Nähe von Menschen. Standen einige bei einer Unterhaltung zusammen, gesellte es sich jeweils prompt und wie selbstverständlich zu ihnen – neugierig als scheinbar interessierter Zuhörer. Dieser Anblick belustigte uns immer wieder aufs Neue. Da soll noch einer sagen, Schafe seien grundsätzlich dumm oder einfältig...

Eine weitere Gäste-Kategorie waren Künstler. Frau von Siemens-Zanders war eine sehr grosszügige Mäzenin für Kunst und Kultur. So engagierte sie regelmässig Tournée-Theatergruppen mit damals bekannten Schauspielern von Film und Bühne, die dann jeweils während ihrer Deutschland-Tourneen im Schloss einquartiert wurden. Die Aufführungen fanden meistens im Stadttheater oder intern im Repräsentations-Saal der Papierfabrik statt. Interpreten klassischer Musik, Solisten, Literaten, Rezitatoren und Kleinkünstler traten aber auch oft im kleinen

elitären Rahmen des Hotels auf, wie z.B. die berühmte Pianistin und Beethoven-Interpretin Elly Ney.

Für das genannte Gästeaufkommen waren im Innen- und Aussenbetrieb etwa fünfunddreissig bis vierzig Personen besorgt. Und alle waren sie für diese anspruchsvolle Gesellschaft ausgebildete Fachkräfte – vom Hausmeister-Ehepaar bis zu den Chefs. Beispielsweise kam eine der Rezeptionistinnen aus dem hessischen Adelshaus von Berlepsch. Der Küchenchef wie auch der Chef de Service hatten ihre Sporen in besten Restaurants verdient, wobei letzterer bereits im Hause Siemens-Zanders sein Können unter Beweis gestellt hatte. Ebenso stand die Hausdame, eine ihrer Position entsprechend vornehme ältere Lady, viele Jahre in Diensten herrschaftlicher Häuser. Eine jüngere Serviererin wiederum, neben vier Kellnern die einzige weibliche Servierkraft, hatte die Empfehlung der Villa Hügel in Essen, der Repräsentations-Villa der Industriellenfamilie Krupp. Der Geschäftsführer des Hotels schliesslich kam aus der Offizierskaste und hatte dementsprechend ein für seine Funktion Respekt heischendes Auftreten.

Sie alle, wie auch die übrigen Angestellten, waren versierte Leute, die wussten, wie man sich in diesem Haus und seinen exklusiven Gästen gegenüber zu bewegen und zu verhalten hatte.

Die Arbeitskleidung der Kellner bestand natürlich standesgemäss aus Frack, Fliege und weissen Handschuhen. Vor Arbeitsantritt war es zudem Usus, dass der Chef des Speisesaals zuerst seine Fronttruppe begutachtete, ob auch ja nichts an deren Tenues zu beanstanden war. Überflüssig zu erwähnen, dass überhaupt allgemein grosser Wert auf ein

gepflegtes Äusseres gelegt wurde. Herr Bollwahn wohnte mit Frau und Tochter in einem Seitenflügel des Schlosses. In Düsseldorf hatten sie zudem noch eine Stadtwohnung, in der sich die Familie meistens an Feiertagen aufhielt oder seine Frau saisonal bedingt, wie nachfolgend beschrieben. Die etwa zehn Jahre alte Tochter war zu jener Zeit in einem Internat, da beide Eltern beruflich sehr engagiert waren und eine private Regelmässigkeit nicht möglich war. Sonntags kam das Mädchen jeweils nach Schloss Lerbach.

Frau Bollwahn war eine wesentlich jüngere, sehr aparte Frau. In Düsseldorf hatte sie eine eigene Mode-Agentur. Mit ihrer Mannequin-Ihuppe, nach heutigem Sprachgebrauch Models, führte sie bei Modeschauen in den einschlägigen Bekleidungshäusern die neuesten Kollektionen für die folgenden Frühjahrs- oder Herbstsaisons vor. Für reiche Kundinnen, welche die Öffentlichkeit scheuten oder es einfach nur zu anstrengend fanden, sich persönlich in die Geschäfte zu bemühen, wurden bevorzugt teure Modelle in deren Privatgemächern vorgeführt. Hier konnten sie ungestört die Auswahl begutachten und sie – oft in der Gesellschaft von weiteren betuchten Kundinnen – im kleinen Kreis geniessen sowie gleichzeitig diskret ihr nicht billiges Einkaufsvergnügen erledigen.

In diese gehobene Sphäre mitsamt ihrem so eindrücklichen Umfeld war ich nun innerhalb kurzer Zeit hineinkatapultiert worden. Diese Stelle zu finden, sie überhaupt bekommen zu haben und hier nun arbeiten zu dürfen, war ein unbeschreibliches Glück. Zum wiederholten Mal war es mir treu geblieben! Obwohl – ein wenig ängstlich war ich

schon, den hohen Ansprüchen vielleicht nicht gerecht zu werden. Ich freute mich jedoch auf die Arbeit und das Neue. Und ich hatte den festen Willen, dazu zu lernen und weiterzukommen...

28. Leben und Arbeiten im Schloss

Ich hatte für einmal gut geschlafen, war aber schon früh wach. An Schlaf war nicht mehr zu denken. Ein erster Blick aus dem Fenster bestätigte meine Ahnung vom Vorabend. Der Tag begann in den schönsten Farben. Unter mir breitete sich ein wunderbarer, herbstlich bunter Park aus. Eine wahrlich motivierende Aussicht auf das Kommende...

Gegen 9 Uhr stieg ich von meinem Turmzimmer hinunter, worauf mir in einem kleinen Nebenraum ein Frühstück gebracht wurde. Wie geheissen meldete ich mich danach pünktlich um 10 Uhr im Foyer des Hotels. Nach der Begrüssung des mich dort bereits erwartenden Geschäftsführers führte mich der sog. Haus- und Hofmeister mit den dazu nötigen Erklärungen durch das Hotel und die dazugehörigen Gebäude: Das Haupthaus mit den Etagen und die darunter liegenden Wirtschaftsräume, die Kuranlagen, das rückwärtige Büro mit dem angrenzenden Schlosshof und den Stallungen. Dabei stellte er mir auch das gerade Dienst habende Personal vor. Der Rundgang dauerte eine knappe Stunde. Ich hatte danach zwar immer noch nicht alles gesehen, aber doch einen Eindruck über die komplexe Funktionalität des gesamten Hotelbetriebs erhalten.

Am Nachmittag suchte ich dann meinen neuen Arbeitsplatz auf. Das kleine Büro erinnerte mich unwillkürlich an das gemütliche Kabäuschen im «Lindengarten

Leuben» zu Beginn meiner Lehre. Einige aufkommende, wehmütige Gedanken waren jedoch rasch wieder verscheucht. Die konnte ich bei dem so verheissungsvollen Neubeginn nun wirklich nicht gebrauchen. Als nicht zu unterdrückendes Heimweh sollten sie mich jedoch später noch oft heimsuchen.

Die ältliche Bürodame hatte ich bereits während des Rundgangs kennen gelernt. Da sie das anfallende Arbeitspensum nicht mehr zu schaffen schien und infolgedessen mit deren täglicher Aufarbeitung arg in Verzug geraten war, begann ich gleichentags zu helfen, die Stapel angesammelten Rechnungen, Belege und Berichte abzutragen. In den wenigen noch verbleibenden Tagen ihrer Arbeitszeit wies sie mich weiter in den Büroalltag und die geschäftlichen Besonderheiten des Betriebes ein. Die Büroarbeit im Allgemeinen war nicht anders, als ich sie von «der anderen Seite» her kannte (später jedoch sollte ich noch auf eine ungewöhnliche, zu beachtende «Individual-Regelung» aufmerksam gemacht werden...). Es schien also spannend zu werden.

Mir gefiel die Arbeit. Und sie war abwechslungsreich. Auch fand ich mich recht schnell zurecht, zumal ich, was ich gelernt hatte, hier ebenso gut anwenden konnte. In meinem kleinen Reich erledigte ich nun die gesamte Büroarbeit im Alleingang: die Buchhaltung des Betriebs wie Einnahmen und Ausgaben, Personallöhne, Warenbezüge. Des weiteren zählten Verantwortlichkeit für Unterschriftenzeichnung, Quittierung von Lieferungen, Klärung von Abrechnungen, Erledigung sämtlicher Schreibarbeiten, Verhandlungen mit Behörden, Gästeanfragen sowie Buchungsbestätigungen zu

meinem Aufgabenbereich. Nicht zuletzt agierte ich sogar als gefragte Mittlerin zum «Boss».

An Monatsenden oder bei besonders hohem Betriebsaufkommen kam aus dem Kölner Zentralbüro eine nur für den Geschäftsabschluss zuständige Hauptbuchhalterin – eine sympathische ältere Frau. Während der zwei, zuweilen auch nur halben Tage arbeiteten wir gut zusammen. Und so klappte auch das in gegenseitiger Zufriedenheit. Da sie mit ihrer Familie in der Gegend wohnte, wurde ich von ihr sogar eingeladen, Weihnachten bei ihnen zu feiern, um nicht allein bleiben zu müssen.

Bei den genannten zahlreichen Aufgaben war ich sehr darauf bedacht, mit deren Aufarbeitung stets auf dem Laufenden – à jour – zu sein. Damit setzte ich mich nicht unter Druck, ja ich gewann dadurch des Öfteren sogar eine zusätzliche kleine Auszeit. Erfreulicher Nebeneffekt: Ich konnte so das interessante, zuweilen gar recht vergnügliche Umfeld wahrnehmen und es genießen! Da der Eingang wie das Bürofenster zum Schlosshof hinausgingen, bot sich hier ebenfalls manch schöne Abwechslung. Stets tummelten sich Reitervolk, Stall- und Hotelpersonal, ankommende und wegführende Gäste und mittendrin stolz umher watschelndes, gackerndes, sich spreizendes oder «mä-ä-ä-hendes» Getier auf dem Platz.

Zu letzteren ist besonders «Trina» – so hatten wir das bereits erwähnte neugierige Schaf getauft – zu zählen, wobei sie alles andere als eine IHne, sondern für ihre Art ein recht munteres Schäfchen war. In Ermangelung einer Gruppe, zu der sie sich gesellen konnte, statte sie mir, sobald sie die offen stehende

Tür sah, schon mal einen Besuch im Büro ab. Aber das wollte ich dann wieder nicht, denn sie hinterliess mir einen doch zu penetranten «Duft». Und so bugsierte ich sie jeweils schleunigst wieder an die frische Luft. Sie wollte einfach «bei den Leuten sein». Oft haben wir über diese ungewöhnliche Marotte des anhänglichen Tieres gelacht.

Eine wahrlich anrührend ländliche Szenerie, bei der das Arbeiten in diesem «backstage office», auch und gerade mit derartigen Einlagen, wirklich Spass machte.

Im gegenüberliegenden Pendant zu meinem Bürohäuschen wohnte das Ehepaar Malorny. Der Mann arbeitete als Stallmeister und seine Frau als Zimmermädchen. Beide waren sie aus Dresden und hatten sogar in der Friedrichstadt in einer Liegenschaft neben meinen Verwandten und damit auch gegenüber von meiner Jugendfreundin Traudel gewohnt. Sie mussten sich demnach gekannt haben – Zufälle, wie sie einem im Leben oftmals begegnen. Herr Malorny hatte bereits früher professionell mit Pferden gearbeitet und war deshalb als Stallmeister der kompetente Mann. Seine Frau war eine sympathische, zurückhaltende Person, die aber über einen wunderbar-trockenen, sächsischen Mutterwitz verfügte. Beide sprachen sie ein unverfälschtes Sächsisch, das sie nicht im Mindesten zu kaschieren oder gar zu verdrängen versuchten.

Dass Herr Bollwahn häufig zu mir ins Kabäuschen kam, hatte eine ganz besondere Bewandnis (Anm.: Die oben erwähnte, zu beachtende «individuelle Regelung»). Nur er persönlich beauftragte und kontrollierte jeweils die Erledigung dieser speziellen Transaktionen,

die er nun aber auch mit mir besprach. Dazu war es nötig, dass er sie mir erst erklärte, da ich diese finanzielle Abwicklung noch nicht kannte. Mein Chef hatte eine Anzahl Wechsel offen, die strikt termingerecht einzulösen waren, um sie nicht platzen zu lassen! Der Grund für die mittels dieser Kreditschuldzahlungen möglichen weiteren «Aufrechterhaltung» des gesamten Betriebsablaufes lag in den umfangreichen Investitionen, die für die Umrüstung auf den luxuriösen Kurbetrieb notwendig geworden waren. Hinzu kamen die hohen Pachtzinsen für das teure Anwesen, was insgesamt die Einnahmen bei Weitem überstieg. So überbrückte er für jeweils einige finanzielle Atempausen die aufgelaufene Schuldenlast mittels dieses brisanten Zahlungsmodus.

Aus diesem Grund wurde es nötig, dass jeder eingehende Scheck, jede Begleichung einer grossen Rechnung – vornehmlich der Dauermieter, des Arztes, irgendeiner Gästegruppe oder von grösseren Veranstaltungen – sofort in die Einlösung eines dieser anstehenden Wechsel gesteckt wurde. Sogar die nicht unerheblichen Gewinne aus der Mode-Agentur seiner Frau wurden dazu mit verwendet. Die Kenntnis über die nach Einlösungsdatum geordnete Kartei war nur dem «Boss», der Hauptbuchhalterin und mir vorbehalten. Wichtigstes Hauptaugenmerk dabei war das jeweils nächste Fälligkeitsdatum eines solchen Papiers. Darüber nun hatte ich Herrn Bollwahn, sobald wieder Zahlungen eingegangen waren, sofort zu informieren. Ein Dilemma also, das ihn, wie man sich vorstellen kann, oft sehr anspannte. Für mich war es in der Tat etwas völlig Neues, wenn gleich ich früher vielleicht auch vage davon gehört oder darüber gelesen hatte.

So gesehen bekam vergleichend zwischen Ost und West die zuerst konstatierte vordergründige heimelige Gemeinsamkeit des Büroalltags eine doch sehr zwiespältige Komponente. Schlugen im DDR-Sozialismus betriebliche wie allgemeine Belastungen dem Staat, damit indirekt dem «Volkseigentum» zu Buche, profitierte oder, wie in diesem Fall, haftete in der liberalen freien Marktwirtschaft des Kapitalismus jeder privat oder eben persönlich. Jeder war für sich und sein Eigentum selbst verantwortlich, für Erfolg oder eben auch Misserfolg.

Neben den geschilderten vergnüglichen und spannenden Abwechslungen in meiner neuen Arbeitswelt sollte ich eine weitere, interessante Aufgabe an der Rezeption bekommen. Es gab da personelle Probleme und der Geschäftsführer fragte mich eines Tages, ob ich dort nicht aushelfen könne. Dank meiner speditiven Arbeit im Büro blieb mir genügend Zeit, sodass ich konnte... Und das gern!

Wie zu Beginn im Büro war auch hier einiges aufzuarbeiten. Die Rezeptionistin musste die Arbeit aufgeben und war bereits in der Kündigungszeit. So war während der letzten Zeit das Hoteljournal nicht mehr regelmässig nachgetragen worden. Damit war keinerlei korrekte oder zuverlässige Reservationsübersicht vorhanden. Nach meiner Ansicht – eingedenk des Pfennigs, den wir während meiner Lehre schon mal suchten – in einem Haus wie diesem eine erstaunliche Nachlässigkeit! Um auf Grund dessen meinerseits hier keine Fehler zu machen, war ich auf die Informationen von weiteren beteiligten Kollegen angewiesen.

So war ich mit Hilfe des freundlichen Nachtportiers, Herrn Wilhelm, der Zimmer und Gäste genau kannte, sich mit

dem Schriftlichen aber schwertat, tagelang daran, alles nachzutragen bzw. die Belegungen sowie die gemeldeten Zimmer und Reservationen auf den tatsächlichen, aktuellen Stand zu bringen.

Mitte Januar kam endlich die neue Kollegin für den Empfang, eine junge Frau, Claudia Ziebell. Sie hatte eine sehr vornehme Ausstrahlung und schien aus besserem Haus zu sein. Ihr Verlobter kam sie oft besuchen, und dann fuhren sie meistens zu seinen Eltern nach Hessen. Zu dieser Zeit zog ich von meinem Turmzimmer herunter ins Parterre, wo wir uns in der ehemaligen Arztpraxis zusammen ein geräumiges Zimmer teilten. Sie war eine nette Kollegin und ich freundete mich mit ihr an.

So sass ich hin und wieder, vornehmlich während meiner Pausen oder nach Feierabend, bei ihr an der Rezeption und sie erzählte dann von ihrer Arbeit. Dabei lernte ich viel über Benimm und gutes Auftreten gegenüber unseren hochkarätigen Gästen, über die dazu angemessene Begrüssung, über Sprechen resp. Aussprache und Sprachen allgemein. Nebenbei hörte ich so manche lustige Anekdote, die sie zu berichten wusste.

Ich hatte mich also bestens eingewöhnt, auch dank der Kollegen, zu denen ich ebenfalls guten Kontakt fand. Da die meisten von ihnen geborene Rheinländer und entsprechend unkompliziert waren, sahen sie kein Problem darin, mich Ost-Zoni zu akzeptieren und voll in den Kollegenkreis zu integrieren.

Es wäre jedoch vermessen zu sagen, es hätte – entgegen meiner euphorischen Einschätzung – in diesem Vörzeigebetrieb nicht auch Neid, Missgunst und Querelen unter dem Personal gegeben.

158 Nicht ganz unschuldig daran war ein

vermutlich wegen privater wie beruflicher Probleme frustrierter Portier. Dieser nämlich versuchte, sich mittels unlauterer Methoden gegenüber seinen Kollegen Vorteile zu verschaffen, wobei nicht selten sogar völlig ahnungslose Gäste mit einbezogen wurden. Nach diversen Ermahnungen musste er schliesslich das Haus verlassen, womit auch wieder der nötige Anstand einkehrte.

In meiner Freizeit ging ich viel in dem schönen Park spazieren. Im Parterre des Schlosses gab es zudem ein Fernsehzimmer, in das ich abends hin und wieder gern hineinschaute.

Vor allem aber schrieb ich wieder Briefe, viele und lange Briefe: an Wolfgang, meine Mutter, meine Tanten, Freundinnen, Freunde und Bekannte. Und endlich auch der Familie Müller, um ihnen von meiner glücklichen Ankunft zu berichten! Zum ersten Mal schrieb ich auch an Richard Lukaschek, meinen lieben Kollegen in der Fibu, mit dem wir oft so herzlich zusammen lachen konnten. Kurz vor meinem Weggehen hatte ich ihn noch zu Hause besucht und mir dabei seine Adresse notiert. Mir lag daran, mich gerade bei ihm zu melden. Einmal, um ihm Grüsse zu senden, da ich um seine angeschlagene Gesundheit wusste. Zum anderen, um meine Zeilen mit einigen versteckten Erklärungen zu meinem Weggehen zu verknüpfen. Zudem auch in der Annahme, dass er diese «Kunde» dem vertrauten Kollegenkreis mitteilen würde. Gleichzeitig bat ich ihn, bei meinem Lehrausbildungsgremium nach meinem mir damals vorenthaltenen Zeugnis nachzufragen. Ich hatte gegen Ende der Lehre im Betrieb die praktische Prüfung absolviert und dafür keine schriftliche Bewertung erhalten. Mündlich wurde

mir ein durchweg gutes Ergebnis attestiert. Das schriftliche Zeugnis jedoch blieb bei meiner Personalakte, erklärte man mir. «Dank» dieser Begründung hatte ich also das ergänzende Zeugnis als Praktika-Leistungsnachweis in meiner Arbeitsstelle «zurücklassen müssen». Zwar hatte ich den massgeblichen staatlichen Facharbeiter-Brief, aber ich wollte meine Ausbildungsunterlagen doch gern komplett haben. Deshalb wagte ich nun den Versuch, auf dem Umweg über die Kollegen evtl, doch noch die auch für mich persönlich nicht unwesentliche Bestätigung zu erhalten.

Bald darauf erhielt ich von «Onkel Richard» (so lautete seine liebevolle Unterzeichnung) einen langen und unter Hinzufügung «Zum Aufmuntern in der Fremde» wunderbar humorvollen Antwortbrief, der mir sehr gut tat. Was mein schriftliches Zeugnis betraf, so hiess es seitens der Verantwortlichen nur lapidar «ich solle zurückkommen, dann bekäme ich, was ich wolle...» Nun, das wollte ich dann doch nicht riskieren! Also vergass ich das Kaskade-Zeugnis. Ich habe es all die Jahre danach auch wirklich nie gebraucht.

Ich hatte übrigens kurz nach meiner Flucht an die Direktion der Kaskade ein kurzes Begründungsschreiben «für meine bleibende Abwesenheit» gesandt. Mit Begeisterung werden sie es nicht aufgenommen haben. Aber ich fand, dass ich es ihnen und nicht zuletzt meinem Gewissen schuldete.

Mit meinem vielen Schreiben erhielt ich natürlich ebenso viel Post, die meiste wiederum von Wolfgang und meiner Mutter. «... Von Wolfgang und Mutti Briefe gekriegt... Musste weinen...» (26.11.1958).

Hinzu kamen Nachrichten von neuen Freunden und Bekannten, die ich in Westertimke und Rodenkirchen kennen gelernt hatte und mit denen ich in Freundschaft verbunden blieb. Dabei war es interessant zu erfahren, wo sie gelandet waren und wie sie es getroffen hatten. Und ich schickte Päckchen! Ich dachte an meine arme Mutter und wusste, was sie brauchte und gern hatte. So oft ich nur konnte, brachte ich in der Folge Briefe und Päckchen zur Post. Bis mir das Geld ausging... Hatte ich ursprünglich angenommen, mit 200.00 Westmark einschliesslich Kost und Logis einen passablen Lohn zu erhalten, so hatte ich mich gründlich verrechnet. Ich kam dahinter, dass ich trotz meiner respektablen Arbeit, die der «Boss» sogar ausdrücklich lobte, ungerecht entlohnt wurde. Gemäss diversen Hinweisen hätte ich bei meiner Ausbildung und der erbrachten Leistung mindestens 400.00 Mark bekommen müssen. Man kann dies nur dahingehend deuten, dass allgemein viele – gerade junge und gut ausgebildete – Ostzonen-Flüchtlinge auf Grund ihrer anfänglichen Unwissenheit z.T. bewusst übervorteilt wurden. Das ging solange, bis diese merkten, dass sie damit unter ihrem eigentlichen Wert angestellt wurden. Da ich mich vor allem auch neu einkleiden, mich dem Haus entsprechend ausstaffieren musste, langte mein Gehalt natürlich hinten und vorne nicht, trotz aller versuchten Einschränkung. Obwohl es mir schwer fiel, bat ich deshalb schon mal um einen Vorschuss, um so über die monatlichen Runden zu kommen: «... Von Herrn Kierdorf unter Dänen 50.00 Mark Vorschuss. In Gladbach für Mutti Wurst, Butter, Wolle, Schal, Gebäck, Margarine, Käse und Medizin gegen erhöhten Blutdruck gekauft. In meiner Bude Paket zu rechtgemacht...» (10.1.1959).

In dieser klammen Situation war es in der Tat dringlich, dass ich mir etwas dazu verdiente. So verbrachte ich etliche meiner freien Tage an der Rezeption und verhalf damit der Rezeptionistin und ihrem Verlobten zu verlängerten Wochenenden. Auf Anfrage eines Treuhänders aus dem Verwaltungsbüro übernahm ich sogar interne Buchführungen, was mir ebenfalls einige Mark zusätzlich bescherte. Und leider – oder soll ich sagen, zum Glück – halfen mir oft auch die Kollegen aus, wenn ich bei einem gemeinsamen Ausgang mal wieder blank war. Meistens jedoch mied ich die häufigen Ausflüge unter irgendwelchen Ausreden, um die sicher gut gemeinte Kollegialität nicht zu sehr in Anspruch nehmen zu müssen. Trotzdem, sie wussten um meine Misere, und halfen mir ungefragt schon von sich aus.

«...*Post von Wolfgang... so schön!...*» (2.1.1959). Die Post, als wohltuende Verbindung zur Heimat und zu meinen Lieben, beschwor trotz allen Wollens und Willens auch aufkommende wehmütige Gedanken herauf. Zu dieser Zeit litt ich sehr unter Heimweh. Hatte ich es bisher leidlich durch die vielen neuen Eindrücke, die anspruchsvolle Arbeit und nicht zuletzt dank meiner lustigen Kollegen verdrängen können, so machte es sich nun doch mit Vehemenz bemerkbar.

Eines Tages lief im Fernsehen ein musikalischer Städtewettstreit, an dem u.a. auch Dresden beteiligt war. Als die Bilder meiner Heimatstadt über den Bildschirm flimmerten, flimmerte es noch mehr vor meinen Augen. Ich weinte zum Gott Erbarmen meinen Heimwehschmerz heraus, den ich bis dahin so mühsam unterdrückt hatte. Was mich

noch mehr berührte: Frau Bollwahn, die die Sendung an diesem Abend mit verfolgte, rollten danach ebenfalls die Tränen über die Wangen. Als ebenso lebenskluge wie einfühlsame Frau und Chefin erahnte sie in diesem Moment meinen Seelenschmerz: «...*Heute Sendung im Fernsehen ‚Fünf Lieder – fünf Städte‘. Auch aus Dresden. War so aus meinem Herzen gesprochen, dass ich bitterlich geweint habe. Auch Frau Bollwahn hat geweint. Sie ist einmalig, hat Verständnis...*» (6.3.1959). Mit der Zeit legte sich dann doch ein Schleier darüber – das Heimweh wurde weniger. Ganz ist es allerdings nie vergangen, wie es wohl auch sein sollte.

Ich hatte übrigens am Anfang meines Aufenthalts im Westen wiederholt die gleichen Albträume. Darin schmorte ich immer noch im Osten und wachte danach voller Schrecken und schweissnass auf. Nach dem Gewährwerden der tatsächlichen, glücklichen Realität atmete ich dann jedes Mal mit dem Ausruf «Gott sei Dank, ich bin ja im Westen!» erleichtert auf. Lange verfolgten mich diese abstrusen Träume. Irgendwann verflüchtigten sich aber auch diese, womit ich wohl nun wirklich und endgültig im Westen angekommen war.

Im Gegenzug dazu gab es die heiteren, herrlich unbeschwerteten Tage während der «fünften Jahreszeit», dem Kölner Karneval! «...*Diese Tage möchte ich in Köln sein (Karnevalstage)...*» (3.3.1957).

Hatte ich vor langer Zeit gelegentlich gewünscht, während dieser Zeit in Köln sein zu können, so konnte ich die närrischen Tage zu Beginn des Februar 1959 nun leibhaftig an Ort und Stelle, und erst noch im Kreise meiner Kollegen, erleben. Eines Tages war die humorvolle

Frau Bollwahn, selbst Rheinländerin, mit von der Partie und damit unsere verantwortungsvolle Schirmherrin. Ihrer Order «nur mit Kostüm sei man dabei» folgten wir natürlich noch so gern. Und das mit viel Fantasie! Diese tollen Tage sollten sich über eine lange, schöne, lustige, aber auch ziemlich anstrengende Woche erstrecken: vom Beginn des Weiberfastnachtsonntags bis zum Donnerstag der folgenden Woche, an denen dann die Wirte- und sog. «Hotabälle stattfanden (speziell für die danach «erschöpften» Hotel- und Gaststätten-Angestellten). Mit nur einem Tag Pause wurden sie für uns zu einem wahren Karnevals-Ball-Tanz-Marathon. Nach den ersten Ballnächten in der näheren Umgebung ging es weiter nach Köln in die dortigen einschlägigen Hochburgen – dem «Gürzenich», dem «Sartory» oder den «Weinstuben». Mit einem kurzen Schlaf-Dösen früh morgens in der ersten Strassenbahn und einer danach munter machenden Dusche, waren wir für einen pünktlichen Start zur täglichen Arbeit jeweils wieder fit. Der Vorsatz «heute Abend kein Ausgang, sondern zum Federball ins Bett» war dann jedoch schnell wieder vergessen. Putzmunter zur abendlichen Ausgehzeit starteten wir zum nächsten externen Vergnügungs-Ball. So ging es fünf Tage lang. Und das unbeschadet gut! Das Tanzen und die unglaubliche Stimmung hielten uns mit jedem weiteren Mal immer wieder aufrecht. Dabei kann ich wirklich mit gutem Gewissen behaupten, morgens jeweils wieder pünktlich und «in gutem Zustand» an meinem Arbeitsplatz präsent gewesen zu sein – trotz zugegebenermassen zuletzt doch einiger Müdigkeitserscheinungen. Ich war danach richtig froh und stolz darauf, das alles erlebt und geschafft zu haben!

Was bleibt, ist eine wunderbare Erinnerung an diese Zeit, während der wir uns fast die Füsse wund getanzt haben, fröhlich waren und trotzdem wussten, was wir zu tun und zu lassen hatten. Überbordendes, stumpfsinniges, alkoholseliges lustig-sein-Müssen brauchten wir dabei nicht. Für uns war es einfach nur ‚Spass an der Freud‘».

Ein ebenso aufregendes Erlebnis war jeweils die Ankunft der Schauspieler-Ensembles mitsamt ihrem Hoss, die während ihres Gastspiels in Bergisch-Gladbach stets bei uns logierten. Für mich war es eine besonders spannende Angelegenheit, da ich als früher fleissige Kinogängerin etliche von ihnen auf ostdeutschen Leinwänden gesehen und bewundert hatte. Nun waren sie davon herabgestiegen, sie standen mir sogar leibhaftig gegenüber, sodass es für mich schon fast unwirklich schien. Die Erfahrung dabei, dass sie auch nur Wesen aus Fleisch und Blut waren – sie ausserhalb dieser subjektiven Wahrnehmung nämlich sehr normal wirkten und sich auch so verhielten – war für mich die eigentliche Überraschung. So staunten, schmunzelten oder lachten wir über die Eigenheiten, Macken und Marotten wie überhaupt sehr menschlichen Schwächen dieser nicht gerade unbekanntenen Vertreter des deutschen Films: Über die auch privat gar nicht anders agierende Grete Weiser und über den sich gleich seinem Rollenspiel nicht unähnlich bewegenden Heinz Drache. Die ständig über irgendwelche Stufen stolpernde Ilse Petri oder der sich oft nicht zurechtfindende Paul Dahlke taten dies – unfreiwillig natürlich – ebenfalls für die Schmunzelecke. Wiederum lachten wir herzlich über Luise Ullrich, die mit ih-

ren «einer mit, einer ohne Naht-Strümpfen», die auch schon mal ein überriesenes Loch haben konnten, ungeniert herumlief. Und Karl-Heinz Schroth war ein Schelm auf leisen Sohlen... So waren nicht wenige unter ihnen für lustige Anekdotchen gut: Wenn sie z.B. auf den Etagen «Bäumchen wechsele Dich» spielten, dann in den «falschen» Zimmern verschwanden, d.h. diese wohlweislich vertauschten, oder sich morgens, wenn überhaupt, wieder in ihre eigenen Betten zurück schlichen. Genüsslich und hinter vorgehaltener Hand berichteten uns danach zu unserer grössten Gaudi die Zimmermädchen darüber. Eine in der Tat sehr realistische Umsetzung der von den bohémiens selbst oft genug dargestellten Bühnen- oder Filmszenen – Rollentausch in Eigenregie! Aber wir Angestellten waren professionell genug, das nicht überzubewerten und entsprechend diskret damit umzugehen.

Neben den oben erwähnten sind noch viele weitere bekannte Namen zu nennen: Ernst Deutsch, Michael Cramer, Ewald Balsler, Hans Werner, Käthe Gold, Edeltraud Elsner, Gerd Vespermann, Hannelore Schroth, Ingeborg Körner, Mathias Wiemann u.a. – eine zu jener Zeit imposante Gilde aus der darstellenden Bühnen- und Filmkunst. «...*Heute sind bekannte Schauspieler angekommen (Barbara Rütting, Karl Schönböck, Hans Richter u.a.). Habe von ersterer durch Chef de Service, Herrn Gebele, Autogramm bekommen...*» (19.1.1959).

Auch der damals etwas besser als heute positionierte 1. FC. Köln mit den besten deutschen Fussballspielern stieg bei uns ab. Mit dabei waren die noch aus der WM-Elf von 1954 bekannten Spieler Helmut Rahn, Klaus Schäfer, Karl-Heinz Schnellinger und ihre Teamkame-

raden. Im Trainingsanzug kickten sie im Schlosshof herum und gaben so für uns eine Sondervorstellung ihres fussballerischen Könnens.

Eine weitere, schöne Geschichte war die mit der Familie Sikorsky. Wie bereits kurz erwähnt, logierten sie für eine längere Zeit im Hotel. Herr Sikorsky war als Vertreter seiner amerikanischen Firma in einer leitenden Funktion beim Thyssen/Krupp-Konzern tätig. Seine Frau, eine gebürtige Russin, war nicht berufstätig und vertrieb sich die Zeit vornehmlich im Hotel. Oft fuhr sie zu Einkäufen in die Stadt, besuchte kulturelle Anlässe oder die Sehenswürdigkeiten der Umgebung. Beider etwa fünf Jahre alter Sohn Sergej, gerufen «Sergio», wurde von einem vom Hotel gestellten Kindermädchen beaufsichtigt. Das zuweilen wilde, aber nicht ungezogene, kleine Kerlchen war der Liebling des gesamten Hotelpersonals. Da Sergej sich jedoch die meiste Zeit nur unter Erwachsenen bewegte, zeichnete ihn ein ziemlich altkluges Benehmen und eine ebenso erstaunliche Klugheit aus. Zudem konnte er sich in seinem Alter bereits in drei Sprachen verständigen. Da seine Eltern zwanglos zwischen Englisch, Russisch und Deutsch hin- und herwechselten, erteilten sie ihm damit einen frühkindlichen, kinderleichten Sprachunterricht.

Die Sikorskys waren eine sehr patente Familie. Das eigentlich Bewundernswerte an ihnen aber war, dass sie trotz ihres Status und Reichtums ohne jegliche Allüren waren. So begegneten sie uns Angestellten auf gleicher Ebene, freundschaftlich und unkompliziert. Sicherlich war dies auf Grund der langen Aufenthaltsdauer im Hotel nicht ungewöhnlich. Hatten wir z.B. keine Möglich-

keit, zu früher oder auch später Stunde von oder nach Lerbach zu gelangen, so machte es ihnen nichts aus, uns hin- und her zu chauffieren. So amteten sie sogar als Abholdienst während unserer unberechenbaren Karnevals-Ankunftszeiten! An einem dieser lustigen Anlässe war Frau Sikorsky selbst eine der Kostümierten. Sie kutscherte uns auch mit ihrem Porsche-Flitzer nach Köln und wieder zurück: «...*Frau Bollwahn hat uns eingeladen. Frau Sikorsky war auch mit. Sind im Nebel mit ihrem Porsche nach Köln rein. Haben drei amerikanische Piloten kennengelernt. Uns mit ihnen prima verstanden. Haben getanzt, geschunkelt, gelacht. Sind alle zusammen noch ins ‚bohème‘. Früh erst mit Frau Sikorsky wieder heimgefahren. Hatten dieselben Kostüme an...*» (12.2.1959).

Ebenso ging sie mit uns schon mal nach Bergisch-Gladbach ins Kino oder in ein Café. Meistens jedoch unterhielt sie sich gern über sie gerade beschäftigende, alltägliche Dinge – notwendigerweise auf Grund mangels eigentlicher vorhandener Probleme. Zuweilen sprach ich zu unser beider Freude sogar einige Sätze mit ihr auf Russisch. Zu dieser Zeit hatte ich es noch leidlich in Erinnerung.

Natürlich hatte Herr Sikorsky standesgemäß als Abkömmling der berühmten Flugzeugfirma auch seinen eigenen Flieger, in einem Hangar in Köln-Bonn/Wahn, dem damals wichtigen Flughafen für die kleine, feine Bundeshauptstadt und den Raum Köln. Verhiess das Wetter schön zu werden, wussten wir, dass er sich gern dorthin aufmachte, um sich in seinem Spielzeug hoch droben die Luft um Nase und Ohren wehen zu lassen. Eines schönen Tages lud er einige von uns Angestellten zu einem solchen

Rundflug ein, d.h. zu mehreren Flügen! Da die kleine Sportmaschine nur zwei Passagiere zuließ – diese hinter dem Piloten sassen – teilten wir unser kleines Personalgrüppchen danach ein. So hatte ich das Losglück, zusammen mit einem gut beleibten Stiftekoch in diesem herrlich wendigen Flugzeug über den Rhein, das Siebengebirge und sogar das nahe Köln fliegen zu dürfen. Unvergesslich dabei die Umrundung der Domtürme auf deren Niveauhöhe. Und natürlich überflogen wir die von oben ebenso eindruckliche Schlossanlage und kreisten über Schloss Lerbach, um dort den weniger glücklichen Kollegen zuzuwincken sowie einige, heute schon historisch zu nennende Fotos zu machen. Die unmittelbare Wahrnehmung des Fliegens in diesem kleinen Flugzeug und dabei die Landschaft rundherum überblicken zu können, war schon ein besonderes Erlebnis. Die fünf anderen Kollegen sahen das nicht anders.

So erlebten wir die Sikorskys als unheim sympathische Hotelgäste und Menschen! Sie waren das personifizierte Beispiel, dass Reichtum und nicht zuletzt ein grosser Name den Charakter nicht unbedingt verderben müssen.

Zu Ostern 1959 sollte erstmals mein grösster und früher sehnlichster Wunsch in Erfüllung gehen: eine Reise ins Ausland. Nach Paris!

Bei einem unserer kollektiven Besuche in die Stadt hatte ich Friedrich, einen jungen Kölner Architekturstudenten kennen gelernt. Im Laufe der danach folgenden Treffen und unterhaltsamen Gespräche stellten wir zahlreiche gemeinsame Interessen fest: das Reisen, fremde Länder und markante Baudenkmäler sowie deren Geschichte. Gleichzeitig berichtete

te er von für ihn günstigen Reisemöglichkeiten durch seine Fakultät, wobei die Architekturstudenten Studienreisen in bautechnisch und -historisch charakteristische Städte unternahmen, an Ort und Stelle Zeichnungen anfertigten und sich darüber mit dortigen Studenten austauschten.

Daraufhin hellhörig geworden bot er mir an, bei einer solchen Fahrt mitzukommen. Was für eine Gelegenheit: zum bevorstehenden Osterfest sollte gerade wieder eine Fahrt durchgeführt werden! Gegen einen Unkostenbeitrag durften bei noch verfügbaren, freien Plätzen jeweils Begleitpersonen mitgenommen werden. Das liess ich mir nicht zwei Mal sagen und nahm das Angebot natürlich gern und sofort an.

So machte ich mit dem Bus in der lustigen Gesellschaft der Studenten diese aufregende Reise mit. Auf nach Paris! Hierfür war ich mit 60.00 Mark dabei. Die Unterbringung war in einer einfachen Studentenunterkunft, Burschen und Mädchen dabei getrennt. Es waren mehrere Mädchen oder junge Frauen dabei, Studentinnen oder auch Freundinnen. Da es für die Studenten ebenfalls ein Feiertagsausflug war, sie also nicht «im Dienst» waren, war es natürlich doppelt schön, in Begleitung von Friedrich und einem seiner Studienkollegen die weltberühmten Strassen und Alleen, die markanten Plätze, und natürlich auch das berühmte Pariser Nachtleben zu erkunden. Mit allen Sinnen nahm ich diese Stadt, ihre Sehenswürdigkeiten, die Menschen und Gerüche, das ganze pulsierende Leben wahr – alles, wovon ich früher in so vielen Büchern gelesen hatte und was mir deutlich haften geblieben war. Bis heute habe ich diese unglaubliche Intensität in wunderbarer Erinnerung.

Mit Friedrichs neuem Frühjahrssemester ging die Bekanntschaft bereits wieder zu Ende, zumal er das folgende an einem auswärtigen Institut antrat. Da es jedoch keine innige Verbindung war, trauerte ich ihm auch nicht weiter nach. Wir verabschiedeten uns freundschaftlich. Dank ihm bekam ich diese tolle Gelegenheit, die für mich so eindruckliche Reise machen zu können und dabei meine angelesene Theorie an Ort und Stelle überprüfen zu können.

Und ich hatte ja Wolfgang, so wie er nach der Enttäuschung mit Alejo mein Glück war! Zwar schrieben wir uns viele Briefe, aber uns trennte nach wie vor diese Grenze – der Eiserne Vorhang. Er war mir nah und doch so fern! Ich hoffte und wartete weiter. Ich hatte auf jede Post von Wolfgang natürlich immer sofort zurückgeschrieben. So auch im Frühjahr auf sein letztes Schreiben, worauf ich ungewöhnlich lange keine Antwort bekam. Wieder schrieb ich. Und danach ein weiteres Mal. Ich konnte mir schlicht nicht erklären, was der Grund für dieses Schweigen sein sollte. Er hatte sonst immer, so oft und so schnell es ihm möglich war, zurückgeschrieben. In allen Briefen hatten wir uns gegenseitig stets unserer gemeinsamen Zukunft versichert, uns darauf und auf unser Wiedersehen gefreut. So war ich der festen Überzeugung, dass seinem Schweigen keinerlei Anlass noch irgendein Missverständnis zugrunde liegen konnte.

Bis... eines Tages doch wieder ein Brief eintraf. Jedoch nicht von Wolfgang! Von seinem Vater! Eine Hiobsbotschaft! Darin gab dieser mir in einem schroffen, fast befehlenden Ton die Order, «seinen Sohn inskünftig nicht mehr zu kontaktieren»! Damit untersagte er mir und Wolfgang jeglichen weiteren Briefverkehr.

Diese Forderung unterstrich er mit der Begründung «...sein Sohn habe andere Pläne, er wolle Lokomotiv-Führer werden. Um seine Karriere nicht zu behindern seien jedwede Verbindungen ins kapitalistische Ausland untersagt, zukünftig somit strikt zu unterlassen...»! Ich war wie vor den Kopf geschlagen. Diese schlimmen Worte sagten alles... und zerstörten alles! Demnach hatte dieser Vater meine Briefe abgefangen, Wolfgang sie also gar nicht mehr erhalten. Zudem hatte er daraus entnehmen können, dass sein Sohn in den Westen folgen wollte, also seine eigenen Lebenspläne hatte. Für diesen überzeugten Befürworter der DDR-Politik musste diese gegenteilige Einstellung eine absolute Horrorvorstellung, geradezu eine Provokation darstellen, deren Umsetzung es zu verhindern galt! Und Wolfgang hatte sich nach einer vermutlich gehörigen Gehirnwäsche diesem Diktat beugen müssen... Was – in Hinblick auf eben diese effektive Kontrolle – demnach funktioniert hatte! Zu meinem Leidwesen habe ich von Wolfgang danach keinerlei Lebenszeichen mehr erhalten – nicht mal ein heimliches, um sich mir gegenüber dazu selbst zu erklären.

So brachten es sogar in meiner jetzigen, so ungetrübten Situation bestimmte DDR-Leute immer noch fertig, mich wütend zu machen, indem sie derart in mein Leben eingriffen. Zugleich war ich verstört, traurig und enttäuscht. Ich hatte mich zwar eingewöhnt, stellte mir aber immer wieder vor, wie schön es wäre, mit Wolfgang zusammen zu sein. Ich brauchte einige Zeit, diesen Hammer Schlag zu verarbeiten, um mich dann aber umso mehr wieder auf mich selbst zu besinnen, auf mich allein zu vertrau-

en, an mich selbst zu glauben, an meine Zukunft zu denken. Es war an der Zeit, mich neu zu orientieren, meinem «roten Faden» jedoch unbeirrt weiter zu folgen.

Ich stürzte mich voll und ganz auf meine Arbeit. Vermehrt half ich jetzt an der Rezeption aus, da meine Kollegin Claudia mit ihrem Verlobten die bevorstehende Hochzeit vorbereitete und so häufiger für mehrere Tage wegblieb. Deshalb versah ich ihren Dienst meistens an Wochenenden oder für Stunden nach meinem Feierabend. Ich opferte hin und wieder aber auch freie Tage und erledigte dann verschiedene meiner eigentlichen Büroarbeiten wie Schreibarbeiten oder nötige Telefonate. «...*Heute sind viele Gäste da... Habe zwei Arbeitsplätze...*» (17.2.1959). Da ich ja dringend auf einen zusätzlichen Verdienst angewiesen war, erhielt ich auch die damit beabsichtigte Entlohnung. So gesehen, hatten wir also alle etwas davon.

Weiterhin beschäftigten mich die zu führenden Buchhaltungen für die Zentrale: «...*(Freiwilliger Compagnon, Herr Bärenbrock (Treuhand des Betriebes!) machte mir Angebot, soll für ihn buchen für 250.00 Mark. Habe angenommen. Auf Nachfrage alles in Ordnung...*» (9.1.1959). Daneben machte ich mich als Wäschemangel-Hilfe, als Commis (Fachbezeichnung für «Kellner-Lehrling») im Speisesaal oder als Küchenausgabe-Mamsell nützlich. In einem vielschichtigen Hotelbetrieb wie Schloss Lerbach wurden schon mal alle Hände gebraucht. Der positive Nebeneffekt: Ich lernte überall wieder einiges dazu. Vor allem aber hatte ich dadurch weniger Gelegenheiten für sonstige Ausgaben. Für das Päckchenschicken an meine Lie-

ben reichten Zeit und Geld nun eher. Das musste sein! Hin und wieder waren aber auch ein Kleidungsstück oder ein Paar Schuhe nötig, zumal ich ja nun vermehrt am Empfang repräsentieren musste.

Bei dem geschilderten argen Gefühlsdämpfer war mir die bisher nicht erwähnte «Gilde» eine grosse Hilfe. Mit ihren Aktivitäten, ihren Betreuern und ihren jungen Landsleuten in meinem Alter bot sie mir Ablenkung und die Möglichkeit, auf andere Gedanken zu kommen.

«Gilde» war die interne Bezeichnung einer regionalen, vom Staat unterstützten Einrichtung der evangelischen Kirche, der sog. «Jugendfürsorge für ostzonale Mädchen». Sie war damals speziell mit der Vorgabe ins Leben gerufen worden, den zahlreichen jugendlichen Flüchtlingen aus der Ostzone mittels einer Anfangsbetreuung zu helfen, im Westen Fuss zu fassen. Dabei wurden die Neuankömmlinge gezielt im Kreise ihrer Landsleute betreut. Die dafür Verantwortlichen, die meistens selbst noch im jugendlichen Alter waren und teilweise ebenso aus Ost-Deutschland stammten, wussten um die Belange und Befindlichkeiten ihrer Schützlinge in deren oft nicht einfacher Situation. Zudem waren die meisten humanistisch geschulte oder in einem musischen Fach ausgebildete Pädagogen oder auch Freiwillige, die es als ihre Aufgabe ansahen, den Neulingen den Start in der Fremde zu erleichtern. Mit grossem Engagement und mittels dieser heimatlich ausgerichteten Plattform halfen sie uns massgeblich über die schwierige erste Zeit hinweg.

Im Raum Köln trafen sich die neu ankommenden Jugendlichen im erwähnten Heim Rodenkirchen. Infolge meines relativ raschen Wechsels von dort ins «Bundesbürgerliche Leben» durch den Um-

zug nach Lerbach, war ein Kontakt resp. ein näheres Kennenlernen nicht möglich gewesen. Daneben war es für mich auch wichtig, vorerst mehr über Sinn und Zweck dieser Einrichtung wie über deren eigentlichen Auftrag zu erfahren.

Auf Grund der am Tag meines Auszuges aus dem Heim hinterlegten Lerbacher Adresse, erhielt ich etwa zu Beginn des Jahres 1959 nun die Gelegenheit, mich damit eingehender zu beschäftigen. Und tatsächlich! Es war eine gute, ja äusserst sinnvolle Einrichtung. Das Dabeisein verpflichtete absolut zu nichts. Jedem war es selbst überlassen, in dieser Gruppe mitzumachen oder eben nicht.

Dabei sein bedeutete: Kontakte zu Gleichaltrigen aus der alten Heimat, Pflege von Geselligkeit im Kreise Gleichgesinnter, gute Gespräche und Diskussionen, musische Aktivitäten wie Musik, Theater, Laienspiele, Vorlesungen, Sprachunterricht sowie Besichtigungen von Kulturgütern und -Einrichtungen, des weiteren Ausflüge und Wanderungen, ebenso Fahrten ins angrenzende Ausland – so nach Belgien und Holland, sogar in die Schweiz. Ausserdem wurden Vorträge und Seminare über gesellschaftliche oder aktuelle sowie für die Jugendlichen anstehende wichtige Themen organisiert. Diese Jugendfürsorge-Einrichtung bot also in der Tat sehr viel. Das Programm war weder politisch oder kirchlich, sondern hauptsächlich auf den praktischen Nutzen für das zukünftige Leben in der Bundesrepublik ausgerichtet. Ausser einem symbolischen Anteil an den Reisen waren die Aktivitäten kostenlos. Ein für mich zusätzlich relevanter Aspekt: wenn man bereits «Fuss gefasst» hatte, konnte man dabeibleiben. So habe ich diese Veranstaltungen während meiner gesamten Lerbach-Zeit auch weiterhin sehr gern

besucht und die Exkursionen alle mitgemacht. Es war eine schöne und unbeschwertere Zeit, in der ich viel herumgekommen bin und viele nette Menschen kennen gelernt habe.

«...Sie reden ja Sächsisch!» lautete eines Tages auf meine Begrüßung der «Gegenruss» eines deutschen Hotelgastes. Obwohl ich mir Mühe gab, gutes Deutsch zu sprechen, konnte ich den sächsisch eingefärbten Akzent meiner heimischen Muttersprache nicht verleugnen. Was ich im Grunde auch nicht wollte, wohlweislich von Berufs wegen aber irgendwann tun musste. Am Empfang des Hotels, dazu tief im Westen Deutschlands, war er leider ein Hindernis. Deutschlandweit wird diese Mundart ja bekanntlich nicht ganz ernst genommen, zumal sie bis heute mit dem anderen Teil Deutschlands assoziiert wird. Man hatte also ein gutes Hochdeutsch zu sprechen. Mit der Zeit gelang mir das auch. Trotzdem habe ich das Sächsisch keineswegs vergessen. Im Gegenteil! Bis heute kann ich es immer noch «abrufen», wenn auch nach fünfzig Jahren Schweiz das Schwyzerdütsch die Oberhand behält. Aber ich höre immer wieder gern das heimelige Sächsisch meiner Landsleute.

Ein weit gravierenderes Manko war mein ungenügendes Englisch. Auf Grund der mir in der DDR verwehrten Aufnahme in die Oberschule und damit des damals nur dort gelehrten Englischunterrichts, fehlte mir das hier wichtige Konversations-Englisch. Mein immer noch gutes Russisch nutzte mir bei den im Hotel absteigenden amerikanischen Geschäftsleuten rein gar nichts. Kam ich mit den früher von meiner Mutter gelernten Grundkenntnissen noch einigermaßen zurecht, so war ich spätestens jetzt bei

den nötigen Gesprächen und Abklärungen schlicht überfordert. Ich verstand einfach die Amis nicht! Mit ihrem amerikanischen Slang schienen sie ständig heiße Kartoffeln im Mund zu haben und so jedes Wort zu einem Brei zu zermalmen, was ein Verstehen für mich unmöglich machte.

Ich wollte und musste nun unbedingt diese Sprache lernen, um weitere Schwierigkeiten und Probleme, mitunter gar Missverständnisse, künftig zu vermeiden. Dies würde meine Arbeit vor allem am Empfang enorm erleichtern.

Ein zusätzliches, für mich unerwartetes Argument war, dass Claudia die Kündigung erhalten hatte. Wegen Mangels an Arbeit! Da sie seit einigen Wochen bereits verheiratet war und sie das insofern nicht weiter betrubte, hatte sie Ende Oktober 1959 ihren letzten Arbeitstag. Später sollte ich darüber eines Besseren belehrt werden...

Herr Bollwahn hatte mir schon im Vorfeld dazu seine eigentliche Absicht mitgeteilt. Er hatte mich für den Empfang vorgesehen! Da ich durch die vorher geleisteten Aushilfen bereits Erfahrung hatte, konnte ich nicht anders als zusage. Die Arbeit gefiel mir, und ich lernte vieles dazu. Zudem war es im eigentlichen Zentrum des Hotels um einiges interessanter als in meinem Bürobüddchen. Aus Spargründen, wie mir nicht verborgen blieb, sollte ich die Büroarbeit nebenher weiterführen, was aber auch in meinem Interesse war. Dass es funktionierte, hatte ich zur allgemeinen Zufriedenheit ja schon bewiesen. Und so geschah es auch! Fiel mal ungewöhnlich viel Arbeit an sowie natürlich zu den obligatorischen Monatsenden, kam die Hilfe aus der Zentrale zur Unterstützung.

Mit dieser Lösung waren alle zufrieden, im Besonderen ich. Die ausbedungene zusätzliche Bezahlung nahm ich ebenso gerne an!

So lief es über den Herbst und Winter bis ins Frühjahr 1960 hinein relativ gut. Ich hatte auch das zweite Weihnachtsfest im Kreis der Kollegen im Schloss selbst gut überstanden. Ansonsten ging ich voll in meiner Arbeit auf. Nur bei den «Gilde»-Aktivitäten machte ich ohne Unterbrechung weiterhin mit. Hauptsächlich aber büffelte ich während Monaten unermüdlich meine Englisch-Lektionen, für die ich einen Sprachkurs in Köln belegt hatte. Unter allen erdenklichen Umständen und Widrigkeiten fuhr ich dafür noch häufiger dorthin, was mit der Zeit jedoch zunehmend mühsamer wurde. Ich machte einfach keine Fortschritte. Irgendwann wurde mir das Ganze zu viel. Es kostete mich Zeit, Nerven und Geld. So stellte ich die ganze Übung an einem bestimmten Punkt infrage. Darüber hinaus konnte ich das Gelernte in meiner Arbeit praktisch nicht anwenden. Die Grammatik wie überhaupt das schulisch gelehrt steife Oxford-Englisch waren dafür einfach zu kompliziert und unbrauchbar. Also musste ich umdenken. Logischerweise lernt man eine Fremdsprache direkt im jeweiligen Land leichter und schneller, wobei für mich am ehesten England infrage kam. So trug ich mich zu Beginn des Jahres 1960 zunehmend mit dem Gedanken, nach England zu gehen.

Die Idee reifte und konkretisierte sich. Nun musste ich es Herrn Bollwahn beibringen, ihm erklären, was ich vorhatte. Und kündigen! Es fiel mir wirklich schwer, denn ich verliess die Stelle sehr ungerne. Aber es musste sein, denn

schliesslich war ein solcher Sprachaufenthalt im Ausland für meine weitere berufliche Zukunft wichtig. Vielleicht sogar auch für Lerbach... Etwa im Februar informierte ich ihn darüber. Seine Reaktion war nicht gerade freundlich, zuerst sogar ungehalten. Verständlich! Mit meiner Person die Posten Büro und Empfang zu verbinden, damit praktisch zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen, war für ihn ja eine vorteilhafte Lösung, die sich mit meiner nicht eben erfreulichen Mitteilung wieder zerschlagen würde... Ich hatte im Voraus die Überlegung angestellt, bei der Unterredung einen Gegenvorschlag zu machen, um damit um sein mögliches Einverständnis zu werben. Ich schlug ihm vor, danach gern wieder zurück nach Lerbach zu kommen. Ich sagte ihm, dass das dafür vorgesehene halbe Jahr ja schnell vorüberginge und dass ich dann eben auch mit dem für die Arbeit so wichtigen Englisch dienen könne. Nach kurzer Bedenkzeit gab er mir den erhofften Bescheid. Er akzeptierte meinen Vorschlag!

Er war einverstanden! Versöhnlich gestimmt begründete er seinen Entscheid damit, dass meine Erfahrungen hinsichtlich des Betriebes und allgemein meine gute Arbeit dafür den Ausschlag geben würden. Zudem wäre es dann auch kein Neuanfang für mich – eine Einschätzung, die mich trotz aller Unwägbarkeiten froh machte. Der Termin für den Wiedereintritt war für den Monat Oktober vorgesehen. Und, ich sollte zudem mehr Lohn erhalten: 400.00 Mark – für beide Posten! Immerhin... Bis dahin wollte er für die Zwischenzeit eine vorübergehende Regelung finden.

Bereits Wochen im Voraus hatte ich für einen England-Sprachaufenthalt bei ver-

schiedenen Behörden dazu die nötigen Informationen eingeholt, was es dafür zu beachten galt und wohin ich mich zu wenden hatte.

Erste wertvolle Hinweise und Ratschläge erhielt ich durch die «Gilde»-Gruppe sowie den dortigen Englischlehrer. Auch fragte ich bei Kollegen und Bekannten nach deren Erfahrungen. Zu dieser Zeit häuften sich nämlich in der Presse Berichte über die unbefriedigenden Bedingungen für Au pair-Mädchen in den englischen Familien. Insofern waren sie für mich beispielgebende «Motivation» genug, mich gerade nicht für diese Form des Engländeraufenthaltes zu entscheiden. So kamen also nur Krankenhäuser oder Hotels infrage. In diesen Institutionen gab es einzuhaltende Regeln und Vorschriften und mehr Kontrollen zu deren Durchsetzung.

Durch die «Zentralstelle für internationale Arbeitsvermittlung für Jugendliche im Ausland» mit Sitz in Frankfurt a. M. wurde mir eine solche Stelle vermittelt, als sog. «domestic-Au pair» in einem Hospital in St. Albans im Norden Londons. Nach vielem Schreiben – den nötigen Ein- und Angaben zu den gemachten Vorstellungen – bekam ich von dort die erhoffte Zusage. Meine gestellte Bedingung, in dieser Zeit eine Sprachschule besuchen zu können, wurde dabei zugesichert.

Zu dem oben erwähnten «vorgesehenen» halben Jahr Aufenthalt ist folgende Erklärung nachzutragen: Üblich ist das sog. England-Jahr. Demnach hatte ich das Stellengesuch für ein volles Jahr eingereicht, individuell jedoch mit der Absicht, es nach sechs Monaten abzubrechen und nach Deutschland zurückzukehren. Ich hoffte natürlich, schon

dann die englische Sprache genügend zu beherrschen, um so meine Zusage für Schloss Lerbach einzuhalten.

Ende März also nahte der Tag der Abreise und damit des vorläufigen Abschieds von Lerbach. Mit einem lachenden und einem weinenden Auge feierte ich diesen zusammen mit der gesamten Belegschaft.

Erleichtert wurde der Auszug durch den gleichzeitigen Weggang einiger guter Kollegen, die ebenfalls auf diesen Zeitpunkt hin gekündigt hatten (dies auf Grund einer angekündigten allgemeinen Lohnkürzung!). Erleichtert war ich auch durch die Gewissheit, in einem halben Jahr wieder hier arbeiten zu können...

Am 23. März 1960 war mein letzter Arbeitstag. Ich hatte noch einige Tage Urlaub, in denen ich in Ruhe die letzten Vorbereitungen für die Reise traf, verschiedene Einkäufe machte, das Gepäck aufgab, und auf Abschiedstour zu lieben Freunden und Bekannten ging. Nachdem sämtliche Formalitäten erledigt, die Reisepapiere sowie die Fahrkarten in meinen Händen und die Zelte abgebrochen waren, startete ich am 29. März gen «England». Mit dem Zug fuhr ich nach Ostende, bei rauer See mit der Fähre über den Kanal und von Dover dann wieder mit dem Zug weiter bis nach London-Liverpool-Station. Ich staunte nicht schlecht, als ich dort von einem Beauftragten des Thomas Cook & Son-Reisebüros abgeholt wurde. In der wartenden Menge erspähte ich ein Empfangsschild mit meinem Namen!

Die gesamte Reise, von der Reservation des Sitzplatzes ab Köln bis zur «Ablieferung» am späten Abend im neuen Domizil, einschliesslich des Gepäck-Transfers, lag in der Verantwortung der oben erwähnten Jugend-Arbeitsvermittlung in

Verbindung mit der Hospital-Direktion. Eine in der Tat wirklich effiziente Rundum-Betreuung! Dass mir alle diese Dinge abgenommen wurden – darüber konnte ich nur froh sein – war vermutlich meinem Wunsch der Hospital-Lösung zu verdanken. Wieder einmal hatte ich Glück – führte mich mein gütiger «Lotse» doch auch hier problemlos weiter zum nächsten Ziel.

Die gesamten Reisekosten übrigens wurden zu je einem Drittel von der Frankfurter Behörde, von meinem englischen Arbeitgeber und von mir übernommen – letzteres allerdings in kleinen, verkraftbaren Portionchen von meinen zukünftigen wöchentlichen «wages». Nun war ich abermals gespannt auf Neues! Auf England...

1959 – nach Schloss Lerbach – enden die Tagebuch-Aufzeichnungen. Nachfolgend letzte kurze Einträge im Januar-März 1960:

«...Herr Bollwahn war bei mir im Büro und hat sich die Kassenberichte (wegen Einnahmen) angesehen! !...» (26.2. 1960).
....Frau Holbein hat mich abgeholt. Sind nach Bensberg. Von da mit Bus nach Wiehl/Luftkurort gefahren. Dort in Jugendherberge. Wir waren rund dreissig Personen. Alles Mädchen aus der Ostzone...» (14.3.1960).

(Nachtrag zur ‚Gilde‘: Weitere hier nicht aufgeführte Reisen: Nach Holland (Pfingsten), Wochenendfahrten nach dem Oberbergischen in die Jugendherberge, nach der Ogger-Talsperre zum Camping mit Mondwanderung – bei herrlichem Wet-

ter, Sonne und Wasser. Weiter Wochenendfahrt an die Ahr – nach Ahrweiler und Bad Neuenahr, den Kurpark mit Sonntags-Konzert. Viele Bummel durch Köln – mit wenig Geld und doch frei und glücklich!

Das Schönste: wunderbare Tage (eine Woche) eine Urlaubsreise in das schöne Land Schweiz!

Dank für diese schönen und interessanten Unternehmungen an die Betreuer Herrn und Frau Holbein und Frau Hennes.)

«... Schlimme Nachrichten von Wolfgangs Vater... Hiobsbotschaft, darf nicht daran denken!! ... Nichts weiter darüber...» (Anfang März 1960).

«...Von Mutti zu Hause jetzt auch nur schlechte Nachrichten, Streit und Not – immer das alte! Mir vergällt das alles, so dass ich kein Verlangen mehr habe, an meine Mutter weder zu schreiben noch was zu schicken... Ich weiss jetzt nicht einmal ihre Anschrift, da sie dieser Tage nach Berlin zu Hanna wollte... Meine beiden Lieben sind mir abhanden gekommen... England wird mich hoffentlich ablenken...» (Anfang März 1960.)

«...Heute das letzte Mal in Lerbach gearbeitet...» (23.3.1960).

«...Bin allein nach Köln. Habe noch vieles verschiedenes eingekauft. Ins Haus ‚Ruth‘ und bei ‚Gilde‘-Leuten verabschiedet...» (25. 3.1960).

«... Wir haben schweren Herzens unsere Koffer gepackt... Heute in aller Frühe mit den Kolleginnen zum Bahnhof. Sie fahren nach Hause und ich eben nun nach England...» (Ende März 1960).

ENGLAND

«... Ich denke an Lerbach. Es sind erst acht Tage vergangen, mir scheint es wie eine kleine Ewigkeit...

.. Ich sitze jetzt hier in meinem einsamen und kalten Zimmer irgendwo in England bei London und denke an all dies. Komisch, man muss immer etwas aufgegeben haben, um sich dessen erst bewusst zu werden, wie man damit verbunden war. Und so denkt man dann in solcher Zeit, da man Erinnerungen hat – die einem, besonders mir, so wichtig sind – dass ich sie so aufschreiben muss. Später urteilt man vielleicht anders, aber jetzt bin ich in einer Verfassung, die mich eine halbe Stunde vorher hemmungslos weinen liess.

Jetzt momentan friere ich in meiner Bude, es ist kalt und ich hänge mir zwei Jacken über. Ich bin dermassen mit der Vergangenheit beschäftigt, dass ich nicht umhin kann, alles niederzuschreiben. Aber das ist alles jetzt, ich wollte es so, und ich werde wieder zurückkommen können...» (St. Albans, 2.4.1960).

30. St. Albans – Erste Eindrücke und Eingewöhnung

St. Albans war eine gediegene Londoner Vorstadt, die in ihrer Gemütlichkeit und mit ihrer gut bürgerlich durchmischten Bevölkerung fast ländlich wirkte. Das Hospital lag etwas ausserhalb und war von der Mall im Zentrum zu Fuss in ca. 10 Minuten zu erreichen. Umgeben war es von einem schönen Park und einem angrenzenden kleinen See. Verteilt auf mehreren zweistöckigen Gebäuden waren auf einem relativ grossen Gelände die

verschiedenen medizinischen Abteilungen untergebracht.

Der Anfang im kalten England war schwer. Ich konnte wenig bis kein Englisch, war zu Beginn in einem kalten Zimmer untergebracht und dachte viel an das aufgegebenes schöne Leben in Lerbach. Meine trostlose Stimmung zu Beginn dieser England-Zeit «offenbaren» die obigen Tagebuch-Notizen. Überhaupt war mir alles noch sehr fremd und in gleicher Weise ungewohnt. Das besserte sich aber mit der Zeit rasch dank der hier hilfreichen Kameradschaft. Ich war mit vier deutschen Mädchen aus dem Schwäbischen, die zusammen hergekommen waren, in einer Gruppe eingeteilt. Die Arbeit war relativ leicht, wenn auch gewöhnungsbedürftig. In einer Arbeitskluft von einheitsgrauen Kitteln – nicht unähnlich einem Knasttunee – bewaffnet mit Eimern, Mops und Besen, putzten wir Böden, Flure, Kranken- und Schwesternzimmer auf den verschiedenen Wards, den Stationen. In der Reihenfolge gehörten ebenso Küchendienst sowie das Reinigen und Bettenmachen von Personalzimmern höherer Angestellter dazu. Zwei freie Tage pro Woche wie überhaupt kulante, weil niedrige Arbeitszeiten, waren die Regel. Dies dank den starken englischen Gewerkschaften, von deren früheren Arbeitskämpfen wir nun ebenfalls profitierten. Der Lohn lag wöchentlich bei über £ 4.00! Eine nicht schlechte Bezahlung für diese Arbeit. Unsere Unterkunft war unweit des Zentrums in einer zu einem Personalhaus umfunktionierten schönen, alten Villa mit Garten. An Arbeitstagen nahmen wir das Essen im Personalraum

des Hospitals ein, durften dort aber auch nach Feierabend oder an freien Tagen essen gehen. Es war also alles bestens geregelt. Nun konnte kommen, was wollte und sollte.

Die einzige Beanstandung galt dem zugestandenen Schulbesuch, der pro Woche nur für jeweils einen Abend vorgesehen war – für mich zu wenig und deshalb unbefriedigend. Alles in allem jedoch hatte ich es nach den anfänglichen Befürchtungen doch besser als erwartet getroffen.

An freien Tagen erkundete ich die Umgebung – meistens in wechselnder Gesellschaft von deutschen Mädchen aus den Arbeitsgemeinschaften, die ebenfalls gerade ihren «day off» hatten. Der Clou dabei: wir haben für diese Ausflüge stets die sparsame Tramp-Methode – weil zum Nulltarif – in Anspruch genommen, d.h. wir sind ausnahmslos per Anhalter auf diese «Reisen» gegangen. Zu jener Zeit war das noch recht gefahrlos, und so benutzten viele Studenten und Sprachschüler diese Möglichkeit der Fortbewegung. Dabei waren die Engländer die angenehmsten Autofahrer oder eben Mitnehmer, die man sich wünschen konnte. Wir hatten nie Probleme wegzukommen – natürlich oft mit etwas Zeitverlust – hin und wieder auf diesen Fahrten schon mal fiese Typen, aber ansonsten keine riskanten Situationen erlebt. Im Gegenteil! Wir haben oft sehr nette Menschen getroffen und dank ihnen viele nahe und ferne Gegenden, interessante Städte und uns unbekannte Sehenswürdigkeiten sehen und erleben können.

Ausser in den rein medizinischen Belangen und Stationen wurde der ganze La-

den von einer regelrechten «alten Garde» zusammengehalten. Die ältlichen Damen glichen eher gestrengen Gouvernanten als Krankenhaus-Verantwortlichen. Sie hatten die Befehlsgewalt über das administrative, das Pflege- und das Domestic-Personal – unsere Putzkolonie. Letztere wurde hauptsächlich von Ausländerinnen gestellt, meistens von Deutschen. Insgesamt kamen die Jugendlichen aus Deutschland, Frankreich, Italien, Spanien, Skandinavien, Holland sowie aus Südamerika und Asien. Gegen diese geballte internationale Übermacht hielten einige darin «verirrte» putzige Engländerinnen mit einem bewundernswerten Insel-Patriotismus dagegen, den besonders wir Deutschen bewusst respektierten. Ich musste viele Male über diese (meist) dürren Engländerinnen schmunzeln, ja oft sogar herzlich lachen. Ob sie nun etwas zu sagen hatten, z.B. in der Administration, oder wie wir Domestics waren: Ihr trockener Humor, den sie noch dazu mit todernstem Gesicht vorzutragen verstanden, um danach selbst darüber zu lachen, machte die häufig trüben Tage für uns schon viel heiterer. Und sie behandelten uns, sofern wir unsere Arbeit ordentlich machten, auch ungezwungen freundlich, wobei ihre anfängliche Hochnäsigkeit einer witzigen wie erstaunlichen Lockerheit wich.

Nach gut drei Monaten ging das Kleeblatt aus meiner Arbeitsgruppe, nachdem deren England-Jahr abgelaufen war, zurück nach Deutschland. Wieder einmal sagte ich bedauernd Adieu, hatten wir doch viel Spass während unserer gemeinsamen Zeit im Putzgeschwader. Durch sie habe ich übrigens den urgemütlichen schwäbischen Dialekt so richtig kennen und verstehen gelernt.

Nach ihnen kamen neue Mädchen, ebenfalls aus Deutschland. Und wiederum gab es eine gute Gemeinschaft. So habe ich immer wieder samt und sonders – aus West und Ost – ungemein patente junge Menschen getroffen. Ein Weiteres war die Erfahrung, dass die meisten von ihnen trotz mancher Widrigkeiten und Unzulänglichkeiten enorm willens waren, durchzuhalten – im Interesse ihres späteren Lebens. Trotzdem hatten sie ihren Spass, ja waren sogar voll unbekümmerten Übermuts. Eine für so vieles empfehlenswerte, wunderbare Einstellung!

Der deutsche Dichter Theodore Fontane fand dafür die folgende, zeitlose Lebensweisheit: «Leicht zu leben ohne Leichtsin, heiter zu sein ohne Ausgelassenheit, Mut zu haben, ohne Übermut – das ist die Kunst des Lebens!» Ohne diese klugen Worte zu kennen, hatten wir sinngemäss ebenso diese allgemein gültige Einstellung.

Eines Tages platzte in diese kleine, friedliche Welt eine Bombe! Sie kam in Form eines Briefes von meinen Kollegen aus Lerbach, dessen Inhalt eine für mich zerstörerische Wirkung zeigen sollte. Es lag ein Zeitungsartikel bei. Zwei Tage darauf erhielt ich zusätzlich eine begründende und entschuldigende Erklärung von Herrn Bollwahn: Schloss Lerbach war am Ende! Die Hotel- und Kurhaus GmbH gab es nicht mehr! Mein – nun ehemaliger – Chef hatte Konkurs anmelden müssen. Drei Monate nach meinem Weggang konnte ich damit meine Hoffnungen, dort jemals wieder arbeiten zu können, begraben.

Die Hiobsbotschaft: Nachdem Revisoren in der Zentrale und danach in Lerbach über die Bücher gegangen waren und

selbst der Treuhänder nichts mehr aufrichten konnte, musste die gesamte Anlage geschlossen werden.

Vor nicht einmal drei Monaten hatte ich mit einer unmerklich dunklen Ahnung den Betrieb verlassen. Ein Fingerzeig waren die häufigen Kündigungen der Kollegen auf Grund von notwendigen Lohnkürzungen – offensichtliche letzte Rettungsversuche, um damit das drohende Unheil doch noch abzuwenden oder zumindest hinauszuzögern. Zudem wusste ich um die unseligen Kredite, Schecks und Wechsel, die Herrn Bollwahn ja weiterhin im Nacken sasssen und termingerecht eingelöst werden mussten. Vermutlich hatten nach meinem Weggang mangelnde Kontrollen, dadurch nicht eingehaltene Zahlungsverpflichtungen die ohnehin sich abzeichnende Entwicklung nur noch beschleunigt. Zurückgehende Einnahmen hatten die Situation nicht eben besser gemacht. Das Ende war nicht mehr aufzuhalten. Letztendlich war das gesamte luxuriöse Hobby-Anwesen auf die Dauer zu einer leider unhaltbaren, kostenintensiven Belastung geworden.

Mir tat es für dieses wunderbare Anwesen und schöne Hotel unendlich leid. Ich denke dabei (trotz der anfänglichen Unterbezahlung) an eine unbeschwertere und ungemein lehrreiche Zeit. Um dieses unrühmliche Ende begreifbar zu machen, habe ich die eigentlich sonst wenig spektakulären Ereignisse des Hotelbetriebes überhaupt so ausführlich geschildert.

Nun, ich würde eine andere Arbeitsstelle finden, und hakte mit diesem Vorsatz nun auch gedanklich diese Episode ab.

In den 70er-Jahren fand ich anlässlich eines Besuches das Areal ziemlich ver-

nachlässigt vor. Zudem war es zweckentfremdet worden und hatte so offensichtlich nicht mehr die Aufgabe, repräsentieren zu müssen. Angesichts meiner Erinnerungen ein trauriges Bild! Ich war in Begleitung meines Mannes und wollte ihm meine damals so exklusive Arbeitsstelle zeigen.

Zu meiner grossen Freude hat es jetzt jedoch wieder einen ausgezeichneten Ruf – ja, es ist sogar noch schöner geworden. Auf eine kürzlich erfolgte Einladung hin konnte ich mich persönlich davon überzeugen. Nach seiner Wiederauferstehung ist es heute eines der bekanntesten Luxushotels und Gourmettempel Deutschlands.

Während des ersten halben Jahres in St. Albans habe ich nur noch sporadisch – der Authentizität geschuldete und besonders hervorzuhebende Daten aufgezeichnet; ab London dann endgültig die seit 1953 geführten Aufzeichnungen eingestellt.

Letzte Tage in St. Albans, letzte Tagebuch-Eintragungen, letzte traurige Gedanken, letztes wehmütiges Erinnern... «... *Nachmittags mit zwei Schwabenmädchen wieder durch die Stadt. Ist immer sehr verlockend, man kann viel und gut kaufen und Geld loswerden, aber ich will eisern sparen! Bin immer entweder am Geld rechnen oder Briefe schreiben. Habe mir überlegt, dass ich evtl, bis Nov. bleibe, d.h. sieben Monate, soweit das Englisch hinkommt...*» (9.4.1960).

«... *Sonntag. Heute wird für den Sommer in ganz England die Uhrzeit eine Stunde vorgestellt, ist jetzt wie in Deutschland...*» (10.4.1960).

«...*Heute Ostern. Bin mit der Schweizerin Margrit nach London getrampt. Ging*

prima! Direkt bis Hyde Park. Da (Seifenkistenredner) angesehen. Auch Dudelsackblasende Schottenmädchen. Da war viel Betrieb. Sind durch Hyde-Park spaziert. Dann in eine kath. Kirche zur Messe, das erste Mal in eine kath. Kirche. War interessant. Nachher bis spät noch in einen Schweizer Club. Da war Tanz. Es war sehr nett, uns unterhalten und auch getanzt. Mit dem Zug heim. Konnten noch rein!...» (17.4.1960).

«...*Heute heiratet Prinzessin Margaret. Tolle Hochzeit in London! Haben alles in Television gesehen. Herrliches Wetter. Abends mit den Mädchen noch ins Kino – ein Film über die Ostzone und Berlin, war gut...*» (6.5.1960).

«...*In neuer (Constanze) Artikel über deutsche Mädchen in England drin. Hochaktuell!...*» (11.5.1960).

«...*Habe schon viel (£ 38.–) gespart. Freue mich auf die Heimfahrt. Zeit vergeht schnell...*» (21.5.1960).

«...*Heute mit Elfte getrampt. Wollten nach Southampton. Aber zu weit. Hatten auch Pech, mir war schlecht, auch fiese Kerle. Aber nette Familie kennengelernt. Haben uns eingeladen. Spät heim. War trotzdem herrlich...*» (30.5.1960).

«...*Heute mit Margot nach Oxford getrampt. Hatten wenig Glück. Heute ein Scheisstag! Post von Lerbach! Schlimme Nachricht! Ich bin völlig erledigt, es macht mich fertig, kein Lerbach mehr...*» (8.6.1960).

«...*Mit Elfte nach London getrampt, prima geklappt. Waren in (Madame Tussaud), am Piccadilly, Trafalgar Square, Downing Street und nochmals am Parliament und Westminster.*

... Von Herrn Bollwahn Post bekommen, er lässt grüssen und schreibt vernünftig...» (13.6.1960).

«... *Wieder Post von Mutti. Sie ist noch*

in Berlin im Lager, war gesundheitl. nicht auf der Höhe, aber sie kommt rüber. Hat mir Abzeichen von Dresden und Berlin geschickt. Ich bewundere meine Mutter, der ich noch alles Gute und ein glückliches Wiedersehen wünsche!...» (14.7.1960).

«... Haben immer elenden Hunger, das Essen ist nichts für uns!...» (15.7.1960). «...Post von Mutti. Es geht ihr gut. Ich freue mich darüber... Heute durch Siegrids Päckel jede Menge Schwarzbrot und Butter gefuttern...» (30./31.8.).

«...Bin sehr traurig, es ist zu Ende, ich habe keine Courage mehr... Heute durchgearbeitet. Bin kaputt und nicht mehr zu genießen. Alles ist egal! ...Diese Woche war für mich furchtbar, ich dachte, alles sei zu Ende und glaubte an nichts mehr – Mutti, Wolfgang, Lerbach...» (9./10., 11.1960).

31. London – Umzug in die Hauptstadt

Ich änderte meine Pläne und entschied mich, aus dem ursprünglich vorgesehenen halben Jahr jetzt ein ganzes zu machen, also ein volles Jahr in England zu bleiben. Nun aber direkt in London! Abermals schaltete ich dafür die Frankfurter Arbeitsvermittlung ein und bat sie, mir dort eine gleichwertige Stelle zu vermitteln und dazu das nötige Permit zu erteilen. Es klappte wieder! Einverständnis und Vermittlung seitens der Administration in St. Albans sowie beratende Hilfe von deutschen Mädchen taten ein Übriges. Nach sechs Monaten in St. Albans und zwei Wochen Ferien zog ich also für die nächsten fünfzehn Monate direkt in das pulsierende Zentrum der Hauptstadt – in ein Hospi-

tal am Soho Square, unmittelbar hinter der Oxford Street. Eine der gleichzeitig mit mir aus Lerbach ausgezogenen Kolleginnen, eine Serviererin in meinem Alter, mit der ich mich angefreundet hatte, wollte ebenfalls nach England kommen. Ich konnte die Stelle für die restliche Zeit sogar für uns beide reservieren lassen. Und so starteten wir Mitte Oktober 1960 gemeinsam in das Londoner Abenteuer! Wiederum war ich in diesem Hospital als Domestic angestellt, in der Hierarchie sogar eine Stufe höher als vordem in St. Albans. Ich arbeitete nicht mehr als Putze für den Boden – das besorgten hier vornehmlich Portugiesinnen oder Asiatinnen, sondern in der Stationsküche. Eine in der Tat wirksame Beförderung! Ich hatte mit den Trollies das Essen zu den Patienten zu bringen, in der Küche Tee für die Ärzte und Stations-schwester zu kochen und bereit zu stellen, aber natürlich auch Berge von Geschirr abzuwaschen. Wir lernten die Doctors, deutschen Kaffee zu trinken und zu schätzen! Meine Freundin war für die gleiche Tätigkeit auf einem anderen Ward eingeteilt. So war es für uns eine absolut angenehmere Arbeit, zumal wir zusätzlich je eine weitere «domestic help», eine Arbeitshilfe, hatten.

Die Bedingungen hinsichtlich Freizeit und Lohn waren gleich geregelt wie in St. Albans. Weit wichtiger aber – der Schulbesuch war für mich viel vorteilhafter. Ich hatte an drei obligatorischen Nachmittagen in der Woche Unterricht, sofern ich wollte und es zeitlich möglich war auch an vier Tagen. Ein weiterer Vor-

teil: In diesem Hospital arbeiteten relativ wenige Deutsche. Zwar sprachen wir untereinander natürlich Deutsch, auf den Wards wie auf den Stationen herrschte jedoch das ungeschriebene Gesetz, allge-

mein nur Englisch zu sprechen. Eine un-
gemein hilfreiche Order, denn ich war ja
auch und gerade in dieses Land gegan-
gen, um die Sprache zu lernen! Im Übrigen
hatte ich bereits in St. Albans relativ
schnell das umgangssprachliche Eng-
lisch gelernt. Nun war es wichtig, dazu
die Grammatik zu pauken und somit die
Sprachkenntnisse zu erweitern.

Hatte ich von St. Albans aus das Hinter-
land und in London mehrheitlich nur
die touristischen Sehenswürdigkeiten
erkundet, war jetzt ausschliesslich die
Hauptstadt das Ziel meiner Neugier. Vie-
le Stunden streifte ich durch diese grosse
Stadt. So sah ich mir – wie vor Jahres-
frist in Paris – nun die pulsierenden und
auch stillen Strassen, Gassen und Plätze
an, wofür ich hier natürlich auch mehr
Zeit hatte. Und wiederum hatten es mir
hier vor allem die interessanten Ne-
benschauplätze angetan: das «Dickens-
Haus» in der Baker Street, der im Jahre
1666 abgebrannte alte Londoner Stadt-
teil, die (später abgerissenen) Gebäude
im Londoner Hafen, das von den Deut-
schen im Krieg arg zerstörte und noch
nicht wieder aufgebaute Viertel um St.
Paul's (was mir die Augen über die von
diesen zuerst angerichteten Bombardie-
rungen öffnete!). Weiter besuchte ich
die herrlichen Parks, wobei mir der Kew
Garden besonders gut gefiel. Staunend
durchstreifte ich die zahlreichen skur-
rilen Märkte. In Covent Garden lauschte
ich stehend! – weil am billigsten
– auf den obersten Rängen erstklassigen
Opernaufführungen. Ich ging in die
grossartigen Museen und Galerien und
besichtigte mit der Schule die Londoner
Börse, den Stock Exchange. In Green-
wich stand ich auf dem Null-Meridian
sowie auf der vor einigen Jahren abge-

brannten Kitty Sark. Und, und, und... Es
ist unmöglich, hier alles in Erinnerung
zu rufen.

Während dieser Zeit spürten wir die
schwirrende Luft der aufkommenden,
neuen Musikrichtung: die der Beatles,
die von England aus die ganze Welt er-
obern sollte. Ausgiebig tanzten wir nach
diesen ansteckenden Rhythmen und Me-
lodien. Dafür stiegen wir hinab in den
vielschichtigen Untergrund an der Ox-
ford Street, in dem die Clubs der Deut-
schen und auch Schweizer Landsmann-
schaften lagen. Dort tauschte man bei
einem Drink und angeregter Unterhal-
tung auch Erfahrungen und erfuhr Neu-
es aus der Heimat.

Stichwort Sparen: Obwohl ich viel unter-
wegs war und mir London wirklich zu
Gemüte führte, verwaltete ich weiterhin
buchhalterisch genau meinen Lohn. Ich
sparte wo und wie irgend möglich, um
später in Deutschland genügend Geld
zur Überbrückung zu haben. Das klapp-
te relativ gut, da ich von hier aus das
Päckchenschicken eingestellt hatte und
mir auch keine unnötigen Kleider kaufte.
Das Briefeschreiben sowie das Erhal-
ten von Post dagegen blieb auch wei-
terhin wichtiges Bindeglied zu meinen
Leuten in Deutschland.

Bei den zahlreichen Aktivitäten – der
Arbeit, der Schule, den Stadterkundun-
gen und den Freizeitbeschäftigungen
– vergingen die sechs Monate schnel-
ler, als ich es mir gewünscht hatte. Im
März 1961 war das offizielle Jahr abge-
laufen. Wir verlängerten den Aufenthalt
um einen Monat. Nach absolvierter er-
folgreicher Prüfung erhielt ich das für
mich wichtige Zeugnis der Sprachschu-
le, ebenso die Entlassungspapiere vom

Hospital, womit das England-Jahr theoretisch abgeseget und abgeschlossen war. Mit einigen uns noch zustehenden bezahlten Urlaubstagen verabschiedeten wir uns mit einiger Wehmut von dem quirligen London und reisten im Mai 1961 zurück nach Deutschland.

Dort trennten wir uns. Meine Freundin ging zurück ins Ruhrgebiet, und ich begab mich weiter auf Wanderschaft...

Hier habe ich die Tagebuch-Aufzeichnungen definitiv eingestellt.

32. Und wieder ein Neubeginn in Deutschland

Wieder in Deutschland, sah ich mich nach den so unsäglichen Nachrichten aus Lerbach veranlasst, meine Zukunftspläne neu auszurichten. Um daraus das Beste zu machen, die Enttäuschung hinter mir zu lassen und dafür wieder Neues kennen zu lernen, entschied ich, nach Bayern zu gehen. Einige zu erledigende Vorkehrungen im Zusammenhang mit meiner Mutter zwangen mich, vorerst ins Rheinland zurückzukehren. In Garmisch-Partenkirchen arbeitete ich dann wieder in meinem angestammten Beruf als Hotelsekretärin.

Ich wollte mehr verdienen, und so wechselte ich auf den Rat von Kollegen ins Servierfach. Der Verdienst war hier ungleich lohnender. Service-Erfahrungen aus der Lehrzeit, von Lerbach sowie England erleichterten mir diese Entscheidung. Die darauffolgende Anstellung in einer deutschlandweit vertretenen Restaurantkette ermöglichte mir durch gewünschte Versetzungen, während zwei Jahren interessante Städte und Regionen kennen zu lernen: Aachen, Solingen,

Nürnberg, Augsburg, Freiburg, Bad Wiessee, Starnberg u.a..

Als nächstes war die französische Sprache dran. Dafür ging ich im November 1963 in die Schweiz – in der Woche des Mordes an Präsident Kennedy! Das denkwürdige Datum erlebte ich in Feusisberg im Kanton Schwyz. Weitere Stationen waren danach Basel, Neuchâtel, Zermatt und Zürich.

Der mich bisher problemlos durch sämtliche Hindernisse, Unwägbarkeiten und Umwege lotsende «rote Faden» sollte mich danach eigentlich weiter über den grossen Teich in die USA, das von Anbeginn anvisierte Ziel, führen. Durch Vermittlung von Kollegen hatte ich in Florida bereits eine Stelle in einem «Swiss-Hotel» sicher. Im Sommer 1965 ersuchte ich dafür um eine Arbeits- und Aufenthaltsbewilligung. Nach zwei Jahren erhielt ich endlich das Visum!

Aber, bekanntlich kommt es oft anders, als man denkt und plant. Das Leben schreibt sein eigenes Drehbuch! Eine in dieser Zeit gemachte, ernsthafte Bekanntschaft – mein heutiger Mann – stellte mich vor die alles entscheidende Frage... Ich blieb!

Seit vielen Jahren lebe ich nun glücklich in der Schweiz – zusammen mit meinem lieben Mann – in einem malerischen Ort am schönen Zürichsee.

Mit dem Wiederhervorholen der Tagebuch-Aufzeichnungen fiel mir auch das längst verfallene Visum in die Hände, eine nur mehr anekdotische Erinnerung an eine wichtige Wendung in meinem Leben. Die Kindheit und Jugendzeit ist nie in Vergessenheit geraten. Im Gegenteil: Sicht und Besinnung auf die mein Leben prägende Epochen sind nie ver-

loren gegangen. Um es mit Erich Kästner in Erinnerung zu rufen «...nicht wie ein vergessener Schirm, der irgendwo in der Vergangenheit stehen gelassen wurde ...»

Anmerkungen zu den vorliegenden Ausführungen:

Aus der DDR war ich gewiss nicht geflüchtet, um dann ohne jeglichen Vorbehalt aus dem vorher so ersehnten und endlich erreichten Westen wieder dorthin zurückzukehren. Dafür habe ich, was ja einer der Beweggründe meines Weggehens war, danach viele schöne und interessante Reisen durch Europa, nach Amerika, Afrika und Asien persönlich nachgeholt.

Dennoch habe ich, dem Wunsch nach einem Wiedersehen mit meinen Lieben und meiner Heimatstadt entsprechend, während der folgenden Jahre wiederholt Besuche nach «drüben» unternommen – nach meiner Flucht zum ersten Mal im Jahre 1968 in Begleitung meines damals noch Verlobten. Zu dieser Zeit bereits in der Schweiz gemeldet, sowie nach der Heirat als Schweizer Bürgerin, konnte ich – als immerhin DDR-Flüchtling – relativ sicher sein, unbehelligt zu bleiben und nicht verfolgt zu werden. Bemerkenswert war dabei die stets korrekte Abfertigung und Behandlung seitens der DDR-Grenzer, dies im Vergleich gegenüber den West-Deutschen, wie ich es oft erlebt habe.

Nach beantragten Eingaben durch meine Schwester erhielt ich die jeweils nötige Einreisebewilligung für normale Familienbesuche oder für besondere Anlässe: Jugendweihe, Hochzeit, einem ernsthaften Krankheitsfall oder Todesfall eines nahen Verwandten. Regelmässig habe ich dabei natürlich weitere Verwand-

te, Bekannte und Jugendfreundinnen besucht sowie dabei so manch traurigen Gang durch das nun noch grauer gewordene Dresden gemacht! So habe ich in den Jahren von 1968 bis zur Wende im Jahr 1990 den weiteren Verfall der Stadt mit ansehen und mit wehem Herzen erleiden müssen! Umso grösser war meine Freude – und die vieler Dresdner und Nicht-Dresdner – über das Wiedererstehen Dresdens und seiner Prachtbauten, die ich in so trauriger Erinnerung verlassen hatte. Wer könnte da, im Wissen des Gesehenen, Erlebten und Niedergeschriebenen, je anderer Meinung sein...?

33. Wie ging es weiter...

...mit den Protagonisten, den mir nahe stehenden Personen aus meiner Kindheit? Wie ist es ihnen ergangen? Was ist aus ihnen geworden? Dazu folgende Ergänzungen:

Meine Mutter war im Sommer 1960 über ein Lager in Berlin ebenfalls in den Westen geflüchtet. Ihrer Darstellung nach war es ihr zu Hause nicht mehr möglich, mit der Familie meiner Schwester resp. meines Schwagers zusammen unter einem Dach zu leben. Es mag an beiden Seiten gelegen haben. Ich kannte ja meine Mutter... So riet ich ihr zu eben diesem «Weg». Nach Stationen in verschiedenen westdeutschen Lagern bekam sie in der Gegend von Euskirchen im Rheinland eine nette Altbauwohnung, die ich ihr komplett einrichtete. Dazu erhielt sie auch eine ausreichende Rente. Sie hatte ihr Leben lang gearbeitet und eingezahlt, was ihr im Westen sämtlich angerechnet wurde! Ich besuchte sie, so oft

ich konnte und hatte in diesem neuen Zuhause nun auch einen Platz für meine zwischenzeitlich umfangreicher gewordenen Effekten, Bücher und Kleider.

Auf Anraten meines Mannes, ich hatte im Sommer 1970 geheiratet, holten wir im darauffolgenden Winter meine Mutter zu uns in die Schweiz. Wider mein besseres Wissen! Wir hatten, da jetzt ein Haus, genügend Platz und mein Mann ein gutes Herz. Das ging etwa zwei Jahre lang gut, bis eben auch hier... wie gehabt... Sie hat uns beiden viel Unbill bereitet. Daraufhin besorgte ich ihr im Sommer 1973 eine adäquate Unterkunft am Bodensee auf deutscher Seite. Wieder richtete ich ihr alles her. Es gefiel ihr, es ging ihr gut. Ich besuchte sie oft, es war keine Distanz. Hotzdem! Aller gute Wille sollte letztendlich vergebens sein. Alte Dresdner Wurzeln sind schwer zu verpflanzen, wenn überhaupt. Diverse Reisen nach Dresden verstärkten ihren Willen, wieder in die alte Heimat zurückzukehren! 1976 packte ich dafür ein weiteres Mal ihre Habe. Im Winter 1980 verstarb sie im Alter von 80 Jahren an einer durch einen Sturz ausgelösten Nervenlähmung in Königsbrück bei Dresden.

Einer plötzlichen Eingebung und zunehmenden Neugier nachgebend, habe ich 1986 auf einer meiner Dresden-Besuchsreisen meinen Vater gesucht. Ob er noch lebte...? Wenn ja, was macht er? Wie geht es ihm? Wie sieht er aus? Diese Fragen waren Antrieb und zugleich der späte Versuch einer evtl. noch möglichen «Aufarbeitung». Seit vielen Jahren hatte ich nichts mehr von ihm gehört. Mit Hilfe von Verwandten, nicht zuletzt dank glücklicher Zufälle, erfuhr ich am letzten Tag meines strikt einzuhaltenden Rückreisetermins seine aktuelle Adresse.

Er lebte nach dem Tod seiner Frau in einem von vier grossen Senioren-Appartementshäusern im Süden Dresdens. Rauf und runter habe ich dort die unzähligen Namensreihen an den Klingeltableaus entziffert, um darunter endlich seinen Namen zu finden. Im letzten dieser hohen Bauklötze! Danach: erste Schockstarre auf beiden Seiten. Die Begrüssung war nicht eben überschwänglich, gar befremdlich. Unverhofft kommt eben doch nicht so oft, lag ja für ihn wie für mich eine lange Zeit dazwischen. Bei Tee und einem ersten Gespräch, dem über die Jahre noch etliche folgen sollten, haben wir dann ein doch relativ gutes Einvernehmen zustande gebracht. Ich hatte kein gefühlvolles Ihn gesucht. Das konnten und wollten wir beide nicht. Er hätte es auch nicht verdient! Wir haben einfach ein sachlich-vernünftiges Miteinander gefunden.

Man kann hier die oft gehörte, weise Aussage anführen: «Was oder wen man nie hatte, kann man auch nicht vermessen!» Wie wahr! Mit dieser Erfahrung wird manch gleich gelagerte Situation eben auch nicht unnötig verkompliziert. Ich erfuhr noch viel Interessantes und Wissenswertes von und über ihn. Bis ins hohe Alter las er noch in der Universitäts-Bibliothek, wanderte stundenlang im Elbsandstein-Gebirge, hielt er Vorträge über selbst erforschte naturwissenschaftliche Phänomene, beobachtete mit einem fest installierten Fernrohr die Sterne, schrieb an einer Enzyklopädie u.v.m.. 1990 ist er im Alter von 91 Jahren gestorben – an einem Malariaanfall! Eine alte Dame – eine gute Freundin von ihm – informierte mich über sein Ableben. So lernte ich erst jetzt seinen mir bis dahin unbekanntem Sohn, meinen Halbbruder, und dessen Familie kennen.

Eine nicht zu späte Erfahrung, und für mich überraschend, eine wunderbare zweite Familie! Und dies nach all dem vorherigen Verschweigen!

Meine unvergessene Tante Rosa starb im Jahre 1974 an Krebs. Sie lebte seit einiger Zeit in einem Altenheim. Dort habe ich sie vierzehn Tage vor ihrem Tod mit einem Sofortvisum noch besucht. Ihr ging es zuletzt nicht gut. Als Alleinstehende hatte sie Untermieter in ihre Wohnung nehmen müssen, die das ihr verbliebene restliche Heim zur Hölle machten, daraufhin aber wieder ausquartiert werden mussten! Darüber krank und schwach geworden, veranlasste meine Tante Martha ihre Einweisung vom Krankenhaus direkt ins Heim. Dies mit der Begründung, dass für sie allein die Wohnung zu gross sei und sie diese deshalb räumen müsse! Aus Sorge habe ich diese irri-ge Erklärung, wie ich später und zu meinem heutigen Leidwesen erfahren musste, unwissentlich mit unterstützt. Das Mobiliar wurde von den lieben Verwandten ziemlich rasch mit einem Lastwagen abgeholt. Ich habe ihr Grab über Jahre hinweg regelmässig besucht und gepflegt. Eine leider zu späte Fürsorge für diesen mir so lieben Menschen...

Die damals kleine Margitta, meine so quirlige Nichte, ist nun selbst Ehefrau und Mutter. Sie hat ebenfalls im Gastgewerbe gelernt. Heute betreut sie aufopferungsvoll ihre betagte, aber immer noch rüstige Mutter – meine Schwester, die es sich gern gefallen lässt! Die so für ihre Familie sorgende Frau und Tochter hätte eine allgemein bessere Wertschätzung verdient... Leider habe ich zu ihr nur lockeren bis wenig Kontakt. Gern jedoch denke ich an das niedliche kleine

Ding, das mich in meinen Sommerferien so liebenswert und anhänglich beschäftigt hatte.

Mit «Onkel Richard», meinem netten Kollegen aus der Fibu, habe ich mich noch lange geschrieben. In ausführlichen, humorvollen Briefen berichtete er mir jeweils von den Vorgängen in der «Kaskade». Über sein Ableben, etwa 1965, informierte mich seine Schwester, die er mir während meines Krankenbesuches noch vorgestellt hatte.

Zu meiner grossen Freude hatten anlässlich einer meiner Dresden-Besuche Mitte der 70er-Jahre einige der eingeschwo-ren früheren Kollegen ein Treffen organisiert. Später habe ich sie dann auf Grund ihres bereits vorgerückten Alters, und nicht zuletzt aus angeratener poli-tischer Vorsicht, aus den Augen verloren.

Im März 2009 starb meine so tapfere Jugendfreundin Tiaudel an einer sich innerhalb kurzer Zeit verschlimmern-den Darmkrankheit. Lebensverlängern-de Massnahmen, und damit ein verlän-gertes Leiden, hatte sie abgelehnt. Bis zuletzt strahlte sie trotz ihrer zuneh-menden Schmerzen eine immer noch bewundernswerte Lebensbejahung aus. Seit Jahren hatte ein Elektrorollstuhl ihre früheren Beinschienen, die ihren Kör-per nicht mehr genügend zu stützen vermochten, ersetzt. Damit hatte sie es bedeutend leichter und war obendrein mobiler. Regelmässig habe ich sie bei meinen Dresden-Aufenthalten besucht. Um mir dann jedes Mal eine Freude zu machen, fiel ihr stets ein neues lohnen-des Ziel ein, das wir dann gemeinsam ansteuerten. Um nur die bekanntesten zu nennen: ein Serenaden-Konzert im Zwinger, daselbst die Porzellan-Galerie,

eine Blumenausstellung in den Messehallen, der Grosse Garten und den Zoo, die neuen Repräsentationsgebäude am Elbufer wie den Dresdner Sächsischen Landtag, das Kongressgebäude und den Erlwein-Speicher als jetzt Luxushotel, die rekonstruierten Bauten im Zentrum und deren Innenleben, Veranstaltungen im Kulturpalast usw.. Die Reihe liesse sich beliebig fortsetzen. So verbrachten wir zusammen manch schöne, unterhaltsame und erinnerungsreiche Tage. Ich habe mich jeweils mit einem feinen Essen in einem Restaurant ihrer Wahl revanchiert, was sie allein nicht tat und dementsprechend sehr geschätzt hat. Anlässlich ihres Besuches bei uns in der Schweiz wollte es der Zufall, dass bei einem Ausflug an den Vierwaldstätter See ein heftiges Gewitter aufzog. Die Übereinstimmung mit der Schilderung in Schillers «Wilhelm Tell» fand sie total spannend. Ich vergesse nie ihre Aufgeregtheit angesichts dieser nach der Vorlage so realistischen Szenerie. Sie kannte ihren Teil. Noch nach Jahren sprach sie, immer noch fasziniert, von diesem für sie so besonderen Erlebnis.

Während der gesamten Zeit bis zu ihrem Tod versorgte sie mich regelmässig mit aktuellen Zeitungsberichten über Dresden, die ich förmlich verschlungen habe und weiter aufbewahre – für eine über die DDR- und Nachwende-Ära dokumentarische Geschichtsnachlese!

Zu meinen Jugendfreundinnen aus unserer Strasse – Helga, Ulla und deren Schwester – habe ich bis heute ebenfalls Kontakt gehalten. Gesundheitliche und familiäre Probleme haben auch sie nicht verschont und dennoch nicht verzagen lassen. Bei meinen Besuchen in Dresden werden dann jeweils unter viel Geläch-

ter die frühen Kindheitstage – eben die «nicht vergessenen Schirme» – wieder hervorgeholt; ein immer wieder zeitlos lustiges wie emotionales Thema und Ritual. Stets ist es auch Usus, einen Blick in unsere kleine Strasse zu werfen. Interessant war für uns dabei die folgende Erfahrung: Als dort eines Tages ein freundlicher Nachbar unser Tiio zu einer kurzen Besichtigung seiner Wohnung einlud, schienen uns die Räume gegenüber früher in unserer Kindheit viel kleiner (obwohl sie baulich ja unverändert geblieben waren). Mit zunehmendem Alter und damit des Grösserwerdens ändert sich das Verhältnis zum Umfeld. Das Gesetz der Verhältnismässigkeit, über das wir tatsächlich zu staunen vermochten! Jedenfalls haben wir uns riesig über diese interessante «Wohnungsbegehung» gefreut, die uns einen solch erinnerungswürdigen Blick in unsere Kindheit bescherte!

Ein Investor hat sich – ebenfalls zu unserer grossen Freude – des markanten Eckgebäudes (dem so genannten «Roten Haus», in dem Helga früher wohnte) angenommen. Dank der nötigen umfangreichen Sanierung wird diesem schönen Backsteinbau wieder neues Leben eingehaucht, und es wird in neuem Glanz weiterhin den Weg in unsere kleine Buchenstrasse weisen.

Von unseren wunderlichen alten Leuten nebenan hat Frau Schopf ihren Lebensgefährten, Herrn Noack, noch um einige Jahre überlebt. Beide krankten sie aber an der Bosheit ihrer im gleichen Haus wohnenden Nachbarn. Wie geschildert, bezog der alte Herr von der Holländisch-Königlichen Krone eine Pension für seine langjährigen Dienste in deren Asien-Kolonien. Diese Zahlun-

gen wurden jedes Quartal auf ein Konto in West-Berlin überwiesen, von dem die Haushälterin sie dann bei einer ihrer regelmässigen Fahrten abhob – und darüber schon mal mit den falschen Leuten sprach... Mit dem für die Beiden fatalen Ausgang, dass sie denunziert wurden! Der Vorwurf: unrechtmässiger Geldbezug resp. -besitz. Sie hatten das Einkommen bei den DDR-Behörden nicht gemeldet... Der Staat wollte logischerweise mitkassieren, zumal es sich um begehrte Devisen handelte. Weitere Fahrten nach Berlin-West wurden ihnen daraufhin untersagt, der ausländische Geldfluss damit unterbunden. Zu verdanken hatten sie dieses Verbot in erster Linie leider sich selbst durch eine Indiskretion gegenüber neid- und missgünstigen Menschen.

Herr Noack hat diesen Wortbruch und die Schadenfreude der perfiden Nachbarn nicht verwunden. Nach den vielen Jahren im Ausland waren diese Zahlungen seine einzige Einnahmequelle, mit der er seinen Lebensunterhalt bestreiten konnte. Aufkommende Existenzangst, dazu die Schikanen der Behörden und nicht zuletzt Verbitterung über die Schlechtigkeit der Menschen setzten ihm in der Folge derart zu, dass innerhalb kurzer Zeit sein ungewöhnliches Leben ein ebenso ungewöhnliches Ende fand.

Was nach dem Ableben seiner guten Haushälterin mit der unglaublichen Masse an Füllmaterial, dem Inventar der Wohnung geschehen ist, entzieht sich meiner Kenntnis. Ich war zu dieser Zeit bereits im Westen. Meine Tante Martha berichtete später, dass Frau Schopf bei der Nachricht von meiner Flucht in den

Westen die Tränen gekommen seien... Daraus ist zu schliessen, dass auch sie gute Erinnerungen hatte.

Wolfgang... Wolfgang hatte ich abgehakt! Trotzdem wollte ich ihn nochmals sprechen, seine ganz persönliche Meinung und Einstellung zu seinem plötzlichen Schweigen hören. An der alten Adresse habe ich ihn nicht mehr gefunden. Seine Familie war weggezogen und die neuen Mieter kannten sie angeblich nicht. Ich habe es dann endgültig aufgegeben. Ich hatte diese Erfahrung, zu recht und ohne Werthersche Nachwehen, verschmerzt!

Im Jahr 1995 sollte ich noch eine ganz eigene Überraschung erleben. Ich lernte einen für mich besonders interessanten Menschen kennen, von dessen Existenz ich bisher keine Ahnung hatte. Dies auf Grund eines Zeitungsartikels, der anlässlich des 50-jährigen Gedenktages der Bombardierung Dresdens erschienen war. (Ich las diesen Bericht auf einer unserer Wohnmobil-Reisen im fernen Spanien!). Darin schildert ein Horst Jockusch seine Kindheit während der 30er-Jahre am Neumarkt, an der Frauenkirche, in der Münzgasse* – in der Nummer 9!

Unvermittelt erinnerte ich mich dabei an den Namen der unter uns wohnenden Nachbarn, den meine Mutter oft erwähnt hatte – an deren zwei damals etwa sieben Jahre alte, blonde Zwillinge in kurzen Hosen! Wieder in Dresden, fand ich die Adresse des Unterzeichnenden heraus und setzte danach einen Brief

auf, in dem ich in Kurzfassung meine frühe Kindheit schilderte. Mit grosser Spannung erhielt ich das erwartete Antwortschreiben. Und so erfuhr ich wiederum dessen eigene Geschichte. Seine Leute hatten sich noch vor der Bombardierung an der Elbe in Sicherheit bringen können. Er selbst war, mit Jahrgang 1925, bereits Soldat und so dem Inferno in Dresden entkommen. Zu DDR-Zeiten war er ein bekannter Grafiker und Kunstmaler. In dieser Eigenschaft lehrte er viele Jahre als Dozent für bildende Künste an der Dresdner Kunstakademie, der «Zitrone» an der Brühlschen Terrasse. Und natürlich war er ebenso überrascht und erstaunt wie ich, dass – neben seiner Familie – überhaupt noch jemand aus unserem Haus die Zerstörungen überlebt hatte!

Trotz seines bereits hohen Alters übte er noch lange sein Metier in seinem privaten Atelier aus, in dem er an alten Druckpressen seine in den verschiedensten Techniken und Materialien handgefertigten Kunstdrucke und -blätter herstellte. Im Sommer 2008 habe ich ihn das letzte Mal besucht, nachdem ich durch seine Frau von einer ihn bereits zeichnenden Alterskrankheit erfahren hatte. Viele Kontakte, Besuche, Briefwechsel sowie zahlreiche mir überlassene Drucke, Grafiken und Zeichnungen haben meine persönliche Dresdner Münzgassen-Geschichte – dank ihm – ungemein bereichert. Ihn kennen zu lernen, war für mich eine unerwartete und zugleich eindrückliche Erfahrung. Und wieder war es ein wunderbarer, diesmal meiner Jugendfreundin Traudel zu verdankender, ergänzender Mosaikstein meines frühesten Lebens in der alten Münzgasse!

Ein weiterer erstaunlicher Zufall wollte es, dass ich vor wenigen Jahren einen

mir eigentlich unbekanntem und doch «alten Bekannten wiedertraf»... Wir hatten vor vielen Jahren die Bombardierung Dresdens am gleichen Ort überlebt!

Anlässlich eines von der «Stiftung Frauenkirche» alljährlich durchgeführten Treffens, zu dem jeweils noch in der alten, unzerstörten Kirche Getaufte, Konfirmierte und Getraute eingeladen werden, kam diese jüngste Überraschung durch einen – von einem Herrn Stanke aus New York! – eingesandten Erinnerungsbericht zutage. Darin schildert dieser sein Überleben der Bombennächte, zusammen mit seiner Mutter, im Bunker des Albertinums! Ebenfalls ausgebombt, war die Familie dann nach Amerika ausgewandert.

Natürlich habe ich danach auch diesen ungemein liebenswürdigen Menschen getroffen, als er mit seiner amerikanischen Frau zu diesem Treffen anreiste.

Man kann sich unser beider Empfinden anlässlich dieses «Wiedersehens» vorstellen – nach nunmehr 65 Jahren! So verbindet uns tatsächlich eine, bislang unbekannte, frühe Schicksalsgemeinschaft, aus der nun ebenfalls eine wunderbare Freundschaft wurde.

Es ist dieses den Dresdnern eigene gleiche Fühlen und Denken – egal wohin in alle Welt es sie verschlagen hat!

Viele dieser Menschen hat mein Mann auf unseren zahlreichen, gemeinsamen Reisen in meine alte Heimat ebenfalls kennen, schätzen und lieben gelernt.

Sie alle behalte ich in lieber Erinnerung.

«Das Leben wird vorwärts gelebt und rückwärts verstanden.»

(Sören Kierkegaard)